
Erinnerungen
von
Heinrich Seidel

Erinnerungen an Heinrich Seidel

Erinnerungen

an

Heinrich Seidel

Mit ungedruckten Briefen, persönlichen Aufzeichnungen und Mitteilungen aus dem Nachlaß

von

H. Wolfgang Seidel



Stuttgart und Berlin 1912
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Meiner lieben Mutter

zugeeignet

Inhalt

	Seite
Der letzte Poet des Tunnels	9
Allerlei Träume	55
In der Frobenstraße 36 und am Karlsbade 11	73
Der Allgemeine deutsche Reimverein (Dr. Havelmüller)	111
Johannes Trojan	149
Der Naturfreund	223
Unser Vater	249
In der Bibliothek	263
Aus der Werkstatt	293
Weihnachten	371
Der Heimgang	385

Der letzte Poet des Tunnels

I

Nachdem mein Vater von 1862 bis 1866 in zwei Güstrower Maschinenfabriken (bei H. Kähler und C. Brockelmann) erst am Schraubstock und Amboß und dann als Zeichner gearbeitet hatte, begab er sich im Oktober 1866 nach Berlin, um dort noch einige Jahre an der Gewerbeakademie zu studieren. In der Tasche trug er ein Zeugnis, das ihm umständlich bescheinigte, er habe „mit Fleiß, Interesse und richtigem Verständnis die ihm aufgetragenen Arbeiten ausgeführt, auch müsse man seiner Führung das aufrichtige Lob zollen, das dem bescheidenen, gesitteten Manne gebühre". Daß dieser Mann in seinem Koffer die Konterbande lyrischer Gedichte und ähnlicher Luftgespinste mit sich führte, daß er beim Schraubenschneiden Verse machte und die Seiten seines technischen Fachkalenders mit Märchenschilderungen bedeckte — das alles blieb sein sorgsam gehütetes Geheimnis. Tagsüber hockte er über dem Zeichenbrett, während um ihn die Bleistifte und Reißfedern seiner Mitarbeiter scharrten, etwas stubenfarben und ganz in die verborgenen Schönheiten einer Ziegelmaschine oder einer Mühle vertieft, nach Feierabend jedoch und

bis tief in die Nacht hinein lag er auf seinem gebirgigen Sofa, trank dünnen Tee und verlor sich in den Irrgängen von Tiecks Phantasus oder begleitete Tristram Shandy auf seiner skurrilen Reise in die Welt. Er kam damals nach Berlin gewiß in der Absicht, das Höchste in seinem Beruf zu leisten; doch wird man annehmen dürfen, daß über den eisernen Brückenbogen, mit denen seine Phantasie alsbald die Straßen und Kanäle der Hauptstadt überspannte, zu allen Zeiten eine Wolke singender Lerchen stand. Als ein Unbekannter ertrank er zunächst in der Einsamkeit der großen Stadt oder (wie er ärgerlich meinte) des großen Dorfes Berlin. Die letzten Ausläufer der Kriegswoge spülten noch durch die Straßen und schäumten von bedrucktem Papier. Unter den Linden waren die Kanonen der via triumphalis in Reihen aufgefahren. Aus den Pforten der Krankenhäuser strömten die entlassenen österreichischen Soldaten nach Hause, auch sie froh des rasch gewonnenen Friedens. In den Bezirksvereinen wurde bis tief in die Nacht über allerlei Siegesfeiern beraten, und man sprach befriedigt von den Landwehrfrauen, die nebst ihren Kindern Siegestaler empfingen. Bereits erschien, knapp drei Monate nach Königgrätz, eine Geschichte des glorreichen Feldzuges; wer Lust und Geld hatte, konnte im „Preußen-Album" die Bildnisse der erfolgreichen Generale, sauber in Stahl gestochen, nach Hause tragen. Auf das dritte Heft von „Müller und Schulzes Kriegserlebnissen" wurde Sturm gelaufen. In der Vossischen Zeitung las man, daß auch

die Herren Feldprediger bereits an eine Schilderung ihrer Abenteuer herangetreten seien, und die Vossische bemerkte dazu entschuldigend, daß dies natürlich „vom Standpunkt des Seelsorgers aus" geschehe. Die Singakademie beunruhigte für ihre Siegesfeier den Geist Händels. Am 6. Oktober endlich wurde für achtzehn Silbergroschen die „neue Karte von Deutschland" angeboten und fand reißenden Absatz. Vor Menzels Krönungsbild, das die Akademie schleunigst ausstellte, staute sich das allgemeine Wohlwollen, und Bismarcks Name wurde ausgesprochen wie der eines Volkshelden, dessen Lebensweg man mit Rosen bestreut hatte; dabei waren kaum fünf Jahre vergangen seit jenem Tage, da König Wilhelm, auf den Opernplatz hinausblickend, die Worte sprach: „Dort wird einmal mein Schafott stehen!" „Unser abgelegenes Königreich", wie man noch 1854 schrieb, begann die ersten Schritte zur Weltmacht. Allgemein war die Überzeugung, daß Preußen und vor allem die Hauptstadt am Beginn eines märchenhaften Aufschwunges stehe; mit Stolz und prophetischem Ernst berichteten die Zeitungen, daß bei dem kürzlich gefeierten Illuminationsabend nicht mehr und nicht weniger als dreißig Gardinenbrände stattgefunden hätten!

So hat mein Vater die Entwicklung der Weltstadt Berlin von ihren ersten kümmerlichen Anfängen an miterlebt; als er im November 1906 in Großlichterfelde starb, hatte er soeben das vierzigste Jahr seines Berliner Aufenthaltes vollendet. Da dieser Aufenthalt in der Selbstbiographie nur flüchtig auf achtzehn Seiten be-

handelt wird*), so seien hier wenigstens einige Daten über seine Ingenieurzeit (1868—1880) mitgeteilt.

Die Berliner Studienzeit reicht nur von Oktober 1866 bis Juli 1868; er besuchte die Gewerbeakademie, um sich theoretisch als Mechaniker auszubilden. Der Lehrgang umfaßte sechs Semester, von denen er, da er schon drei Semester in Hannover studiert hatte (1860—1862), nur vier durchmachte. Nach Ablauf dieser zwei Jahre hatte er große Mühe, eine Stellung zu finden. Er dachte daran, nach England auszuwandern, gab es aber auf, als Berufsgenossen, die sich dort hungernd durchschlugen, dringend abrieten. Ein Versuch bei Borsig war erfolglos. Ebenso wenig führte eine Anfrage bei Hamburger Bekannten zu einem Ergebnis. Im August 1868 wartete er auf dem Gute eines Verwandten seiner Mutter (Damm bei Pasewalk) auf die Entscheidung der Fabrik Egells, „essend, schlafend und spazierengehend". Auch diese Hoffnung zerrann, aber am 1. September glückte es ihm, im technischen Bureau von Wöhlert anzukommen, einer der führenden Berliner Maschinenfabriken. Er war dort einer von zwanzig Technikern, so daß er zunächst im Bureau nicht viel zu tun hatte, desto mehr aber in der Werkstätte, in der gegen 1000 Arbeiter beschäftigt wurden. Hier blieb er bis Februar 1870 und baute Lokomotiven, anfänglich unter großen Nöten, denn er hatte für diesen Zweig seines Berufs nie viel

*) Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Von Heinrich Seidel. Gesamtausgabe. Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. S. 164—182.

Neigung gehabt; seine besondere Begabung, „vor der gestellten Aufgabe zu lernen", half ihm auch hier durch.

Vom Februar 1870 bis 1. August 1872 war er alsdann auf dem Bureau der „Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn-Gesellschaft" tätig. Er entwarf dort eiserne Dächer, Brücken und hydraulische Hebevorrichtungen für den Zentralbahnhof in Magdeburg und den Potsdamer Bahnhof in Berlin.

August bis Oktober 1872 sah er sich wieder ohne Stellung und benutzte die Zeit, das „Zauberklavier" zu schreiben und an seinen Bruder Hermann Berichte zu schicken („teils aus Plaisir, teils aus Langerweile") über „das neue Viechzeug im zoologischen Garten und das große Vogelhaus".

Mit dem 1. November des Jahres endlich begann seine entscheidende Tätigkeit als Ingenieur: er trat ein in das Bureau der „Berlin-Anhaltischen Eisenbahngesellschaft". Hier hat er die Unterführungen der Yorkstraße, des Schiffahrtskanals, des Tempelhofer und Halleschen Ufers zu Berlin konstruiert; vor allem aber schuf er die riesenhafte Überdachung des Anhalter Bahnhofs zu Berlin, sowie dessen eiserne Fenster und hydraulische Aufzüge. Er pflegte auf die Erbauung dieses Hallendaches später mit den Worten hinzuweisen: „ich bin jedenfalls nicht wegen verfehlten Berufes unter die Schriftsteller gegangen"; denn eine derartige Überspannung größter Weiten und mächtiger Räume war damals auf dem Festlande noch unerhört. Zwar zeigten zwei englische Bahnhofshallen eine noch größere Breite — die

St. Pancrasstation in London wies sogar 72 Meter auf gegen die $62^1/_2$ des Anhalter Bahnhofs —, in der Höhe konnten aber auch sie nicht mitsprechen. Durchaus neu war die Aufstellung des eisernen Dachstuhls. Je zwei der großen Doppelbogenträger, deren im ganzen elf vorhanden waren, wurden auf einem feststehenden Gerüst am Ende der Halle zusammengebaut und nach ihrer Vollendung durch eiserne Wagen an ihren Bestimmungsort gefahren; die Geleise dieser Wagen liefen auf der Krone der Hallenseitenwände entlang. Die auf diese Weise jedesmal fortbewegte Last betrug etwa 1600 Zentner. Die Art der Aufstellung erregte in Fachkreisen größtes Aufsehen, und sämtliche technischen Körperschaften, Vereine und Hochschulen, sowie fast alle in Berlin anwesenden namhaften Sachkenner waren nacheinander bei den verschiedenen Überschiebungen zugegen.

Da sich ihm nach Abschluß dieser Arbeiten keine entsprechende Beschäftigung darbot, so trat er mit dem 1. Mai 1880 aus dem Bureau aus und lebte fortan als freier Schriftsteller; seit April 1895 wohnte er in einem Landhause des Vorortes Großlichterfelde.

Berlin gefiel ihm in jenem Herbst 1866 sehr wenig. Er kannte keinen Menschen, und wir pflegen nur da glücklich zu sein, wo persönliche Gemeinschaft mit andern das Bewußtsein unseres Wertes und die Empfindung geistigen Fortschreitens wach erhält. Zuweilen erschienen in seiner Einsamkeit die auf Sommerwolken gemalten Bilder eines kurzen Junitraumes, und dann schrieb er Sonette, in denen das Mondlicht

der Erinnerung hinflutete über einen alten Garten in Güstrow. Es sind auch erste tastende Prosaversuche erhalten, in denen er damals die Vergangenheit beschwor. Darnach war er dem schönen braunäugigen Mädchen auf der Straße begegnet, und in den folgenden Tagen zitterte sein Herz, wenn ein dunkelrotes flatterndes Hutband ihre Nähe ankündigte. Es gelang ihm, ihre Wohnung aufzuspüren, und eines Abends, als sie allein im Garten war, gab ihm die Dämmerung den Mut, sie anzureden. Den nächsten Morgen hat er selbst beschrieben: „Hier war es — er bog die Büsche auseinander und schaute in den Garten. Dort in der Fliederlaube hatten sie gesessen. Er blickte sich nach allen Seiten um. Niemand war zu sehen, denn es war noch sehr frühe; es waren nur Blumen dort, Sonne und Vogelsang. Er schlüpfte durch die Hecke und setzte sich in die Laube, aber nicht auf den Platz, wo sie gestern gesessen hatte; es war ihm, als säße sie noch immer dort in luftigen Umrissen, und unwillkürlich bog er den Arm um die leere Luft." Das holde Spiel währte in zarter Unschuld einige Monate, und die Leidenschaft eines Abschiedes verbarg dem Liebenden das Ende. Er kehrte noch zweimal in dem grünen Garten ein, die Erwartete aber erschien nicht. Es steht zu vermuten, daß er sich bald gefaßt hat; jedenfalls hörte er ein Jahr später mit Gelassenheit: „Luise habe einen Zigarrenfabrikanten in Bremen geheiratet". Mit einem Wetterleuchten melancholischer Lyrik wurde das Erlebnis begraben; schon damals wohl kam ihm eine Einsicht, die er später

häufig aussprach: man tue gut, in solchen Jammerzuständen das Maß gekränkter Eitelkeit festzustellen, anstatt derartige kleine Enttäuschungen ins Uferlose wachsen zu lassen.

Stärker als das rasch erlöschende Gefühl für die Ungetreue war die ungestillte Sehnsucht nach Wald und Feld, die ihn in der großen Steinwüste immer wieder wie eine Krankheit überfiel. Er versetzte sich zurück in den Güstrower Stadtwald, wo er manchen heißen Sommertag in der grünen Dämmerung am Ufer eines langsam fließenden tiefen Baches gesessen und die Angelrute ausgeworfen hatte: „Zwischen den Schatten der Baumzweige und des gründurchleuchteten Buschwerks flimmerten spielende Lichter auf dem dunklen Gewässer, während schöne blaue Wasserjungfern darüber hintanzten, und aus den Wipfeln des nahen Erlenbusches kam unablässig die süß melodisch abfallende Tonfolge des Fitislaubvogels. Zuweilen sprangen mit lautem Plätschern schöne große Fische hervor, entweder um mich zu verhöhnen oder sich genauer umzusehen nach dem großen Toren, der am hinteren Ende dieser lächerlichen Angelvorrichtung befestigt war.“

Gegenüber solchen sehnsüchtigen Stimmungen, die durch die Tatsache verstärkt wurden, daß jetzt jede Ausgabe ihm Verlegenheiten bereitete und die Umkehrung eines Rockes oder ein Sonntagsausflug zu einer nachdenklichen Unternehmung wurde, half er sich mit dem bewährten Mittel der Arbeit. Die Zahl der Vorlesungen, die er annahm, hörte und zum

Teil gewissenhaft zu Hause durcharbeitete, betrug im dritten Halbjahr wöchentlich achtundzwanzig Stunden. Besonderen Eindruck scheint ihm unter den Fachgelehrten Franz Reuleaux*) gemacht zu haben, der seit 1864 Lehrer der Gewerbeakademie, seit 1868 ihr Leiter war. Er stand damals in den Jahren gesammelter Kraft und kam nicht nur als Konstrukteur und Kinematiker von Weltruf in Betracht, sondern auch als Redner und Poet; seine farbenglühende „Indische Reise", seine Aufsätze über Technik und Kultur gewannen ihm unter seinen Zuhörern vor allem das Herz d e s Mannes, der als Ingenieur anfing, um schließlich in der Kunst seinen eigentlichen Beruf zu finden.

Gern sprach er auch von dem Physiker Dove, wobei er mit Vorliebe eine Anekdote erzählte, die von dessen drastischem Witz Zeugnis ablegt. Dove hatte großen Zulauf von Studenten, die aus seinem Kolleg Vorteil zogen, ohne doch die Kolleggelder zu entrichten; der Berliner hat für dies Verfahren den Ausdruck „nassauern". Es kam der Tag, an dem der Professor das Gesetz der Spritze zu erörtern hatte; er hielt ein derartiges Gerät in der Hand, zog den Kolben aus und erging sich in schwärmerischen Behauptungen über die Vortrefflichkeit dieser Vorrichtung. Plötzlich fuhr ein feiner Wasserstrahl über die Köpfe

*) Im weiteren Kreise wurde R. 1876 bekannt, als er bei seiner Besprechung der Weltausstellung in Philadelphia über die deutschen Erzeugnisse das bekannte Urteil „billig und schlecht" fällte und damit das Zeichen zur Umkehr gab.

der Versammelten hinweg und traf jene Zaungäste, die sich im Bewußtsein ihrer Tat auf den letzten Bänken versammelt hatten. „Sehen Sie," rief Dove mit Geistesgegenwart, „es ist, wie ich Ihnen sagte! Diese Spritze reicht von Berlin bis Nassau!"

Es haben sich die Zeugnisbogen erhalten, auf denen sich nach damaliger Sitte die Hochschullehrer über den Eifer ihrer Zuhörer äußerten. Bemerkenswerter Weise steht das höchste Urteil bei zwei Vorträgen, die mit dem technischen Beruf im eigentlichen Sinne nichts zu tun hatten: bei der Vorlesung über Kunst- und Kulturgeschichte, die Friedrich Eggers*) abhielt, und bei der über Literaturgeschichte von Otto Roquette.

Mein Vater hat bei der Beschreibung seines Lebens in dem Kapitel „Berlin" etwa die Hälfte der Seiten seinem Lehrer und Freunde Friedrich Eggers gewidmet und damit bezeugt, wie viel Dank er ihm schuldete.

„Durch Friedrich Eggers," heißt es dort, „wurde der junge, obskure Student der Gewerbeakademie und spätere Fabriktechniker in Kreise eingeführt, die ihm sonst wohl verschlossen gewesen wären, durch ihn lernte ich seinen in Berlin lebenden Bruder, den Rostocker Senator a. D. Dr. Karl Eggers kennen, der mir, dem gänzlich unbekannten Poeten, den Verlag meiner fünf ersten kleinen Bücher vermittelte, in dessen Familie ich meine zukünftige Frau kennen lernte und

*) Ein Lebensbild von F. Eggers sowie Proben seiner Gedichte sind abgedruckt in meiner Ausgabe der Briefe Th. Storms an F. Eggers. Berlin. C. Curtius 1911.

in dessen freundlichem Hause auf dem Karlsbade 11 ich fünfzehn Jahre*) gewohnt habe."

Er hatte auf irgendeine Weise eine Empfehlung an Eggers erhalten, und dieser lud ihn am 3. November 1867 zu Tisch. Eggers selbst berichtet darüber in seinem Tagebuch: „Zu Tische hatte ich ein mecklenburgisches Kleeblatt, Flörke, Ziel und Seidel, geladen und nahm sie mit in den Tunnel. Alle drei sind Dichter und sollen heran. Ich hatte mich mit alten und neuen Sachen versehen, damit etwas da war; Hauptwechsel**) war auch und namentlich Metastasios***) Antrittsrede ganz vorzüglich. Ich mußte wirklich heran und gab mich preis, so daß es eine sehr hübsche Debatte gab. Ich las vier Sachen. Allem Geschrei nach Tunnelreform könnte man am wirksamsten damit begegnen, wenn jeder, wie ich, wollte nach neuen Kräften sich umtun. So wie sie da sind, würde vielleicht keiner jene drei mitgenommen haben, aber daß sie geschult werden müssen, daran denkt keiner."

Mein Vater war der letzte wirkliche Poet, für den der „Tunnel" eine Bedeutung gewonnen hat. Da es eine eigentliche Geschichte dieser Vereinigung noch nicht gibt (das Beste hat bisher Fontane in seinem

---

*) Seit seiner Verheiratung hat H. S. nur drei Wohnungen gehabt: 1875—1880 Frobenstraße 36; 1880—1895 Am Karlsbade 11; 1895—1906 Boothstraße 29 (in Großlichterfelde).

**) Der Vorsitzende des Tunnels führte den Titel: „angebetetes Haupt".

***) Schulrat Bormann.

„Scherenberg“ und in seinen Lebenserinnerungen beigesteuert), so wird eine kurze Skizze seiner Entstehung und Eigenart willkommen sein.

II

Die Geburtsstunde des „Tunnels über der Spree“*) ist das Jahr 1827. Er war die Gründung eines Geschlechtes, das in politischer Gebundenheit dahinlebte und die überschüssige Lebenskraft verpuffte in literarischen Streitigkeiten, Schauspielerverehrung und naturwissenschaftlichen Spielereien. Noch lebte Goethe, ein sagenhafter Greis, in Weimar, und Berlin bildete sich sogar ein, ihn zu verstehen; in Wahrheit begriff man weder seine Freiheit noch seine Selbstbeschränkung. Das verwirrende Harfenspiel der Romantik war im Verklingen — E. T. A. Hoffmann lag seit fünf Jahren auf dem Jerusalemer Kirchhof —, und Heinrich Heine, dreißig Jahre alt, regte seine gewandte Zauberzunge und gebar unter großem Geschrei das jüdische Feuilleton. Das silberne Zeitalter der deutschen Dichtung lief noch in Kinderschuhen umher — fern von Berlin und seinen ästhetischen Segnungen. In Wesselburen stand Friedrich Hebbel, ein achtjähriger Knabe und doch schon ein werdender Poet, betend

*) Der Name wurde gewählt mit Rücksicht auf den ursprünglichen Ort der Zusammenkünfte, das Café Belvédère (zwischen der Kommandantur und der Kgl. Bibliothek) und als Anspielung auf den damals durch Brunel vollendeten Tunnel unter der Themse.

am Bett des sterbenden Vaters, voller Sehnsucht, „die unendlichen Kräfte, die ihren Arm ausreckten, zu erfassen und ihnen Einhalt zu gebieten"; der junge Gottfried Keller aber saß in der Armenschule „zum Brunnenturm", verwandelte in seinen zahlreichen Mußestunden junge Spatzen mit Hilfe gestohlener Malerfarbe in phantastische Wundervögel und schlüpfte mit heimlichem Grauen auf den Dachboden des Rohrdorfschen Hauses, um das Bild des Meretleins zu betrachten, jenes früh verstorbenen Kindes, dem der Künstler in die rechte Hand einen Totenschädel und in die Linke eine rote Nelke gegeben hatte.

Die literarische Entwicklung der Hauptstadt war um diese Zeit auf dem Höhepunkt geschwätziger Kümmerlichkeit angelangt. Zwar blühte die Wissenschaft und wurde von dreiundfünfzig Journalen eifrig bedient; die holde Kunst verhüllte trauernd ihr Haupt. Ernsthaft zu nennen war eigentlich nur Willibald Alexis. Chamisso war eine Größe der Vergangenheit; zwar sollte noch einmal sein Name mit Ehrfurcht genannt werden, als 1829 Salas y Gomez erschien, aber dann kam bald die Zeit, wo er bei den Berlinern hauptsächlich wegen seines bellenden Hustens Beachtung fand. Auf der Bühne herrschte das Ausland: von zehn aufgeführten Stücken waren acht französisch, und die Sache wurde kaum besser dadurch, daß man vor Raupachs Dramen „mit Staunen und Verwunderung" saß. Der kalt gestellte Diplomat Varnhagen, Rahels Gatte, galt als Lyriker.

In dies Berlin kam nun wie die teure Zeit anno

1825 Moritz Saphir, ein ungarischer Jude, ausgerüstet mit der Geschmacksverbildung des Talmudisten und der ganzen Eitelkeit und Schmiegsamkeit seiner Rasse. Er tat wehleidig und spielte den Verfolgten; in Wirklichkeit war er soeben in Wien aus guten Gründen an die Luft befördert worden. Das Geschenk, mit dem er die Welt bestrafte, war der Wortwitz, jene fürchterliche Art von geistiger Verrenkung, für die Berlin bis zu den Tagen Julius Stettenheims eine schwärmerische Vorliebe bezeugt hat. Schon die Titel seiner Bücher („Konditorei des Jokus"; „Trauerkleeblatt, den Napoleoniden geweiht"; „Humoristische Glasperlen") fand man entzückend. In seinem persönlichen Auftreten muß er übrigens eine gewisse drollige Komik besessen haben; so schreibt Hebbel einmal, die Geschichten, die Saphir eines Abends erzählt habe, seien ihm siebzig Trauerspiele wert gewesen. Daß der Dithmarsche ihn im übrigen kannte, geht aus der Bemerkung hervor, Saphir sei nur unparteiisch in bezug auf Meteorsteine, weil es zu diesen keine Relationen gäbe.

Die erste Tat Saphirs in Berlin war die Begründung eines Blattes, in dem er auf dem dürren Klepper seines Witzes nach Behagen herumreiten konnte. Es hieß „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit, nebst einem Beiwagen für Kritik und Antikritik" (1826—1829). Saphir kämpfte jedoch, wie alle mittelmäßigen Geister, nicht gern allein; er hatte das Bedürfnis nach einer Leibwache, die ihm in ängstlichen Augenblicken Bestätigung, in

den Atempausen des Sturmes Bewunderung gewährte. So kam es zur Begründung des Tunnels*). Neben Saphir standen die Schauspieler Lemm und Schneider (später Vorleser Wilhelms I.). Der Grundgedanke des Vereins wurde darin zusammengefaßt, daß er „ein heitergeselliges Zusammensein bedeute, belebt durch den Vortrag von Gedichten und anderen künstlerischen Arbeiten, die jedoch lediglich der Richtung eines ungebundenen Humors entsprechen sollen". Diesen Zielen diente die burleske Verfassung des Tunnels. Als Schutzherr wurde Till Eulenspiegel erwählt, und der Vorsitzende des Vereins („das angebetete Haupt") führte während der Sitzungen einen schwarzlackierten Stab, auf dem eine vergoldete Eule thronte. Diese Eule hielt in der einen Klaue einen Spiegel, das Sinnbild der Selbsterkenntnis, in der anderen einen Stiefelknecht, dessen Zinken in einen Schafskopf („unendliche Wehmut") und in ein Ziegenohr („unendliche Ironie") ausliefen. Die Mitglieder begrüßten sich bei ihren sonntäglichen Zusammenkünften durch Anlegung des Daumens an die Nasenspitze und Ausspreizung der übrigen Finger gegen den Begrüßten; das Beifallszeichen (Akklamation) wurde durch Scharren mit den Füßen gegeben. Bekannt ist, daß jeder in den Tunnel Aufgenommene einen Decknamen erhielt, mit dem er hinfort anzureden war; der bürgerliche Name und Beruf galt als unbekannt

*) Saphir und Lemm hatten in Wien der „Ludlamshöhle" angehört und übertrugen die Art dieser Vereinigung nach Berlin.

oder jedenfalls als unwesentlich. Diese Tunnelnamen trafen nicht immer das Wesen ihres Inhabers, da sie meist dem mehr oder weniger zufälligen Eindruck der ersten Bekanntschaft entsprangen oder an Äußerlichkeiten anknüpften; Eggers besaß immerhin eine geringe Ähnlichkeit mit dem Urbild Anakreon, bekam aber diesen Namen deshalb, weil er gerade die nach Anakreon genannten spätgriechischen Tändeleien übersetzt hatte; zwischen Menzel und Rubens, Fontane und Lafontaine war der Zusammenhang nur dürftig, und weshalb Saphir sich Aristoteles nannte, weiß man auch nicht so recht; mein Vater erhielt den Namen Frauenlob (auf einer Zeichnung von Försterling „Stiftungsfest 1868" ist er von tanzenden Mädchen umgeben) einzig aus dem Grunde, weil er in den Wochen vor seiner Aufnahme eine Reihe von Liebesliedern vorgelesen hatte.

Saphir sollte sich seiner Gründung und der Tunnel sich Saphirs nicht lange erfreuen. Wie in Wien machte er sich in Berlin durch die dreiste Bewitzelung jedes ernsten Strebens unmöglich, und natürlich zog er auch den Tunnel in seine eigenen Schandgeschichten hinein. „Innere Aufregung trat an die Stelle wünschenswerter Einheit." Im Jahre 1829 verließ er Preußen und setzte seine zeternde Laufbahn in München fort.

Es kamen schlimme Zeiten für den Verein — Zeiten, in denen seine Mitgliederzahl die Zahl der Musen nicht erreichte und am Sitzungstage der Sekretär allein Sitzung abhalten mußte. Die Teilnahme an den literarischen Streitigkeiten des Tages

hatte sich als verhängnisvoll erwiesen; langsam gelang es in aller Stille, die Satzungen umzubilden und ungeeignete Mitglieder auszuscheiden. Mit dem 1. Juni 1835 begann die Wirksamkeit der neuen Ordnung und damit der eigentliche Aufstieg des Tunnels.

Bemerkenswert ist die Art, wie jetzt die Aufgabe des Tunnels ausgesprochen wird: „Die Tendenz des Vereins ist es, in einem heiteren, geselligen Zusammensein produktiv-künstlerische Tätigkeit zu fördern und durch freundschaftlich-ernste Beurteilung der gelieferten Arbeiten sowohl den Arbeitenden das Fortschreiten auf einem richtigen Wege zu erleichtern, als in sämtlichen Mitgliedern einen reineren ästhetischen Geschmack zu erhalten und auszubilden.“ Dieses Ziel sollte einzig erreicht werden durch das Vorlegen künstlerischer Hervorbringungen („Späne“) und durch deren Beurteilung im Kreise der Mitglieder; jede Einmischung in die Fehden literarischer Parteien wurde abgelehnt und im voraus erklärt, daß Tunnelgenossen in solchen Kämpfen keine Heeresfolge zu erwarten hätten. Auch die Besprechung religiöser oder politischer Fragen wurde ausgeschieden. In den neuen Satzungen hieß es ferner: „Der Verein darf nie ein allgemein zugängliches Journal oder Tagesblatt herausgeben“; dieser Bestimmung stand nicht entgegen, daß von 1833—1841 der Tunnel selber ein Wochenblatt erscheinen ließ (geleitet durch den Kaufmann Lesser) und in der Zeit von 1835—1839 in zwangloser Folge ein Literaturblatt (Herausgeber:

1835 der Seeromandichter Smidt, 1836 der Journalist Dr. Schweitzer, 1837 der Kreisrichter Löwe, 1839 der Partikulier Streber). Das Wochenblatt brachte 1039, das Literaturblatt 116 Beiträge von Tunnelmitgliedern. Die Versammlungen fanden Sonntags statt und begannen im Sommer um 8 Uhr morgens, im Winter 4 Uhr (später 5 Uhr) nachmittags. Die Kritik erfolgte nach längerer Besprechung durch die Urteile: sehr gut, gut, mittelmäßig, schlecht und sehr schlecht. Die inneren Angelegenheiten des Vereins (Rechnungslegung, Änderung von Satzungen, Aufnahme neuer Mitglieder) wurden in einem Deliberationstunnel behandelt, zu dessen Gültigkeit mindestens die Hälfte der in Berlin anwesenden ordentlichen Mitglieder erscheinen mußte. Tief blicken läßt § 33: „Während der Sitzungen darf nicht gegessen und getrunken und nichts hierzu bestellt, in dem Wintersemester auch nicht geraucht werden.“ Jedes Mitglied durfte bis zu fünf Malen Gäste mitbringen; diese hießen — wohl weil sie erst mühsam entziffert werden mußten — „Runen“. Auch die Gäste durften durch ein Mitglied literarische Arbeiten vorlesen lassen; doch wurden diese Leistungen nur auf Verlangen des Gastes beurteilt und ihre Verfasser blieben ungenannt. Zur Aufnahme in den Verein waren mindestens dreiviertel Stimmen der Anwesenden nötig. Die mitarbeitenden Mitglieder führten die Bezeichnung „Makulaturen“, die nicht mitarbeitenden hießen „Klassiker“; die Zahl der Klassiker war beschränkt, und den Vorsitz durfte nur eine Makulatur führen. Das „angebetete Haupt“

wurde halbjährlich gewählt; es gab bei Gleichheit der Stimmen den Ausschlag. Der fünfte Abschnitt der Satzungen handelt „von den Festen des Vereins“; es waren um 1835 drei: das Stiftungsfest am 3. Dezember „in Beisein möglichst vieler Gäste“, abschließend mit einem Mahle, bei dem Trinksprüche auf den König, den Verein und die Stifter auszubringen waren; das Eulenspiegelfest, eine burleske Feier zu Fastnacht, und der „Sommertunnel“ — ein gewöhnlicher Tunnel, der auf dem Lande (oft z. B. in Sakrow bei Potsdam) abgehalten wurde. Endlich besprechen die §§ 126 bis 130 die „Auflösung des Tunnels“; über diesem Abschnitt steht als Losung: „Und bewahre uns vor dem Übel.“

Welche Fülle von Kunstrichterarbeit der Verein geleistet hat, mag man aus den Tatsachen ermessen, daß in den Jahren 1827—1852, also in seinem ersten Vierteljahrhundert, nicht weniger als 4357 Arbeiten zur Verlesung kamen. Von 1827—1877 steuerten bei: H. Smidt 436 Arbeiten; Scherenberg 160; Merkel 121; Kugler 48; Lepel 200; Fr. Eggers 156; Fontane 129; Heyse 47; H. Seidel 223.

Noch geraume Zeit nach der „Reformation“ wirkte im Tunnel der Geist des Anfangs nach; der Humor des Tunnels wurde stets von neuem bedroht durch die Ersatzmittel des rein verstandesmäßigen Witzes*)

*) Hierher gehört es, daß der Tunnel von 1828—1833 Sitzungen als Cour d'amour abhielt, in denen über Fragen dieser Art „geistvoll“ hin und her geredet wurde: „Welches Herz liebt größer, dasjenige, welches nur eine liebt, oder dasjenige, welches

und die unmittelbare Lyrik hatte beständig mit der Reflexionsdichtung um ihr Lebensrecht zu kämpfen; es hing dies wohl auch damit zusammen, daß die berufenen Poeten oft der Übermacht der Dilettanten erlagen. Das Rütli, das 1852 aus dem Tunnel herausgeboren wurde, war schließlich nichts anderes als der Einspruch der Künstler gegen die bloßen Tagesschreiber. Auch andere Ursachen gaben Anlaß zur Flucht der Berufenen: bei der scharfen und zuweilen auch unbilligen Beurteilung des Tunnels hatte die Eitelkeit einen schweren Stand; es war nicht jedermanns Sache, sich von Richtern einschätzen zu lassen, die in Nebendingen meist recht hatten, aber in der Erfassung der eigentlich dichterischen Frage oft versagten. Wenn Fontane, der sich selbst ein Kind des Tunnels nennt, von 1844 bis in die Mitte der sechziger Jahre dem Tunnel treu geblieben ist, so hängt das damit zusammen, daß er — ähnlich wie Dickens oder Gottfried Keller — in allen Stunden seines Lebens mehr war als nur Literat und bei allem berechtigten Selbstgefühl über der verbreiteten Dichtereitelkeit stand.

Selbst wenn der Tunnel nur einer größeren Anzahl kunstfreundlicher und dilettantisch sich betätigender Geister Möglichkeit und Gemeinschaft eines höheren Lebens gewährt hätte, würde sein Verdienst hervorzuheben sein. Tatsächlich aber ist er doch nicht wenigen

viele liebt?" — „Was ist schmerzlicher: den Nebenbuhler zu seiner Geliebten gehen oder von ihr kommen zu sehen?" — „Ist es besser, ungeliebt zu lieben, als — geliebt kein Liebender zu sein?"

echten Poeten in ihren Entwicklungsjahren Freund und Lehrer — jedenfalls nach der Seite der formalen Schulung — geworden. Wer über die Vielzuvielen klagt, denen er trotz ihrer dürftigen Begabung Anlaß bot, sich als Dichter oder Kunstrichter zu betätigen, der möge die Skizzen nachlesen, die Fontane über Lucä, Wollheim, Goldammer, Smidt, Blomberg, Methfessel, Schneider, Hesekiel, Lepel und Merckel veröffentlicht hat; er wird finden, daß auch sie, gerade als Glieder des Tunnels, nicht ganz umsonst gelebt haben.

Als Blütezeit des Tunnels sind etwa die Jahre 1844—1855 anzusehen. In diesem Zeitraum las Scherenberg sein „Waterloo" und den „Verlorenen Sohn", eins der gewaltigsten Gedichte deutscher Zunge (wer kennt es heute?), Strachwitz trug das „Herz von Douglas" vor, Geibel brachte (1846) „König Sigurds Brautfahrt", Fontane erschien mit Leistungen, die in der deutschen Lyrik wohl erreicht, aber nie übertroffen worden sind („Archibald Douglas", „James Monmouth"), Heyse, bei seinem Eintritt in den Tunnel noch nicht neunzehnjährig, erntete frühe Anerkennung mit dem „Tal des Espingo" und mit jener Novelle, die seinen Ruhm begründete: „L'Arrabbiata", Storm, der nie wirkliches Mitglied des Tunnels wurde, besuchte ihn doch mehrfach und veranlaßte durch seine Ballade „Geschwisterblut" eine der lehrreichsten Erörterungen über mögliche und unmögliche Stoffe*), Friedrich Eggers

*) Vgl. Briefe Storms an Eggers S. 76.

endlich trat mit zarten und innigen Gedichten hervor. In diesen Jahren war der Tunnel im Gegensatz zu seinen Anfängen eine durchaus ernst zu nehmende literarische Arbeitsgemeinschaft; konnte er auch nicht Poeten erschaffen, so bot er doch mehr als einem unbekannten und ringenden Künstler Freistatt und Freundschaft, daneben auch, was nicht so häufig ist, verständnisvolle und rücksichtslose Beurteilung.

III

Als mein Vater im November 1867 (als „Rune Anakreons") zum erstenmal den Tunnel aufsuchte, war dieser in der Zeit herbstlichen Verblühens. Von den Größen der Vergangenheit verkehrten häufig nur noch Eggers und Lepel, zuweilen zeigte sich Scherenberg. Die Wahl (Eggers hielt die Patenrede) fand am 5. Januar 1868 statt; es war die letzte Sitzung, an der Paul Heyse, damals durchreisend, teilnahm.

Mein Vater hat über den Eindruck, den der Tunnel auf ihn machte, in einem Trinkspruch auf dem Stiftungsfeste von 1870 berichtet; ich gebe eine Probe der Schilderung:

Da geht Makulatur, spanvoll die Busentasche,
An neuer Späne Bildung schnitzelnd unterwegs,
Da geht der Klassiker, der ewig spänelose,
Der stetig schweigende — doch denkt er desto mehr —
Und wenn des Urteils strenge Frage rund herum geht,
Spricht er lakonisch kurz das Wohlbedachte aus.
Zu guter Letzt zaghaften Schrittes naht die Rune,
Es brennt ein Span in ihrer Busentasche, gefeilt,

So gut es Runen können — Runen sind nicht Meister! —
Und bebend sieht sie an den Wänden würdevoll
Und ernst graubärt'ge Männer rings im Kreise sitzen.
Nun mit dem Eulenstabe donnernd pocht das Haupt,
Da flattern leichtbeschwingte Lieder durch den Raum,
Da stampft ein Trauerspiel auf mächtigem Kothurne,
Des Märchens Phantasiegestaltung, der Novelle
Verzweigte Fäden, der Geschichte Eisenschritt,
Uralte Sage, neuen Witzes Spiel, das alles
Es tut sich wechselweise vor dem Hörer auf.
Und Frau Kritik reibt kichernd sich die dürren Hände,
Rückt an der Haube, setzt die Brille sich zurecht
Und hebt den Spiegel, der ihr grausam Werkzeug ist,
So daß der ungewohnten Rune in der Ecke
Das Herz im Leibe schauert und der Atem stockt ihr ...

Ich teile weiter einige Briefe mit, die mein Vater im Jahre 1870 an Eggers und an seine Mutter richtete. Sie geben allerlei Bilder aus dem Tunnel und sprechen sich auch über das Ereignis aus, das damals nicht nur den Tunnel in Atem hielt: den Krieg mit Frankreich. Friedrich Eggers befand sich vor Ausbruch des Krieges (zusammen mit dem jetzigen Hofprediger Dryander) auf einer Kunstreise in Italien. Die fünf Schriftstücke (hier und da gekürzt) lauten:

1

Schwerin, 16. April 1870. Lieber Friede! Dein Brief trifft mich hier in Schwerin*), wohin ich für

*) H. S., der damals Eggers' Wohnung übernommen hatte, besuchte über Ostern seine Mutter.

die Festtage gereist bin; in Berlin habe ich alles im besten Wohlsein, sowie in der schönsten Confusi.. Ordnung (wollte ich sagen) verlassen. Adelheid*) hat sich im Durchschnitt sehr gut gehalten, nur einmal, als sie Rappards beim Einpacken geholfen und am andern Tage sämtliche Apfelsinen eingemacht hatte, war sie am Abend etwas hinfällig, so daß ich ihr sagte, sie könne Gott danken, daß ich nicht Du wäre — denn dann würde sie schön angedonnert werden. Sie machte sich aber gar nichts daraus. Sonst war sie immer lustig und guter Dinge und geht sogar flott ins Theater. Die Meistersinger, sagt sie, wären nichts, da würde zu viel Skandal in gemacht, 'ne komische Oper sähe sie lieber. Als ich meinte, es wäre ja eine komische Oper, sagte sie blos: „Na!" — mit dem nur ihr eigentümlichen Nachdruck.

Das Lorbeerblatt müßte ich Dir eigentlich wieder zurücksenden, denn Du hast es Dir am Palmsonntag**) verdient. Ich habe Deine „Klage" gelesen; es war

---

*) Die Wirtschafterin; Nichte und Nachfolgerin der in „Drei Rosen an einem Zweig" geschilderten Randow.

**) Sitzung vom 10. April 1870. Die „Klage" lautet in der endgültigen Fassung:

Hinter mir wie ein böser Traum
Liegt meine arme Jugendzeit.
Schüttle den Baum, schüttle den Baum!
Kein süß Erinnern Blüten schneit. —

Fallen so große Tropfen gleich,
Fallen wohl in das grüne Gras;
Tropfen vom Baum, Tropfen vom Zweig —
O, was sind meine Augen so naß! . . .

sehr interessant für mich. Der Tunnel faßte das Gedicht an, wie er nur solche anfaßt, welche wirklichen Kern haben. Anerkennung des Gedankens und der tiefen Empfindung; nur an der Form wurde geklaubt, welche ich übrigens bis auf einen kleinen Ausdruck für vollendet halte. Nachdem sich das Urteil, allerdings mit einiger Knappheit, auf „sehr gut" gestellt hatte, demaskierte ich Dich und hatte dann das Vergnügen, zu hören, daß sie alle das Gedicht für einen ächten „Frauenlob" gehalten hätten, welches mir sehr schmeichelhaft war. Cujacius*) war ganz hingerissen und bat es sich aus, um zu Hause seine Frau damit zu beglücken. — Nun lebe wohl, Signor Federico Eddschèhrs, und komme noch lange, lange nicht wieder, denn dies ist nun einmal das beste, was man Dir wünschen kann. Wenn Du Toberentzens**) siehst, so bitte ich zu grüßen. Dein Frauenlob.

2

Berlin, 28. April 1870. Lieber Friede! Weildeß hast Du meinen Brief wohl schon erhalten; wenigstens will ich hoffen, daß die ollen Italiener in den unschuldigen Tunnelprotokollen nichts Verdächtiges gewittert und sie deswegen zurückbehalten haben. Ich habe sonst gehört, daß sie darin sehr mißtrauisch sind,

---

*) Stadtrat Dr. Erich.

**) Der Bildhauer R. Toberentz (1849—1895) und seine Schwestern. Ihnen widmete H. S. sein erstes Buch, den „Rosenkönig" (1871).

und in Mendelssohns Reisebriefen las ich, daß gerade diejenigen Briefe von ihm, in welchen er kleinere Kompositionen aus Italien nach Hause schickte, am häufigsten verloren gegangen sind, weil man in den Noten eine Geheimschrift vermutete. Dabei fällt mir ein, daß ich kürzlich das bekannte Frühlingslied ohne Worte von Mendelssohn zu einem Militärmarsch verarbeitet hörte, und es klang in dem raschen Tempo wirklich sehr hübsch und lustig.

Die Kastanien in der Bellevuestraße sind nun schon sehr grün, aber noch hängen die zarten Finger machtlos hernieder und die Blumenleuchter sind noch ganz klein und grün. Aus deinem Fenster gibt es eine schöne Aussicht auf viele Arten von zartem Grün, die Birken am Ende des Gartens schimmern auch schon hell, aber blühen will noch kein Baum. Es ist wieder recht unangenehm kalt geworden, heute morgen waren nur sechs Grad Wärme, und heute hat es gehagelt und geschneit, während wir in den letzten Tagen das herrlichste Wetter hatten. Vor einigen Tagen machte ein frecher Sperling einen Angriff auf die Verschanzung an der Dachrinne, er hatte schon festen Fuß gefaßt und bereits einige der schützenden Papiere unter Triumphgeschrei herausgezerrt. Dadurch verriet er sich aber meinem wachsamen Ohr, und mit einer langen Stange bewaffnet verscheuchte ich den frechen Eindringling.

Adelheid — nicht ich — hat Deinen großen Lebensbaum vom Wind umwehen lassen, daß er sich den Topf entzweigefallen hat; es hat ihm aber nichts geschadet.

Eine hübsche Geschichte von Menzel habe ich neulich gehört. Anna Toberentz hat für Lazarus*) ein Album ausgemalt, auf Pergament, wo eine Sammlung von allen möglichen Philosophen hinein soll oder drin ist. Menzel sieht es und sagt: „Sieh, recht nett gemacht, wozu ist denn aber das Ding?" Als ihm der Zweck erklärt wird, ruft er entrüstet: „Was, für die Ludersch, die Viecher?!"

Am 4. Mai feiert Campe**) sein Jubilirium; an dem stattfindenden Festessen beteiligt sich fast der ganze Tunnel. Eine poetische Adresse ist ausgearbeitet von Schenkendorf und außerdem hat der Tunnel beschlossen, ihn zum „Ehrenhaupt" zu ernennen — eine gänzlich neugeschöpfte, aber unleugbar originelle Würde. —

3

(Aus einem Briefe an Eggers vom 24. Mai 1870.) Wohin Frau Klara Kugler sich in diesem Sommer begeben wird, hat sie noch nicht bestimmt und Adi Wilbrandt ist noch nicht aus Rostock zurück. Einen Wochenzettel***) habe ich noch nie gesehen, nur zu-

*) Der Völkerpsychologe Moritz L., im Tunnel „Leibniz".

**) Louis Schneider; er konnte damals seinen vor 50 Jahren erfolgten Eintritt bei der königlichen Bühne feiern. Er starb 1878 als Privatbibliothekar Wilhelms I. in Potsdam.

***) Tagebuchartige Umlaufblätter, in denen Eggers seiner Familie Nachricht gab, da er den Schriftwechsel mit den einzelnen bei seiner Arbeitsüberlastung nicht aufrecht erhalten konnte.

weilen sind mir einige wichtige Facta daraus mitgeteilt worden. Populär ist geworden, daß Du in Florenz in einem blauseidenen Himmelbette Chokolade getrunken hast — das weiß jeder hier, der Dich kennt. Deine Lorbeerbäume sind wohl ausgegangen, um niemals wieder zu kehren, denn sie sind sehr vertrocknet.

4

Berlin, 20. Juli 1870. Linkstr. 14 I. Liebe Mutter! Obgleich Deine Besorgnisse gar nicht so sehr begründet sind, so wäre es mir am Ende doch auch lieber, wenn Hermann*) zu Ende der Hundstagsferien nach Berlin käme. Hauptsächlich aus dem Grunde, weil Professor Eggers infolge der Ereignisse auch früher kommen wird und ich dann doch lieber Hermann in meiner eigenen Wohnung haben möchte; dann sind um die Zeit, da er reisen will, auch gerade die hauptsächlichsten Truppentransporte, so daß es doch mit Schwierigkeiten verknüpft ist, herzukommen. Wegen des Reisens überhaupt brauchst Du nicht bange zu sein, denn ehe es soweit kommt, daß hier die Verbindungen abgeschnitten sind, muß es doch sehr schlimm sein. Hast Du die Thronrede des Königs gelesen? Sie hat allgemein großen Beifall gefunden.

Wie ist die Stimmung bei euch? Hier ist Begeisterung für den Krieg, d. h. nicht die äußerliche, brüllende Begeisterung, sondern die innerliche tiefe,

*) Bruder H. Seidels, damals noch Schüler.

die entschlossen ist, zu siegen oder zu sterben. Noch nie ist, glaube ich, ein Volk einem Kriege mit größerer Einstimmigkeit und Entschlossenheit entgegengegangen. Und daß wir siegen — daran kann ich für mein Teil gar nicht zweifeln. Denn wo ein großes starkes Volk in einer gerechten Sache mit solcher Begeisterung in den Krieg zieht, da muß es alles wie ein gewaltiger Strom vor sich wegschwemmen.

Dein gehorsamer Sohn Heinrich Seidel.

5

Berlin, 28. Juli 1870. Liebe Mutter! Da Du die Angewohnheit hast, selten ein Datum bei Deinen Briefen anzugeben, so weiß ich leider nicht, zu welcher Zeit ihr euch mit solchen Kriegsnachrichten geplagt habt. Wahrscheinlich aber habt ihr doch nicht richtig gelesen, denn in den hiesigen Zeitungen war diese Nachricht schon vor längerer Zeit aufgeführt als ein Beispiel, wie sehr die französischen Extrablätter zuweilen lögen. Davon ist nämlich kein Wort wahr, und hier hat man nur darüber gelacht. Außer einigen unbedeutenden Grenzgefechten ist noch nichts vorgefallen. Es gehen jetzt allerdings auch hier wieder neuere Gerüchte von größeren Gefechten, allein die Bestätigung bleibt aus. Überhaupt ist es jetzt in der großen Windstille vor dem Ausbruche des Krieges die Zeit der Gerüchte — wie einzelne Atemzüge des Windes vor dem Gewitter den Staub aufwirbeln. Die preußische — oder man kann wohl diesmal sagen

die „deutsche“ Armee geht mit einer solchen Begeisterung, mit einem solchen inneren Vertrauen auf ihre gute Sache in den Krieg, daß ich mir einen ungünstigen Erfolg bei dem moralischen und physischen Übergewicht unserer Truppen gar nicht denken kann. Unsere Truppen sind an Zahl ja den französischen fast um das Doppelte überlegen und dabei notorisch die bestgeübten und durchgebildeten Soldaten der Neuzeit. Das einzige, worin Frankreich uns überlegen ist, ist seine Flotte. Diese kann uns aber wegen der ungünstigen Küstenverhältnisse Deutschlands wenig anhaben, und das Landen von größeren Truppenmengen an feindlichen Küsten gehört zu den allerschwierigsten militärischen Unternehmungen, welche es überhaupt gibt. Übrigens braucht Frankreich seine Soldaten auch am Rhein notwendig alle.

Mit den Süddeutschen ist jetzt eine Armee von zirka 1 140 000 Mann auf den Beinen, lauter geübte, tüchtige Soldaten unter bewährten Führern. Die Rostocker Zeitung ist übrigens ganz gut, und wenn sie lügt, so kann sie auch wohl nicht dafür, denn man weiß, wie in solchen Kriegszeiten die Gerüchte wachsen und um sich greifen. Seht euch die Nachricht von den 7000 Toten und 15 000 Verwundeten nur einmal an, ob es nicht so ist, wie ich sagte. Bis jetzt sind höchstens 10 Preußen und vielleicht 15 Franzosen gefallen. Ich werde mir übrigens jetzt auch eine Zeitung zulegen und euch dann dieselbe unter Kreuzband zuschicken, damit ihr was Ordentliches habt.

Hier sind in der letzten Zeit große Truppenmassen durchpassiert, gerade auf unserm Bahnhof sind außerordentlich viele befördert worden. Viele Millionen sind jetzt schon für die Verwundeten und Hinterbliebenen gezeichnet, in allen Weltteilen sehen die Deutschen mit der größten Teilnahme auf diesen Kampf.

Hoffet nur so fest wie ich auf einen glücklichen Ausgang, dann werdet ihr ganz zuversichtlich sein. Die Zeit der Rache für diesen Napoleon ist endlich gekommen. Daß die Welt und besonders Deutschland der ewigen von Frankreich ausgeübten Beeinflussung und Bedrückung endlich gründlich satt ist, das sieht man an dem gewaltigen Auflodern der Begeisterung, das sieht man an dem Enthusiasmus aller Völker (mit Ausnahme des jämmerlichen Dänemark) für die deutsche Sache. Und daß es nun an der Zeit ist, der ewigen Kriegsfurcht und dem bis an die Zähne bewaffneten Frieden auf lange Zeit einmal ein Ende zu machen und den Explosionsstoff aus der Welt zu räumen, der sich angesammelt hat — das ist auch klar. Was ich fürchte, ist nur eine zu frühe Einmischung fremder Mächte, so daß die Geschichte wieder nicht halb und nicht heil wird. Doch überlassen wir das Bismarck.

Viele Grüße an Onkel und Tante; wie ist es mit der Ernte?

Dein gehorsamer Sohn Heinrich Seidel.

Man darf sagen, daß es diesem noch vor Saarbrücken geschriebenen Briefe nicht an Einsicht in die Gestaltung der Zukunft und nicht an vaterländischer Begeisterung fehlt. Er selber mußte darauf verzichten, an den Kämpfen in Frankreich teilzunehmen; dafür war weniger entscheidend, daß er 1863 bei der Auslosung der Militärpflicht entgangen war, als die Tatsache, daß er 1865 nach einem Blutsturz Görbersdorf und 1869 Bad Reinerz hatte aufsuchen müssen; er kehrte von dieser zweiten Kur geheilt, ja „braun wie das Brot", zur Verwunderung seiner Freunde, zurück; felddienstfähig aber war er nicht geworden, und erst seit 1875 gewann er jene körperliche Rüstigkeit und Kraft, die ihn mit einer Ausnahme bis zwei Jahre vor seinem Tode gesund bleiben ließ.

Auch der Tunnel konnte sich dem Geiste der Zeit nicht entziehen, und auf dem Eulenstabe des angebeteten Hauptes saß flügelschlagend der preußische Adler. Friedrich Eggers verkürzte seine italienische Reise, nach der er sich sein Leben lang gesehnt hatte, und entfaltete in der Heimat eine rastlose Tätigkeit für die im Felde stehenden Schüler und Tunnelgenossen. Bernhard von Lepel sang, den Tunnel anredend*):

*) Louis Schneider (Campe der Karaibe), damals schon 65, reiste als Berichterstatter für den „Staatsanzeiger" im großen Hauptquartier mit; Canitz, Byron und Volker sind: Hauptmann v. Wolfradt, Wollheim da Fonseka (der im Auftrag der preußischen Regierung 1870 in Rheims den „Moniteur officiel du gouvernement général" leitete) und der Rittergutsbesitzer v. Keudell. Die Geschichte seiner Gefangennahme hat Fontane selbst entzückend dargestellt in seinem Buche „Kriegsgefangen".

Wie viele schon sind im Franzosenland
Von deinen Flöten und Leiern! —
Der Campe ist ein wackerer Kämpe dort
Und auch Canitz und Lord Byron.

Auch Volker vielleicht ist jenseits des Rheins
Und Lafontaine gar ist gefangen!
Anakreon, der ihn lange gesucht,
Läßt auch uns nun schmachten und bangen.

In eigentümlicher Weise bestimmte der Krieg den Stil der Sitzungsberichte, die damals von meinem Vater geschrieben wurden. Kaum hatte Viktor Hugo seine berühmten, unfreiwillig-komischen Ansprachen an Europa gehalten, als es auch schon im Verhandlungsbuch des Tunnels hieß: „Tunnelgenossen! Hört, was ich euch sage, denn zu euch spricht einer, den es victorhugoet. Was bleibt beständig im Wechsel der Jahre, was ragt gleich einer Insel aus der Brandung der aufgeregten Zeit? Der Tunnel ist es. Die Schulen der Meistersinger waren, der Hainbund war, die Ludlamshöhle war, der Tunnel ist! Ich könnte nun ebenfalls den billigen Witz machen — „und trinkt" —, allein es ist zu wenig, was er in dieser Hinsicht leistet." Der Tunnel war für keinen Wirt ein bemerkenswertes Geschäft; infolgedessen fanden in jenem kalten Kriegswinter erregte Auseinandersetzungen wegen der Heizung statt; bei den Chorgesängen des Stiftungsfestes wurde bemerkt, daß „viele mitsangen, nur um sich zu erwärmen". Es scheint, daß man dann doch klein beigab, wahrscheinlich aus Furcht, obdachlos zu werden; dieser Entschluß fand die zeitgemäße Beurkun-

dung: „wir konzentrierten uns siegend rückwärts und zwangen den Feind, seine Stellungen zu verlassen und uns zu folgen."

Natürlich beeinflußte der Krieg in nicht geringem Maße die Stoffwahl des Tunnels. Napoleon erschien als „neuer Makbeth", das verhüllte Reiterstandbild vor dem Museum, der Schlütersche Kurfürst begannen zu reden. Werner Hahn las seine rasch hervorgebrachten Schilderungen der siebziger Schlachten. Zum Frühjahrswettbewerb von 1871 war ein Preis für das beste Zeitgedicht ausgesetzt; bemerkenswert ist, daß bei dieser Gelegenheit tatsächlich eins der besten Zeitgedichte, die unsere vaterländische Lyrik kennt, entstanden ist, nämlich die knappe Schilderung des nächtlichen Waldgefechtes bei Dijon; das Gedicht*) von Eggers ist unbegreiflicherweise durch ein breites Geschwätz von Julius Wolff verdrängt worden. Eggers empfing seinen Dank in der nächsten Sitzung des Tunnels; er wurde unter feierlichem Schweigen der Genossen durch das angebetete Haupt mit frischem Lorbeer gekrönt; dazu sprach dieses die Worte:

Kein Blatt von deinem Lohne sei, Sieger, dir geraubt —
Nimm hin denn deine Krone, anakreontisches Haupt!

Vielfach findet sich die Meinung, daß der Krieg in meines Vaters Werken keinen Widerhall gefunden habe, womit noch nicht bewiesen wäre, daß dieser die Begeisterung seines Volkes nicht mitfühlte. Aber

---

*) Siehe Briefe Th. Storms an Eggers S. 119, „Die Fahne vom 61. Regiment".

man muß hier, wie so oft, festhalten, daß er seine Erlebnisse langsam und schwer verarbeitete; so hat er z. B. den Plan seines umfangreichsten Buches (Reinhard Flemming) über dreißig Jahre mit sich herumgetragen. Nun beweist ein Vermerk aus dem Anfang der Siebziger, daß die große Stunde auch ihn bewegte; er lautet: „In harten Kriegszeiten werden aus den Glocken Kanonen gemacht und in Friedenszeiten aus den Kanonen wieder Glocken." Erst im Jahre 1877 ist aus diesem Keim jenes Gedicht hervorgegangen, das seine Auffassung des Krieges widerspiegelt. Es wird dort geschildert, wie als letzte Rettung Glocken in Geschütze umgegossen werden.

Und sieh, was eine tapfre Glocke ist,
Auch als Kanone tut sie ihre Pflicht:
Wie haben wacker sie gebrüllt — und Mord
Und Tod gespien und eher nicht geschwiegen,
Bis daß Viktoria rief ihr Donnermund,
Bis daß in seines eignen Landes Marken
Des Feindes wilde Macht am Boden lag! —

Und Friede wird es nun! Ein teurer Friede,
Erkämpft mit letzter Kraft, mit bestem Blut! —
Doch weiter rinnt die Zeit ... sie kehrt das dunkle,
Das trauervolle Schwarz in heitre Töne,
Begrünt die Gräber, färbt mit Blumen sie,
Und fröhlich zieht der Landmann seine Furchen
Und singend streut er neues Leben aus,
Wo vor ihm rauh der blutige Tod gedüngt.

Und wieder Glocken braucht die Zeit! —
Zurück nun zu des Friedens Weihedienst,

In seine alten Formen strömet neu
Das fügsame Metall — und hoch vom Turm
In alle Lande dröhnet donnermächtig
Der neuerstandnen Glocke Friedensklang:
„O möcht' es ewig Friede sein und bleiben!"

Zehn Jahre hindurch, von 1867—1877, hat mein Vater im Tunnel Freunde seiner Dichtungen gefunden. Freilich ist das meiste, was er dort zu Gehör brachte, seinem Lebenswerk gegenüber als Vorarbeit zu bezeichnen. Der Blütenregen frühester Lyrik gehört dem Tunnel an; seinen eigenen Stil fand er erst später. Im Tunnel las er die ersten Märchen und hatte gerade damit einen schweren Stand, denn diese Spiele der Phantasie, die in seinem Werke vielleicht die höchsten und eigentümlichsten Leistungen bedeuten, befremdeten die ziemlich nüchterne Tunnelmehrheit. Bekannte doch der Schulrat Bormann (Metastasio), einer der Hauptbeurteiler, freimütig, daß ihm für Märchen die Empfindung fehle*). Auch „der gute alte Onkel", eine Gestalt von der Art Leberecht Hühnchens, gab eine Vorahnung des Kommenden.

In heiterer Form hat er dem Tunnel im Jahre 1872 auf dem Eulenspiegelfest gedankt, als er den Trinkspruch auf die Stifter auszubringen hatte:

*) Schon Storm hatte mit diesem Kunstliebhaber, der im übrigen manches gute Wort gesprochen hat, zu tun. Er schreibt 1856: „Und Metastasio? Ich weiß, ihm gefällt an meiner Geschichte (dem Märchen „Hinzelmeier"), was mir nicht dabei gefällt" — nämlich die lehrhaften Züge.

Im Jahre achtzehnhundertvierzigundzwei
Da ward geboren mit vielem Geschrei
Und wenig Wolle der Held der Geschicht' —
Seinen Namen, den nenn' ich nicht.

Von seiner Kindheit weiß man nur,
Daß er erlernte nicht die Spur;
Von Kind auf war er gar nicht frei
Von großer Taugenichtserei.

Sein Vater hatte große Not,
Weil nie beachtet sein Gebot,
Und schrieb ihm oft mit Keilschrift ein,
Er möchte ferner artig sein.

Doch dies zu schlagen in den Wind,
Bracht' er schon mit zur Welt als Kind;
Habt acht: es lehrt euch mein Gedicht:
Daraus entsteht nichts Gutes nicht!

Danach gab man ihn in die Stadt,
Allwo man ein Gymnasium hat,
Zu lernen amo, amas, amat
Und was man sonst für Verba hat.

Dort sollt' er lernen, sagt der Papa,
Verba irregularia!
Drum ging's auch sehr irregulär
Beim Lernen dieser Verba her.

Auch Griechisch war ein' harte Nuß,
Denn typto macht' ihm viel Verdruß,
Und oft empfand er mit Geschrei
Von seinem Lehrer das typtei.

Aus d i e s e n Büchern kam Verdruß!
Drum sucht' in andren er Genuß.
Er saß an seinem Tisch ganz munter,
Den Cäsar drauf, den Heine drunter.

Viel hundert Bücher groß und klein
Versüßten ihm die Qual und Pein,
Und also kam es nach und nach,
Daß selber Verse er verbrach.

Und macht erst jemand ein Gedicht,
So läßt er auch das zweite nicht,
Drum Leute hütet früh und spat
Euch vor der ersten Missetat!

Als unser Held sich nun verliebt,
Hat er sie massenhaft verübt,
Er macht sie lang, kurz, groß und klein ...
Der Himmel mög' ihm gnädig sein.

Das Versemachen ist nicht schlimm,
Das aber weckt der Menschheit Grimm,
Daß, wer dies Laster an sich hat,
Nicht stumm verbirgt die Schaudertat.

So hatt' er manche bittre Not
Und erntete viel Hohn und Spott,
Da kam ihm endlich in den Sinn,
Von dannen nach Berlin zu ziehn.

Denn dort — so ward dem Helden kund —
Gibt's einen uralt heil'gen Bund,
Wo man noch Verse hören mag
Den ganzen Sonntagnachmittag!

Schon in den Tunnel zog er ein,
Von Spänen strotzt der Busen sein,
Und las vier Jahre lang fürwahr,
Bis daß der Haufen alle war.

O Tunnels Langmut, sie ist groß,
Denn nicht allein du hörtest bloß,
Du sprachst auch drüber dies und das
Und lobtest manchmal gar etwas.

O, wie mein Herz vor Freuden bebt,
Daß man so was noch heut erlebt:
Ja, die den Tunnel einst erdacht,
Die haben's wahrlich gut gemacht!

Die ihn geschaffen und erbaut,
Die Stifter will ich preisen laut,
Ein donnernd Hoch bringt ihnen drob
Der Held des Liedes
Frauenlob.

Seit dem Tode Anakreons (1872) ging es mit dem Tunnel abwärts. Für einen Künstler, der ausschied, traten drei Dilettanten ein. Freilich: schon seit 1869 zeigte der Tunnel gelegentlich hippokratische Züge. So fand im Oktober dieses Jahres eine Sitzung statt, an der nur Hufeland und Cujacius*) erschienen. Wehmütig schrieb Cujacius seinen Bericht: „Aus nichts hat Gott die Welt gemacht — allerdings konnte dies eben auch nur Gott. Wir aber, d. h. Hufeland und der Unterfertigte, haben aus wenig die erste Sitzung dieser Winterkampagne gemacht. Sie war aber auch danach! Wir, d. h. diesmal alle 23 Millionen Preußen, standen am Vorabend großer Ereignisse, es war die Vorfeier der Schlacht bei Leipzig, die Vorfeier des Kronprinzengeburtstages. Da schlug es plötzlich 6 Uhr und laut und heftig in das Gewissen aller Anwesenden, und sie faßten trotz der haarsträubenden Majorität aller Abwesenden den siamesischen Zwillingsbeschluß: zu tunneln! Und aufflammten sechs

*) Der Arzt Dr. Löwenstein und Stadtrat Erich.

Stearinkerzen, und Hufeland — er war der erstgeborene Illing — ergriff den Eulenstab und Cujacius die Feder.“ Es wird dann mitgeteilt, wie Hufeland unter atemlosem Schweigen seines Zuhörers den Platz am Vorlesertische einnimmt und ein heiteres Gedicht vorträgt; Cujacius findet das Gedicht „sehr gut“ und wagt nur darum nicht Akklamation zu beantragen, weil die Statuten unklar lassen, ob durch das Schurren von nur zwei Füßen Akklamation hervorgerufen werden kann. Der Eiserne Fonds an diesem Unglückstage beträgt einen Silbergroschen.

Von den Unterkunftsnöten wurde schon gesprochen. Barkhusen fährt tagelang in einer Droschke durch Berlin, um eine neue Versammlungsstätte zu suchen, wobei eine besondere Schwierigkeit darin liegt, daß der Tunnel eine „Bilderwand“ braucht, eine Wand, an der die Bilder der Stifter und die mannigfachen Denkwürdigkeiten eines mehr als vierzigjährigen Lebens angebracht werden können. Beim Umzuge (April 1871) werden geheimnisvolle Überreste vergangener Herrlichkeit aufgefunden: ein riesiger Stiefelknecht, mit Harfensaiten bezogen, und ein altertümliches Mahagonigerät, über dessen einstige Bestimmung die Meinungen auseinander gehen. Noch immer gibt es in dieser Zeit begeisterte Tunnelschwärmer, aber die älteren Mitglieder entdecken sich in vertrautem Gespräch, daß der Tunnel eine unheimliche Ähnlichkeit mit dem Klub des Herrn Pickwick bekomme.

Nach dem Tode von Friedrich Eggers schloß sich mein Vater um so enger an dessen Bruder Karl an; dieser hieß im Tunnel Barkhusen und machte gute plattdeutsche Gedichte. K. Eggers mußte seiner Gesundheit wegen viel auf Reisen sein; der jüngere Freund berichtete ihm dann brieflich über die Vorgänge im Tunnel. So schreibt er 1874: „Ich habe Dir so viel mitzuteilen, daß ich nur gleich mit dem Tunnel beginnen will, um einen Anfang zu haben. Seine Diagnose ist noch ebenso wie sonst, es haben sich aber in der letzten Zeit noch einige fieberhafte Symptome gezeigt, die darin gipfelten, daß sie mich fast einstimmig zum Haupt gewählt haben. Im ersten Schrecken nahm ich an, habe aber später abgelehnt, und jetzt ist Schenkendorf Haupt. Am 3. Dezember hatten wir Stiftungsfest mit recht klötrigen Spänen. Hufeland und Metastasio siegten mit einer Tenzone über „Frauenemanzipation oder nicht". Nachher war es recht gemütlich. Beuth (Ingenieur Paschen) schoß mit seinem Toast auf die Gäste den Vogel ab. Kratz und eine andere Rune, Frl. R., ein hünenhaftes Weib und Klaviervirtuosin, paukten immer gegeneinander an. Im letzten Tunnel hat sich auch Byron wieder gezeigt, der sich zum zweitenmal mit einer jungen Frau verheiratet und im Tunnel den Ausspruch getan hat: ‚Wer die zweite Frau heiratet, verdient gar nicht, daß ihm die erste gestorben ist.' Echt Byronsch!"

Der andere Brief, 1877, berichtet wohl über den letzten Besuch meines Vaters im Tunnel: „Das

Tunnelfest*) haben wir nun glücklich hinter uns. Es waren viele alte Greise aus allen Gegenden Deutschlands erschienen und saßen in langen Reihen mit bereiften Häuptern da und erinnerten sich, daß auch sie einmal geblüht hatten. Eine Konkurrenz war nicht, sondern ein gewöhnlicher Tunnel mit ziemlich viel Spänen. Da die Akustik in dem gewählten Raum nichts taugte (man sprach wie in ein Wollmagazin hinein, und wenn man schrie, gingen die Töne oben unter der Decke spazieren und spielten Versteck miteinander), so war die Sitzung wohl nur etwas langweilig und ungemütlich, zumal da auch die Späne im Durchschnitt nichts taugten. Es lasen Cujacius, Hufeland, Nikolai, Frauenlob (ich fiel sehr ab, obgleich das Gedicht eins meiner besten ist), Schenkendorf (einen bereits veröffentlichten Span, der sehr gut war), Schröder (Schauspieler Bercht) und der edle Byron. Beim Essen wurde es sehr gemütlich. Von alten Herren waren da außer den bereits genannten: Swift, Knobelsdorf, Puffendorf, Mursinna, Hans Sachs, Schlegel, Spinoza, Cartesius, Dittersdorf, welcher sehr hübsch phantasierte, Cornelius Nepos, Willamow**) und noch viele andere, welche mir nicht einfallen, die ich noch nie gesehen

*) Das fünfzigjährige Jubiläum des Tunnels am 3. Dezember 1877.

**) Kaufmann Jonas (Stifter des T.), Generalmajor Hinndorf, Finanzrat Löwe, Steuerbeamter Katsch, Literat Goldtammer, Dr. Köster, Rudolf Löwenstein, Werner Hahn, Kapellmeister Taubert, Fedor v. Köppen und Dr. Pflug.

habe und auch wohl nie wiedersehen werde. Im ganzen waren es mit Gästen gegen hundert Personen. Ich bin in der letzten Zeit wieder einige Male im Tunnel gewesen, allein ich halte es doch nicht mehr aus, denn es wird immer doller. Ich glaube, nächstens trete ich aus."

Er trat nicht aus, aber er verschwand für immer aus den Gefilden des Tunnels. Für diesen begann nun, wie mein Vater zu sagen pflegte, „die Photographenzeit"; die wenigen Mitglieder versammelten sich in der Wohnung des Hofphotographen Roloff und erfreuten sich gegenseitig durch freundliche Hungerblümchen, wie sie auf Ödland und Schutthalden zu gedeihen pflegen. Nachdem jahrelang kein Stiftungsfest gefeiert war, erlebte der Tunnel am 3. Dezember 1883 einen letzten Krampf; es versammelte sich im Cityhotel eine Schar von zwanzig Tunnelgenossen, vermehrt durch etwa doppelt so viel Gäste, und in den alten Formen gespensterte noch einmal das Bild vergangener Tage vorüber. Die „besten Späne des Jahres 1883" sind damals auch gedruckt worden; es ist aber kein Genuß, ihre Bekanntschaft zu machen.

Wie der Tunnel endete, weiß ich nicht. Ich fragte einmal meinen Vater danach und erhielt die Antwort: „Das steht alles schon in Robinson Crusoe geschrieben." So schlug ich, wie der selige Gabriel Vetteretsch den Robinson auf — „das Buch, das immer eine Antwort hat". Die Seite, die Frauenlob bezeichnet hatte, gab allerdings Auskunft, denn es

wurde dort erzählt, wie das Lama, wenn es seinen Tod nahe fühlt, sich in einer Höhle verkriecht.

„Da stirbt es dann so langsam," sagte Frauenlob. „Nächstens werden sie wohl seine Knochen ausgraben und ins Museum bringen!" Was hiermit geschehen ist.

Allerlei Träume

Meines Vaters Vater, Pastor in Perlin und dann Schweriner Garnisonprediger, war ein vielbeschäftigter Mann und starb, als sein ältester Sohn achtzehn Jahre zählte. So kam dieser in einige Verlegenheit, als er bei der Beschreibung seines Lebens das Bild des Vaters zeichnen sollte: Er empfand das herzlichste Sohnesgefühl gegen diesen Mann, dem er in seiner poetischen Anlage so viel verdankte, aber es fehlte ihm die Fülle einzelner Züge und gemeinschaftlicher Erlebnisse, wie sie die Darstellung erfordert hätte. Er half sich damit, daß er seine Neigung und das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit über den Tod hinaus kundgab durch die Erzählung eines Traumes. Dieser Traum hatte sich ihm jahrelang wiederholt; er ist zweifellos das eindrucksvollste Stück in der ganzen Schilderung. Seine Grundzüge sind diese: der Vater ist nicht wirklich begraben, sondern an seiner Stelle ein mit Steinen beschwerter Sarg. Er selber lebt in einem fernen Gebirge als Fußwanderer. Dadurch hat er seine Gesundheit wieder erworben und besitzt, trotzdem er sehr hager ist, eine braune kräftige Gesichtsfarbe und einen jugendlichen Schritt. Die Sehnsucht nach seiner Familie aber zieht ihn von

Zeit zu Zeit zurück, doch ist dann seine Gegenwart ein Geheimnis, denn Feinde haben seine Spur entdeckt. Die Familie muß ihn, solange die Gefahr droht, in einem unterirdischen Warengewölbe verbergen. Als die Schritte der Verfolger endlich verklungen sind, wird er von den Seinen ans Meer gebracht, über das eine Holzbrücke geschlagen ist. Dort ergreift er seinen langen Wanderstab und geht nun allein seinen Weg, bis er, kleiner und kleiner werdend, in der Unendlichkeit verschwindet.

Mir scheint, als liege in diesem Traum noch mehr verborgen, als für den ersten Anblick aus ihm hervorgeht. Er verrät einen Familienzug, die Verbundenheit der Herzen, die sich in einer gewissen Scheu vor lauter Aussprache des Innerlichsten mehr verbirgt als offenbart, eine Liebe, die aus der Gemeinschaft mit den Allernächsten immer wieder zurückflieht in die eigene Welt und doch in der Sehnsucht nach ihnen sich verzehrt.

Merkwürdig war mir, daß auch ich nach dem Tode meines Vaters nicht nur in ungezählten Nächten seine Stimme aufs neue hörte, mit ihm umging und klopfenden Herzens erfuhr, er habe jetzt sein letztes und teuerstes Werk vollendet, sondern daß eine dieser traumhaften Begegnungen *seinen* Traum in eigentümlicher Weise erneuerte. Mir war, als stünde ich mit meinem Vater in unserm alten Garten am Karlsbade und wir betrachteten einen Baum, der schon in jenen frühen Zeiten dort auf dem kurzgeschorenen Rasen stand, jetzt aber zu unendlicher Größe heran-

gewachsen war. Der rillige, von der Sonne glühende Stamm stieg nicht wie einst kerzengerade in die Luft, sondern kroch gleich einer Urweltschlange über den Boden, hob sich dann fast unmerklich und hatte, wenn man genau zusah, kein Ende — wie ein immer breiter werdender brauner Pfad streckte er sich dahin, um dort, wo der Horizont sichtbar wurde, seine Zweige mit allerlei Wolkengebilden zu vermischen. „Ich nenne das eine Himmelschaussee," sagte mein Vater. Dann führte er mich zu einem daneben stehenden jungen Bäumchen, das ganz bedeckt war mit grünen Knospen. Er pflückte einen solchen Blattwickel ab, nahm ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und drückte ein weniges, alsbald tat sich aus dem Gebilde eine feine Zunge hervor, an deren Ende eine merkwürdige rote Blüte hing. „Als du klein warst, machte dir das Spaß!" sagte er traurig. Aber ich konnte nicht lachen, sondern sah ihn starr an — da hatte er sich schon auf den Himmelsbaum geschwungen und ging mit abgewandtem Rücken davon, zuweilen sich neigend, um einen aufsprossenden Zweig beiseite zu biegen, bis er an das Wolkentor kam und dort wie Rauch verging.

Mein Vater hat in seinen Schriften das Kunstmittel des Traumes oft gebraucht; er ließ sich gern Träume erzählen, weil sich in ihnen vielfach das eigentliche Wesen des Menschen treffender offenbare als im beherrschten Leben des Tages; außerdem hielt er den Traum für eine der merkwürdigsten Kundgebungen poetischer Phantasie. Ich teile im folgen-

den Aufzeichnungen mit, die er sich über diesen Gegenstand gemacht hat; die Frage des Traumlebens und der schöpferischen Anlage beschäftigte ihn bis in die letzten Tage seines Wirkens.

„Wohl jeder hat in seinem Leben einmal die Einwirkung eines Traumes auf seine Gedanken und Entschließungen wahrgenommen. Am stärksten ist diese Vermischung von Traum und Wirklichkeit in der Kindheit der Fall, in der Kindheit der Menschen und der Völker. Wir sehen darum bei den im Anfang der Kultur befindlichen Nationen die Traumdeuterei in hohem Ansehen stehen, und wenn wir selber in unsere frühesten Tage zurückblicken, so unterscheiden wir oft nicht mehr, was Traum, was Wahrheit war. Von ganz besonderem Einfluß sind in jener Zeit die Angstträume; ich darf wohl sagen, daß mir, als ich noch ein kleiner Knabe war, durch die Nachwirkung solcher Phantasiegespinste viele wache Stunden zur Qual geworden sind. Der früheste dieser Träume, dessen ich mich erinnere, bezog sich auf meinen Großoheim, der in demselben Dorfe, wo mein Vater Prediger war, eine Anstellung als Verwalter des großen gräflichen Landgutes inne hatte. Ich sah ihn bleich und mit wirrem Haar auf einem Schimmel einherjagen, verfolgt von zwei sehr großen weißen Hunden, die taktmäßig ein seltsames, dumpfes Geheul ausstießen. Die Jagd ging einen Feldweg entlang, und durch und über die lückenhafte Hecke sah ich den Gejagten und seine furchtbaren Verfolger auftauchen, wieder verschwinden und sich in die Ferne

verlieren. Ich hörte noch eine Weile das dumpfe abgemessene Heulen und erwachte. Das unnennbare Grauen, das ich während dieses Traumes empfand, und die entsetzliche Angst, die Tiere möchten sich von der Verfolgung des Oheims ab- und mir zuwenden, vermag ich nicht zu schildern.

„Ein anderer Traum ist mir merkwürdig durch seine häufige Wiederkehr in ganz genau der gleichen Form. Die Wirtschaftsräumlichkeiten unseres Hauses waren im Kellergeschoß gelegen. Unter der Treppe, die dorthin führte, war ein finsterer Winkel, der zur Aufbewahrung von Sand, Besen und Gerätschaften diente. In dem Augenblick meines Traumes, da ich den Fuß ausstreckte, um diese Treppe hinabzusteigen, wußte ich bereits alles, was nun geschehen würde. Aber trotzdem vermochte ich nichts gegen die innere Gewalt, die mich trieb, einen Fuß vor den andern zu setzen und meinem Schicksal entgegen zu gehen. Kaum hatte ich dann die unterste Stufe verlassen, als aus dem dunklen Treppenwinkel hervor, stets genau in derselben Weise, ein graues, rattenähnliches, taktmäßig quiekendes Tier gerannt kam und mich ins Bein biß, worüber ich erwachte. Dieser Traum büßte endlich durch die Gewohnheit von seinem Schrecknis ein und verlor sich dann ganz.

„Doch nicht alle Träume waren unangenehmer Art. Ich sah mich einst in dem Kostüm eines römischen Kriegers aus meinem Bilderbuche. Blanker Helm mit Roßschweif, ein Brustharnisch, ein runder Schild mit spitzem Buckel und ein kurzes Schwert war meine

Ausrüstung. Die Sehnsucht, diese Dinge wirklich zu besitzen, verbunden mit der Einsicht, daß dieser Wunsch ein unerreichbar hohes Traumideal sei, hat mich jahrelang nicht verlassen. Später habe ich eine Zeitlang geglaubt, diese Dinge in einer märchenhaft gesegneten Periode meiner Vorzeit wirklich besessen zu haben, so deutlich und mit allen Farben der Wahrheit stand dieser Traum in meiner Erinnerung.

„Man kann im Traume Erfahrungen machen, die denen der Wirklichkeit wahrscheinlich ganz gleich kommen, und so vermögen wir im Schlafe die Kenntnis zu gewinnen von Empfindungen, mit denen wir in der Wirklichkeit, Gott sei Dank, nicht behelligt werden. So weiß ich zum Beispiel ganz genau, wie jemandem zu Mute ist, dem mitgeteilt wird, er solle in der nächsten Minute hingerichtet werden. Wegen irgend eines todeswürdigen Verbrechens war ich eingesperrt worden, und der Traum begann gleich damit, daß Leute mit feierlichen und ernsthaften Mienen zu mir kamen und mir sagten, nun wäre es so weit. In sehr bequemer und rationeller Weise war das Gefängnis durch eine mit Eisen beschlagene Tür gleich mit dem Schafott verbunden, und als man diese öffnete, sah ich ein sonderbares Gerüstwerk von Holz sich dunkel gegen den nebelgrauen und kalten Morgenhimmel abheben, während rings herum eine große Anzahl von Zuschauern mit ängstlich erwartungsvollen Gesichtern und stieren Augen darauf hinblickte. Dem unnennbar tiefen Grauen, das mich befiel, hielt eine mächtige Anspannung der Willenskraft das

Gleichgewicht, denn das erste Gebot schien es mir jetzt zu sein, mit Anstand und ohne durch irgend ein Zeichen meine Furcht zu verraten, in den Tod zu gehen. So schritt ich denn, obwohl mir alles vor den Augen schwamm und das Entsetzen vor dem schrecklichen Augenblick wie Blei auf mir lastete, mit festem Tritt hinaus auf das Holzgerüst, während eine tiefe Stimme fortwährend in mir flüsterte: ‚Nun aber anständig, Heinrich, anständig!‘ Darüber erwachte ich plötzlich zu meiner größten Erleichterung.

„Einem Bekannten von mir träumte einmal, daß quer über den Himmel mit ungeheuren Buchstaben geschrieben stand: ‚Heute abend Weltuntergang!‘ Die Ausführung dieser Verheißung hat er zwar nicht erlebt, ich aber bin dabei gewesen, als es losging. Zu Anfang irrte ich in großen halbdunklen Riesensälen eines Palastes umher, während durch die Fenster ein seltsamer Schein drang und unheimliche Geräusche in der Ferne vernehmlich waren. Eine dumpfe Furcht vor einem Erdbeben trieb mich ins Freie, und da sah ich denn gleich, daß ich tief in ein zukünftiges Jahrhundert hineingeraten war, denn ich fand dort Paläste und Triumphbogen von seltsamer und nie dagewesener Bauart, die sich phantastisch gegen den ungewissen Schein des nächtlichen Himmels abhoben. Der Stil dieser Bauten ähnelte dem ägyptischen, nur muß man sich alles viel schlanker und in die Höhe geschossen vorstellen. Zur Seite blickte ich weit in die Ebene hinaus, und dort am Horizont war ein roter Schein von brennenden Städten; zuweilen

ertönte ein dumpfes Krachen einstürzender Häuser und vielstimmiges fernes Wehgeschrei. Am Himmel zeigte sich über dem roten Brandschein ein mattes Schwefelgelb, untermischt mit stumpfem Blau, und alles stand in einem seltsamen, ungewissen und grausigen Lichte. Ich wußte, das Verderben würde näher kommen und auch diesen Ort ereilen, aber noch hielt sich das schaurige Getön in ziemlich gleicher Ferne. Als ich nun dort ruhelos und von Grauen erfüllt umherschweifte, gelangte ich an eine runde Gebüschgruppe von dornigem, blätterlosem Strauchwerk, das von einem niedrigen Eisengeländer umgeben war. Dorthin hatte sich einer der Hunde jener höllischen Meute, mit der die Menschheit jetzt gehetzt wurde, verlaufen und kläffte nun mit einer widrigen blechernen Stimme. Für sich allein war er gar nichts und ohne Macht, er stand an das eiserne Geländer gedrückt und ließ mich nicht aus den Augen, allein er konnte mir nichts tun. Aber das wußte ich, hätte er die Macht gehabt so groß wie seine Bosheit, da wäre mein Leben keinen Pfifferling wert gewesen. Das Grausige an diesem Tier war seine Gesinnung, es war die in Hundegestalt verkörperte teuflische Bosheit, und sein schreckliches Kläffen war unbeschreiblich widerlich und aufreizend. Aber ich wußte auch, daß es mir niemals gelingen würde, diesen übernatürlichen Hund totzuschlagen, sondern daß er auch unter den Schlägen einer eisernen Keule nur kläffen und kläffen würde, bis seine Genossen herbeikämen und mich einzig durch ihre große Anzahl langsam überwältigten.

„Unterdes war das dumpfe, unheimliche Krachen aus der Ferne näher gekommen, und plötzlich hörte ich das Bimmeln der Feuerwehr, was mich weiter nicht verwunderte, denn überall brannte es ja. Als ich dem Tone nachging, gelangte ich auf einen großen freien Platz; in einiger Entfernung stand eine Wassermühle in Flammen. Es gehörte nun aber in dieser fortgeschrittenen Zeit zu den Gewohnheiten der Feuerwehr, die ganze Umgegend der Brandstelle mit feinen, aber starken Drähten zu durchspinnen, die etwa in der Höhe von einem Meter über den Boden hinliefen. In der Dunkelheit geriet ich in dieses Drahtnetz und fiel auf den Rücken, während meine Füße oben in den ausgespannten Fäden hängen blieben. So lag ich denn eine lange Weile wie ein umgewälzter Käfer, indem ich vergeblich mich zu befreien trachtete, und darüber erwachte ich endlich. Am anderen Tage erfuhr ich, daß in der Nacht ein starkes Gewitter gewesen sei und die Feuerwehr ganz in unserer Nähe zu tun gehabt hatte. So ist dieser Traum auch ein Beispiel*), wie sich im Schlaf vernommene Geräusche und durch die geschlossenen Augenlider dringende Lichterscheinungen zu einem Traumgewebe verspinnen.

„Sehr oft wiederholt sich auch im Traum der plötzliche Mangel eines oder gar aller notwendigen Kleidungsstücke. Ein Traum dieser Art ist mir dadurch bemerkenswert geblieben, daß ich in seinem

*) Das berühmteste Beispiel für diese Erscheinung ist wohl der wunderbare Traum des „grünen Heinrich", der aus dem Hufschlag eines Pferdes hervorgeht.

Verlauf die größte Genugtuung über eine vermeintlich witzige und schlagende Antwort empfand, die sich beim Erwachen als eine bloße Grobheit herausstellte. Ich kam zu dem Grafen B., weil ich um die Hand seiner Tochter anhalten wollte. Die Bedienten sagten mir, die Herrschaften seien bei Tische, und wiesen mich in ein kleines Wartezimmer. Dieses stieß an den Speisesaal, dessen Tür geöffnet war, so daß man fortwährend Teller klappern, Gläser klingen und lebhaftes Gespräch hörte. Ich setzte mich auf einen Stuhl mit dem Vorsatz, gleich nach der Tafel meine Werbung bei dem Grafen anzubringen. Während ich nun an mir hinabschaute, bemerkte ich plötzlich mit Entsetzen, daß mir das allernotwendigste Kleidungsstück des zivilisierten Menschen fehlte, und als ich erschreckt aufschaute, siehe, da lag es schwarz und friedlich mir gegenüber auf einem Stuhl. Wollte ich aber dorthin gelangen, so mußte ich an der geöffneten Saaltür vorbei und war den Blicken der ganzen tafelnden Gesellschaft ausgesetzt. Unter diesen niederdrückenden Verhältnissen saß ich da, fieberhaft mit Rettungsplänen beschäftigt, als plötzlich die Tafel beendet war, und die Gesellschaft im Nebenzimmer sich erhob.

Ein gütiges Traumgeschick bekleidete mich in diesem Augenblick wieder; es war auch die höchste Zeit, denn die ganze Gesellschaft, Damen und Herren, strömten herein zu mir. Ich bemerkte darunter eine bekannte Hofschauspielerin, die ich bis jetzt nur auf der Bühne gesehen hatte. Sie war mit ihrem Bruder (von dem ich in Wirklichkeit gar nicht weiß, ob er existiert) dort.

Dieser sah ihr ungemein ähnlich, war wie sie sehr groß und trug auf seinem Haupte eine mächtige Fülle von Haaren. Kaum hatte er mich erblickt, als er sich breitspurig vor mich hinpflanzte, wobei er wegen seiner abnormen Größe einen vogelperspektivischen Blick auf meine stark nach rückwärts fortgeschrittene Stirn zu werfen vermochte, und höhnisch ausrief: ‚Was wollen Sie hier denn eigentlich? Sie haben ja gar keine Haare mehr!‘

„Mich durchzuckte es plötzlich, und ich antwortete: ‚Mein Herr, wenn ich so viel Dung im Kopfe hätte wie Sie, da würden mir die Haare wohl besser wachsen!‘ Über diese Antwort, die von den Umstehenden sehr beifällig aufgenommen wurde, empfand ich einen solchen Stolz, daß der ganze Traum darüber in die Brüche ging und ich vor lauter Aufgeblasenheit erwachte.

„Es kommen Träume vor, die eine Abrundung und einen Zusammenhang besitzen, daß sie wie ein abgeschlossenes Ganzes wirken, so daß man sie im wachen Zustande nicht besser erfinden könnte. Mir sind zwei solche Träume bekannt geworden, die zu dem Merkwürdigsten gehören, was ich in dieser Art kenne. Den einen erzählte mir mein Freund R., ein Ingenieur, folgendermaßen: Ihm träumte, er sei gestorben. Er flog durch unendliche Welträume, an Gestirnen vorüber, die näher kamen und wieder versanken, bis er endlich auf dem letzten Stern anlangte, wo sich eine große Bahnhofshalle befand, aus der viele Geleise ausliefen, die über eine weite,

sanft geneigte Ebene führten. Am Ende dieser Ebene lag der Himmel. Man sah, wie dort die Seligen in weißen Gewändern unter Palmen wandelten. Aber auf halbem Wege zwischen dem Bahnhof und dem Himmel waren alle Geleise unterbrochen durch einen tiefen Abgrund, aus dem Flammen, Funken und Rauch hervordrangen: das war die Hölle. Auf dem Bahnsteig der Halle drängten sich nun die abgeschiedenen Seelen, die auf Beförderung harrten. Ein Bahnbeamter rief aus einer langen Liste die Namen auf, der Gerufene trat vor und mußte auf einen kleinen vierrädrigen Güterwagen steigen. Dann kamen aus den Kellerräumlichkeiten eine Menge von verräucherten Kerlen hervor und brachten schwarze Ballen, Pakete und Päckchen, die sie auf den Wagen luden: das waren die Sünden, die der Mensch in seinem Leben begangen hatte. Danach tat sich die Decke der Halle auf, und lichte Engel schwebten hernieder mit kleinen roten Gummiluftballons, wie sie den Kindern zum Spiel dienen; das waren die guten Taten. Diese banden sie an den Wagen, und nun erhielt dieser einen Stoß, daß er die geneigte Ebene mit wachsender Geschwindigkeit hinabfuhr. Waren der Luftballons nun so viele, daß sie den Paketen das Gleichgewicht hielten, dann sauste der Wagen ohne Schaden über den Abgrund, ob auch die Teufel unten schrien und heulten und mit glühenden Kohlen nach ihm warfen. Der Insasse fuhr dann fröhlich in den Himmel ein, die Seligen kamen ihm singend, mit Palmenzweigen in der Hand, entgegen und lösten

die Ballons von dem Wagen, um sie zu ewigem Andenken an die Bäume zu binden. Den Wagen mit seiner Sündenlast aber stießen sie zurück, daß er in den Abgrund fuhr und dort prasselnd verbrannte.

„Hielten die Ballons den Paketen aber nicht das Gleichgewicht, dann half dem armen Passagier kein Heulen, Zappeln und Flehen, es trug ihn nicht über den Abgrund, und er stürzte hinein, den jauchzenden Teufeln zur willkommenen Beute.

„Mein Freund stand zagend in der Reihe und wartete des ungewissen Schicksals, als plötzlich der Beamte seinen Namen rief. Zitternd trat er vor und bestieg den Wagen. Die Kerle mit den Paketen kamen herbei; recht große waren nicht darunter, aber so viele kleine, so unendlich viele kleine; sie reichten ihm schon bis an die Knie, und er sah ängstlich nach oben, ob von dort nicht Rettung käme. Endlich kamen denn auch einige Engel mit so ein paar kleinen Dingerchen angeschwebt; daß die ihm nicht viel helfen konnten, das sah er wohl; und nun plötzlich kam der Stoß: er sauste die Ebene hinab und ohne Zweifel geradeswegs hinein in den feurigen Abgrund. Ein halbes Dutzend Teufel mit langen Gabeln sprang unter wildem Geheul auf ihn los und wollte ihn eben eilfertig in ein schönes weißglühendes Feuer hineinstopfen, als er plötzlich erwachte. Es war Morgen, die Sonne schien ihm gerade ins Gesicht, und sein Kanarienvogel sang aus voller Kehle.

„Der andere Traum ward mir ebenfalls von einem Ingenieur mitgeteilt. Ihm träumte, er habe

eine riesengroße Dampfmaschine konstruiert und aufgestellt. Sie war außerordentlich schön gearbeitet, und ihr Gang fast lautlos. Die Wichtigkeit dieser Maschine war so groß, daß sämtliche Potentaten Europas die Einladung, bei ihrer ersten Ingangsetzung zugegen zu sein, angenommen hatten; selbst Napoleon III., der damals noch die erste Rolle in Europa spielte, war da. Nachdem sich alle diese hohen Herrschaften versammelt hatten, wurde die Sache feierlich, und mein Freund trat an das Werk, um es angehen zu lassen. Nun muß man bei manchen Dampfmaschinen, wenn sie anfangen sollen zu arbeiten, zuerst das Schwungrad in Bewegung setzen, um der Maschine über den sogenannten toten Punkt zu helfen. Man hat dazu gewöhnlich eine Hebelvorrichtung; aber hier war dazu eine eigentümliche Maschinerie konstruiert, die wie eine Nähmaschine getreten wurde und allmählich das Schwungrad fortbewegte. Mein Freund ging mit wichtiger Miene an diese Einrichtung und setzte seinen Tretmechanismus mit großem Eifer in Gang. Allein die Maschine rührte sich nicht. Mein Freund arbeitete, daß ihm der Schweiß herablief, schneller und immer schneller, jedoch alles war vergeblich, das Schwungrad stand wie eine Mauer. Die Könige wurden schon ungeduldig, die Großherzöge mokierten sich untereinander, und einige Herzöge und Fürsten sprachen ganz laut von Schwindel und dergleichen; da dachte mein Freund, die Sache könne unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Und siehe da, als er um die Ecke

blickte und genau zusah, da hatte sich Napoleon III. ganz heimlich an das Schwungrad gehängt und hielt es fest.

„Von Träumen, die wörtlich in Erfüllung gingen, ist mir nur ein einziges Beispiel bekannt geworden. Meine Schwester schrieb mir einst, es sei ihr im Traum ein grünes Büchlein überreicht worden mit der Aufschrift: ‚Vögleins Heimweh.‘ Diese Aufschrift gab mir sofort den Gedanken zu einem Märchen, das ich später unter dem Titel ‚Erika‘ in den ‚Wintermärchen‘ veröffentlicht habe. Ich ließ mir ein Buch wie das im Traum gesehene herstellen, schrieb das Märchen hinein und sandte es mit weiterer Anweisung an meine Mutter. Meine Schwester glaubte wieder zu träumen, als ihr am Morgen ihres Geburtstages beides überreicht wurde und somit ihr Traum wörtlich in Erfüllung ging.“ —

Einen Traum, den er oft erzählte, hat mein Vater in diesen Aufzeichnungen übergangen. Er war in der Nacht von seinem Lager herabgeglitten und dann unter das Bett gerollt, ohne sich zu ermuntern. Hierauf träumte ihm, er sei lebendig begraben. Erschreckt erwacht er und streckt die Hände aus, um tastend festzustellen, daß sich über ihm eine feste Wand befindet! Die Gefühle dieser Minuten seien unbeschreiblich gewesen.

Wem diese Träume allzu sinnreich erscheinen, dem mag man die Antwort geben, die einst Gottfried Keller in seinem Tagebuch von 1847 seinem Freunde Schulz zuteil werden ließ. Dieser hatte

den Verdacht ausgesprochen, Keller ersinne und erfinde die von ihm erzählten Träume vorweg. „Weil er keine Phantasie hat," schreibt Keller ergrimmt, „welche auch im Schlafe schafft und wirtschaftet, so hält er einen wohlorganisierten Traum, der einen ordentlichen Verlauf und schöne, künstlerische Anschauungen hat, für unmöglich." Von Annette von Droste-Hülshoff wissen wir, daß sie einst im Traum den gesamten Stoff einer Ballade in einem Buch, das in mehrere Gesänge eingeteilt war, entdeckte.

In der Frobenstraße 36 und am Karlsbade 11

1. Frobenstraße 36

„Am Sonntag war ich in Schwerin, und wir haben über den Vorschlag, die Hochzeit dort zu feiern, miteinander gesprochen. Meine Mutter ist gern dazu bereit und denkt auch, dieselbe bei Beschränkung auf die notwendigsten Teilnehmer in ihren Zimmern ausrichten zu können. Vor einer Hotelhochzeit hat sie einen Horror. Wie sie nun in ihren drei kleinen Puppenstuben die Sache zu Wege bringt, das ist ihr Geheimnis, allein bei meiner Mutter ist kein Ding unmöglich. Wir haben den Anfang des Mai in Aussicht genommen." Die Hochzeit fand tatsächlich am 14. Mai 1875 statt, und meine Eltern fuhren dann, ohne eine Hochzeitsreise zu unternehmen, nach Berlin und bezogen eine Wohnung in der Frobenstraße 36. Ein Wiederschein des Hochzeitsfestes findet sich in „Leberecht Hühnchen", obwohl die dort geschilderten Hochzeitsgäste mehr oder weniger der Phantasie entstammen. Mein Vater selber hatte schon damals eine starke Abneigung, sich anfeiern zu lassen, und es war wohl die Meinung beider Eltern, wenn er vorher einmal schrieb: „Ich ginge am liebsten in die Kirche und damit gut." Von seiner silbernen Hochzeit pflegte er zu sagen, sie sei schöner gewesen als die grüne.

Sehr heiter beschreibt er in einem Brief an Eggers den großen Augenblick, da er sich mit der Behörde wegen seiner Verehelichung in Verbindung setzte: „Kürzlich habe ich 3½ Stunde auf dem Standesamt gesessen, es wäre nicht zum Aushalten gewesen, wenn sich nicht zuweilen einige komische Zwischenfälle ereignet hätten. So 'ne Art Arbeitsmann kam an, und der Zivilküster, der immer im Vorzimmer ist, fragte ihn, was er wollte? Aufbieten lassen wollte er sich! Ob seine Braut in Berlin sei? Jawohl! Dann würde ihm das nichts helfen, denn sie müßte dann selber kommen. Der Mann macht eine Bewegung mit dem Kopf, die wie ‚ach was' aussieht und setzt sich. Nach einer halben Stunde kommt der Zivilküster wieder und sagt, es würde ihm wirklich nichts helfen, er warte hier ganz vergebens, denn wenn seine Braut in Berlin sei, müßte sie auch mitkommen. Dem Mann reißt endlich die Geduld, und er platzt los: ‚Na, wenn se nu aber 'n kleines Kind hat un ins Bette liegt, dann wird se doch wohl nicht kommen können!' Der Zivilküster zuckt die Achseln und zieht sich unter fröhlichem Grinsen des versammelten Publikums schweigend vor der Macht der Tatsachen zurück."

Am 16. Mai berichtet er Eggers über das Glück des eigenen Hauses: „Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß die Welt rosenrot und himmelblau aussieht und daß ein solcher Mai noch niemals erhört worden ist, daß unsere Wohnung wie eine Feeninsel mitten in dem unendlichen Häusermeer liegt und dergleichen mehr. Wir hoffen, euch bald hier zu sehen. Alle

Freunde und Bekannte haben sich so freundlich und teilnehmend erwiesen, Skarbina*) hat eine prächtige Tuschzeichnung in phantastisch Menzelscher Weise gemacht. In der Mitte unten ich selber mit zwei Bronzebengeln auf dem Rücken, die eine gewaltige Bowle tragen. Links eine herkulische Riesengestalt, halbliegend, die gefesselte Naturkraft; Minerva ist ihr auf die Schulter gestiegen und trägt in der einen Hand einen Dreizack, in der andern einen Merkurshut (Ingenieurfach). Auf der andern Seite die Poesie, aus einem Kruge Rosen begießend. Aus der Bowle in der Mitte steigt Dampf auf, und darin zeigt sich oben eine klapprige Laterne, umtanzt von tollen Gruppen, die in folgenden Versen von Paschen**) gekennzeichnet sind:

Um die klapprige Latern'
Tanzen tolle Wichter,
Larven ohne Haut und Kern,
Fratzen und Froschgesichter,
Wendehals, Kometenstern,
Musikanten, Maler, Dichter,
Bummler auch und große Herrn
Und sonstiges Gelichter.

Einer war der Wirt vom Haus,
Die andern seine Kunden.
Bei Fliegenbier und Bienenschmaus
Schwanden ihre Stunden.

---

*) Der bekannte Künstler, damals 26 Jahre alt. Er war einer der letzten „Leibschwaben" von Friedrich Eggers.

**) Im Tunnel Beuth; Ingenieur.

Purzelbaum und Krippelkraus,
Simsim oben, unten —
Der Wirt blies die Laterne aus,
Da war das Gesindel verschwunden!

Dazu hat mir die „klapprige Laterne"*) eine kostbare ovale Majolikabowle geschenkt. Dies war nur eine Freundlichkeit von so vielen."

Das Haus in der Frobenstraße stand erst sechs Monate, und meinen Eltern erschien es stattlich und ganz als das, was ihre Träume ersehnten. Zwar lag das Schlafzimmer an der Herdwand, und auch sonst taten sich bald allerlei Übelstände hervor, besonders eine ungeheure Hellhörigkeit, so daß Scheltworte, Geschrei und Unrast fremder Familien in den Hausfrieden eindrang, aber umso lebhafter empfanden sie, was sie mit jedem Tage mehr aneinander besaßen. Soweit meine eigene Erinnerung zurückreicht, ist mir das Gefühl geblieben, daß mein Vater, wenn wir beide auf den Schöneberger Wiesen Orchideen gesucht hatten, rascher ging, sobald wir in die Frobenstraße einbogen und an dem bekannten Fenster die wartende Gestalt meiner Mutter erschien. Dann lief er leichtfüßig die Treppen hinauf, während ich noch, hinterherpendelnd, meinen Gedanken nachhing über die seltsamen Erlebnisse der Karyatiden, welche die verderbliche Phantasie eines gottlosen Maurermeisters dazu verdammt hatte, die ganze Nacht in unbe-

*) Der Freundeskreis der „klapprigen Laterne" ist von meinem Vater in der Novelle „Das Atelier" (Vorstadtgeschichten I, S. 61) geschildert worden.

kleidetem Zustande an unserem Hause zu hängen. Die Bureaustunden meines Vaters lagen von acht bis drei, so daß er die Abende meist für seine Kunst frei hatte; dann saß er wohl in seinen Träumen bis in die Nacht hinein am Schreibtisch, und meine Mutter war bei ihm, zugleich, wie es dann jahrzehntelang geblieben ist, als seine erste Leserin. Er hat mir oft gesagt, daß er ihrem Empfinden im ganzen mehr vertraue als den berufsmäßigen Kritikern, und daß sie sich im Urteil über den inneren Wert seiner Arbeiten so gut wie niemals getäuscht habe. Übrigens ist in den ersten Jahren seiner Ehe nicht allzuviel entstanden; sein Ingenieurberuf nahm ihn damals in steigendem Maße in Anspruch, und im übrigen dachte er wohl, daß sich die Stunden der Freiheit auch noch besser als am Schreibtisch verbringen ließen. An Gesellschaften hat er auch in jener Zeit schon selten teilgenommen; in seinen Briefen findet sich nur einmal die Erwähnung eines gemeinsam besuchten Balles; sie sei als eine Probe heiterster Laune hier angeführt: „Vor allen Dingen muß ich eine Frage von Mathilde*) beantworten über eine Angelegenheit, welche auch Rostock in verwirrende Zweifel gestürzt hat. Daß es so weit kommen konnte, verrät einen beklagenswerten Mangel an historischer Treue, den Agnes sich in ihrem Festbericht über den Heydenschen Ball hat zuschulden kommen lassen. Weißer Mull mit Rosen und einem Kranz von Rosenknospen

*) Erste Frau von Karl Eggers.

brachten eine Wirkung hervor, daß Frau Kramer, welche unter uns im Keller wohnt (eine Freundin von Rike), erklärte, es wäre ihr Trost, daß ihr auch einmal so etwas bevorstünde, wenn sie in den Himmel käme, auf Erden könne sie natürlich an solche Pracht nicht denken. Sie hatte sich die Erlaubnis erbeten, zur Besichtigung heraufkommen zu dürfen."

Im Herbst 1875 erkrankte meine Mutter lebensgefährlich, und mein Vater verbrachte am Karlsbade 11, wo die Eltern in der Abwesenheit von Karl Eggers vorübergehend Aufenthalt genommen hatten, Tage tiefster Verzweiflung und nur langsam weichender Sorge. In seiner Not stand ihm zur Seite ein Arzt, der nicht nur ein Meister seiner Kunst, sondern auch einer der edelsten und reinsten Menschen gewesen ist, der alte Geheimrat Klaatsch. Als dann endlich die Genesung kam, erwachte er selber wie aus einem dumpfen Traume, und zugleich stellte sich das eingeborene Verlangen wieder ein, die mürrische Ernsthaftigkeit der Welt in ein heiteres Spiel der Phantasie zu verwandeln. Das erste Opfer seiner Beobachtung wurde eine Krankenpflegerin, die er damals notgedrungen in seinen Haushalt hatte aufnehmen müssen. Über sie und eine Genossin ihrer Zunft, die er später kennen lernte, schreibt er in einer Aufzeichnung von 1881: „Dies Weib war ein finsteres und düsteres Geschöpf, wie ein Werwolf. Ihre größte Tugend war die Schweigsamkeit, aber dafür schnaufte sie und hustete des Nachts, wenn sie Wache hielt. Sie drohte wie eine Gewitterwolke im Kranken-

zimmer herum und stand, wenn die Zeit des Einnehmens gekommen war, plötzlich wie ein finsterer Rachedämon vor dem Bett der Kranken und tupfte so lange mit dem Löffel gegen deren Mund, bis sie erwachte. Sie hatte nur vier Sinne, denn sie war nasenblind, und das mochte der Grund sein, daß sie ihrer Pflegebefohlenen zuweilen Baumöl statt Tokaier einflößte.

„Die andere war sentimentaler Natur und wußte Gedichte auswendig. In der Dämmerung erzählte sie weinerliche Geschichten von ihren trüben Herzenserfahrungen und riß dazu ihre schwarzen Augen auf, daß es der Kranken graulich wurde. Sie hatte eine starke Abneigung gegen Weinreste und rottete sie aus, wenn sie auch noch so groß waren; sie konnte auch kein Essen stehen lassen und mußte deshalb jede Nacht wegen Leibschmerzen sehr wimmern. So finster die andere gewesen war, so süß war diese, und die Worte trieften ihr wie Sirup von den Lippen."

Im September endlich kam der gesegnete Tag, an dem er schreiben konnte: „Gestern ist zu allgemeiner Wonne der Werwolf entlassen worden. Ein ungekannter Hauch des Friedens durchzieht das Haus, und die Seligkeit, dies Geschöpf zu vermissen, ist uns allen gemeinsam. Ich vermied wegen meiner humanen Grundsätze, den Akt ihres Abzuges so dramatisch zu gestalten, wie ich es mir in unbewachten Augenblicken mit stiller Wollust ausgemalt hatte; ohne die Sohle meines Fußes zwecks schnellerer Ent-

fernung mit ihrer achtbaren Hinterseite in Berührung zu bringen, ließ ich sie gehen."

Am 28. August 1876 wurde ihm sein erster Sohn geboren. „Er hat mehr Haare als ich und zwar blonde. Er strampelt allerdings wie ein Frosch, wenn er angezogen oder gebadet wird. Er kann brüllen, daß man es durch alle Zimmer hört. Seine Augen sind blau, denn wo sollte er wohl andere herkriegen, wenn er aus zwei blauäugigen Familien stammt. Eine Eigenschaft fehlt ihm aber durchaus, welche Erstgeborene fast immer haben: er ist gar nicht im geringsten wunderbar, sondern ein Kind wie andere Kinder auch."

Seine poetische Tätigkeit trat in diesen Jahren zurück; er sammelte ein, wie denn in dieser Zeit fast sein ganzes Lebenswerk im Keime schon vorhanden ist; das in diesem Buche veröffentlichte Notizbuch von 1869—1879*) gibt darüber Auskunft. Aber e i n e Novelle entstand, die ihm die Neigung Storms eroberte und vielleicht (trotz einer leisen Verwandtschaft mit E. T. A. Hoffmann, der als Pate der Geschichte ja auch erwähnt wird) den eigentlichen Beginn seiner Künstlerlaufbahn bezeichnet: der 1879 niedergeschriebene ‚D a n i e l S i e b e n s t e r n'. „Vollständig befriedigt," schreibt Storm, „hat mich ‚Daniel Siebenstern'. Das war ein Stoff für Sie; hier und in der von ihnen eingeschlagenen Behandlung des Stoffes, war es nicht nötig, viele Tatsachen zu erfinden;

---

*) Siehe den Abschnitt „Aus der Werkstatt".

Sie reichten, sozusagen, mit der ‚Stimmung‘ aus. Dies Stück hat mich wirklich erfreut; die Stelle, wo der Alte in seinem Sargsaale die weiße Rose zu sich herabzieht, ist ebenso schön wie tief.“ Ein eigentümliches Erlebnis knüpfte sich übrigens an die Veröffentlichung der Erzählung. Es wird darin mitgeteilt, daß Siebenstern sein Vermögen für die Ausstattung armer Brautpaare bestimmt habe. Einzelne Leser glaubten alsbald so fest an das wirkliche Vorhandensein jenes Sonderlings, daß sie sich bei meinem Vater um die genannte Stiftung bewarben.

2. Am Karlsbade 11

Noch heute ist die Straße am Karlsbade ein verlorener Winkel, an dem der Verkehr der großen Stadt wie ein fremdartiges Ungeheuer vorüberbraust, aber mancherlei Anzeichen verraten doch, daß dieser Zustand nicht mehr lange währen wird. Schon hat die Spitzhacke mehr als eins der niedrigen Gartenhäuser beseitigt, und an die Stelle freundlicher Besitzer, die im Abendschein ihre Rosenbeete umwandelten, ist fast Haus für Haus irgendeine nebelhafte Versammlung von „Erben“ getreten, eine vielköpfige Gemeinschaft, die sich darauf beschränkt, am Ersten des Monats die Mieten einzuziehen.

Als mein Vater im Jahre 1880 mit seiner Frau und seinen beiden ältesten Kindern in Nr. 11 Wohnung nahm, nistete noch die Nachtigall in der grünen Wildnis, in der ein Garten an den andern grenzte; die

Nachbarn hielten Hühner und Schweine, und wenn, was selten vorkam, ein Radfahrer durch die Straße fuhr, so traten die Leute ans Fenster und betrachteten belustigt die ungeheure neumodische Maschine, auf der in bedrohlicher Höhe ein unglücklicher Zeitgenosse befestigt war und das gebirgige Pflaster der Potsdamer Vorstadt verwünschte.

Unser Haus zählte auch damals schon zu den kleinsten Häusern der Gegend; doch glaube ich, daß durch seinen Vorgarten nicht wenig Leute gegangen sind, deren Name noch eine geraume Zeit in dankbarem Gedächtnis bleiben wird. Gehörte es doch dem Kunstforscher Dr. Karl Eggers, in dessen Wohnung der Rütli seine Abendröte erlebte. Eggers bewohnte mit seiner Familie die Erdgeschoßräume, während uns der erste Stock überlassen blieb.

In der neuen Wohnung begann für meinen Vater auch ein neues Leben: im Mai 1880 gab er nach Vollendung des Anhalter Bahnhofs seinen Ingenieurberuf auf, um sich fortan ausschließlich seinen dichterischen Arbeiten zu widmen. Er wußte, daß dies ein Wagnis war, und verstand die Besorgnis Theodor Storms zu würdigen, der ihm schrieb, „die Arbeit sei günstiger gestellt, wenn sie nur die gute Stunde und nicht die tägliche Werkstattsstunde zu empfangen habe; freilich müsse in solchen Dingen jeder selber seine Entscheidung treffen". Dennoch glaube ich, daß mein Vater trotz schwerer Zeiten, die bis in sein Todesjahr hinein nicht ausblieben, seinen Schritt nicht bereut hat.

Bis zum Jahre 1895 hat er am Karlsbade 11 gewohnt, um dann, ein 52jähriger, endlich „ein Stück der Mutter Erde sein eigen zu nennen". Am Karlsbade sind aus Sehnsucht und Erinnerung seine bekanntesten Schriften entstanden, dort hat er das tiefste Herzeleid erfahren, als ihm die einzige Tochter genommen ward, dort schuf er sich den wohlbehüteten Frieden häuslichen Glückes, gewann Freunde, die ihm bis über den Tod hinaus die Treue bewahrten, und erlebte es, freilich erst in reiferen Jahren, daß das Werk seines Lebens einen Widerhall im Herzen seines Volkes fand.

Noch in der Frobenstraße war ihm im März 1879 eine Tochter, Klärchen, geboren worden. Sie wuchs heran und strahlte von Gesundheit und Lebenskraft; in meinen Träumen sehe ich ihr Bild zuweilen vor mir: ihr langes braunes Haar fliegt durch den Sonnenschein, und ihre Augen trinken den Glanz der sommerlichen Welt. Alle seine Briefe aus jener Zeit reden von diesem Kinde: „Die kleine Klara ist gesund und sehr kräftig und kann mörderlich schreien. An allem merkt man, daß mein Blut in ihren Adern fließt, denn sie scheint nicht viel zu taugen und ist ein Racker"; „unser grünstes Reis ist wirklich sehr grün und augenblicklich ein ziemlich banditenhaftes Geschöpf, vor dem nichts sicher ist. Sie hat einen sehr entschlossenen Charakter und erhält durch fortwährende Gewalttätigkeiten ihre Umgebung in Furcht und Zittern"; „sie ist der Verzug aller derer, welche sie kennen — sie zieht jedoch die Onkel den Tanten vor". In „Lebe-

recht Hühnchen" hat er ihr Bild als das der kleinen Helene gezeichnet und auch über das Letzte und Bitterste berichtet; sie starb, vierjährig, an einem plötzlich auftretenden Leiden, das heute durch einen verhältnismäßig ungefährlichen ärztlichen Eingriff behoben wird. Mein Vater hat jahrelang das Kapitel, das ihr Sterben schildert, nicht wieder lesen können.

Vielleicht sind einige Mitteilungen willkommen über den Kreis der Freunde und vorübergehenden Besucher, die sich aus der Karlsbadzeit der Erinnerung eingeprägt haben, wobei zugleich einiges über die geselligen Bedürfnisse meines Vaters zu sagen wäre. In dem Nachruf, den Trojan ihm im Biographischen Jahrbuch gewidmet hat, stehen die Worte: „Er war ein treuer Freund und guter Wandergesell." Demgegenüber ist von anderen behauptet worden, er sei ein unzugänglicher und weltabgewandter Mann gewesen.

Als mein Vater eines Abends nach seiner Gewohnheit in der Weinhandlung von Huth am Potsdamerplatz saß, um Zeitungen zu lesen, hörte er, wie sich zwei Unbekannte über ihn unterhielten. Der eine sagte: „Mit Seidel werden Sie kein Glück haben. Das ist ein alter Einsiedler, der schweigt Löcher in die Wand. Leute sind zu ihm gekommen — feine Leute — und als sie wieder gingen, waren sie ebenso klug wie vorher." Mein Vater erzählte mir diese Geschichte mit Behagen und sagte dann: „Ich tat natürlich meinen Mund nicht auf, sondern schenkte mir nur ein neues Glas ein und trank es auf mein eigenes Wohl aus."

Er war kein Gesellschaftsmensch und verabscheute es, sich irgendwo zu „zeigen“. Als in den neunziger Jahren sein Name anfing, sehr bekannt zu werden, erhielt er eines Tages eine Zeitschrift zugesandt, in der er im Kreise vieler Literaten abgebildet war, als aufmerksamer Zuhörer der Baronin von Suttner, die damals zu den Modeberühmtheiten gehörte. „Aber du bist doch gar nicht hingegangen!“ sagte ich zu ihm. „Nein,“ antwortete er, „es muß wohl mein Astralleib gewesen sein oder so etwas, wovon man früher nichts wußte; übrigens bin ich auch herrlich unähnlich geworden!“ Noch etwas später forderte ihn ein bekannter Photograph auf, sich mit ihm zu folgender Unternehmung zu verbinden: Er sollte sich im Norden der Stadt auf einen Hof begeben und dort die Haltung eines Zuschauers annehmen; für einen Leierkastenmann, tanzende Kinder, ein schlumpiges Weib, eine Näherin, einen verhungerten Schreiber und einen patriotischen Schuster würde dann bestens gesorgt werden und das Ganze könnte mit Glanz durch die illustrierten Blätter gehen unter dem Titel: „Heinrich Seidel und die Musik der armen Leute!“ Mein Vater beantwortete die Anfrage umgehend durch die Mitteilung: „er würde lieber mit Erbsen in den Schuhen zum Grabe des seligen Till Eulenspiegel pilgern, als sich so vor aller Welt zum Fatzken machen lassen.“ In heiterer Selbstverspottung spricht er 1892 in einem Briefe von seinen mangelnden gesellschaftlichen Neigungen: „Lieber Hermann! Ich stelle mich dir als erweitertes Ballkomiteemitglied vor! Der

Verein Berliner Presse gibt am 30. Januar sein alljährliches großes Ballfest und hat mich wegen meiner ungeheuren Verdienste um die Tanzkunst und meines eminenten weltmännischen Schliffes in das Komitee gewählt. Ich würde euch raten, ein bißchen herüber zu kommen und euch das anzusehen. Ihr könntet einen Eindruck fürs Leben davon haben. Ich habe noch nie einen chapeau claque besessen, und meine Vergangenheit war bisher frei von Lackstiefeln. Ich weiß nicht, ob ich das nun auf die Dauer werde durchführen können, denn ich meine, ein erweitertes Ballkomiteemitglied ist ohne solche Zutaten undenkbar. Ich stelle mir vor, ich werde in meiner Loge sitzen, vornehm auf das Gewühl der Menge herabschauen und die Huldigungen der Damen entgegennehmen. Ich habe mir schon ein verbindliches Lächeln eingeübt, indem ich mit leiser Stimme ‚Zimmt‘ dazu sage, und durch meinen Kopf summt das schöne Lied:

Auf einem Omnibus
Saß ein Mechanikus,
Der hatte Lackstiefeln an!

Was meinst Du, wenn ich mich frisieren lasse? (‚Da sprach der Herr Frisierer: Ihr Frösche seid ein dummes Korps; ihr wollt euch lassen frisieren und habt ja gar kein Hoor!‘) Übrigens werde ich selbstverständlich gar nicht hingehen.“

Die Abneigung gegen alle öffentliche Darstellung nahm ihm auch die Freude an den Vorlesungen, die

er seit 1870 in großen Zwischenräumen hielt*). Er hatte kein starkes, aber ein ziemlich durchdringendes Organ, und vorzüglich gelang ihm der Vortrag seiner plattdeutschen Sachen. Wenn er über Vortragskünstler sagte: „es gibt welche mit Pathos und ohne Pathos, es gibt donnernde Gerichtsposaunen unter ihnen und liebliche Säuseler, und auch solche sind vorhanden, die vor dem Gedicht gar keine Achtung haben, sondern es nur als eine Unterlage betrachten, ihre ausspintisierten Mätzchen- und Virtuosenkunststücke anzubringen," so gehörte er keiner dieser Gattungen an. Er las, wie man einem guten Freunde vorliest, und verzichtete auf Wirkungen, die ihm nicht erreichbar waren. Am höchsten schätzte er den Vortragenden, bei dem die Kunst wieder zur Natur geworden ist, der nichts sein will als der Mund des Dichters und mit den einfachsten Mitteln und echter Empfindung den seelischen Gehalt der Dichtung seinen Hörern zu vermitteln trachtet. Zu diesen wenigen Auserwählten zählte er Emil Milan. Über die Vorträge der Autoren selbst**) hat er sich eigentlich immer mit leiser Ironie geäußert. So schreibt er über die in den achtziger Jahren auch in Deutschland ausgebrochene „Vortragsseuche": „Manche der Herren Poeten, vergnügt darüber, sich das Ohr des Publikums erobert zu haben,

*) Er las außer in Groß-Berlin in Goslar, Halle, Hamburg und (1902) Zürich.

**) Für den seltenen Fall, daß ein Poet die Begabung des darstellenden Künstlers hat (z. B. Charles Dickens), machte er eine Ausnahme.

gingen alljährlich auf Reisen, schlürften mit Vergnügen den süßen Honigtrank des öffentlichen Beifalls, nahmen nicht ungern einen angenehmen Ehrensold in Empfang und lernten so nebenher fremder Menschen Städte, Sitten und Gebräuche, Speisen und Getränke kennen. Wenn sie dabei auch in manchen Fällen ihre Hörerinnen durch ein gänzlich unerwartetes Aussehen und ihre Hörer durch einen mangelhaften Vortrag enttäuschten, so hatte man doch immerhin den Mann selber gehabt.“ Aus der Schilderung einer seiner eigenen Vorlesungen geht hervor, wie nüchtern er auch wiederum über Publikums-Mehrheiten dachte: „Am Montag vor acht Tagen habe ich in . . ‚Leberecht Hühnchen‘ unter mächtigem Beifall vorgelesen. Eine dilettantisch-philiströse Gesellschaft, Vorsitzender der große Oberdilettant N. N., ziemlich dreiviertel Damen jedes Alters. Ich wunderte mich mächtig, daß diese so tapfer Grog tranken, es war aber, wie ich nachher erfuhr, bloß Blendwerk der Hölle, nämlich Tee in Gläsern. Es war so voll, daß drei junge Damen zu meinen Füßen auf dem Podium saßen, was mich sehr störte, weil ich immer an meine alten geflickten Stiefel denken mußte. Nachher plagte mich der Deubel, daß ich mich hinreißen ließ, auf ‚Leberecht Hühnchen‘ einen Schnaps zu setzen und dieser zartbesaiteten Gesellschaft die Wanzengeschichte zu versetzen, womit ich nicht viel Glück hatte. Sie fühlten sich teils in ihren religiösen, teils in ihren ästhetischen Gefühlen gekränkt, und nur einige vorurteilsfreie Referendare usw. lachten unmenschlich.

Exzellenz Gräfin X. ließen mich das aber nicht entgelten, sondern befahlen mich gnädigst zur Vorstellung und sagten mir viel Angenehmes. Eine Exzellenz, die genau so aussieht wie Mamsell Westpfahlen und auch etwa so angezogen ist und einen Eindruck macht wie 2½ Zentner Gutmütigkeit."

Trotz seines zurückgezogenen Lebens fehlte es ihm jedoch nie an Freunden, die ihn in seiner Behausung aufsuchten oder die er, eine Treppe tiefer, bei Eggers traf. Hier kommt vor allem der Rütli-Kreis in Frage; mir selber haben sich freilich nur gelegentliche Bilder der Erschienenen eingeprägt. Ich erinnere mich an mehr als ein Zusammentreffen mit Fontane, besonders an einem Tage im Sommer, da wir, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, den Tiergarten unsicher machten; wenig später wurde diese Beschäftigung ein für allemal dadurch beendet, daß mein Vater, nachdem er soeben einen Meisterschuß getan hatte, einem vorüberreitenden Polizeileutnant „unangenehm auffiel". Auch Menzels Gnomengestalt begegnete einem gelegentlich auf der Treppe, und noch klingt mir Chevaliers*) befreiendes Lachen im Ohr. Was gäbe ich darum, sein Bild zeichnen zu können! Aber die Erinnerung des Kindes haftet, wie stets, an Zufälligkeiten. Ich weiß, wie wir, noch in der Frobenstraße, die Taufe meiner Schwester Klärchen feierten; unter den Gästen saß auch, ein Sprühfeuer heiterster Jovia-

*) Geheimrat Karl Zöllner (1821—1897), seit 1876 Sekretär der Akademie der Künste; vgl. die Briefe Fontanes und Storms Briefe an Eggers.

lität, der Chevalier, und kaum hatte ich, dreijährig und nur mit einem weißen Hemdchen angetan, zum Gutenachtsagen die Feststube betreten, als mich der Chevalier ergriff und auf den Tisch hob: da stand ich mitten unter dem Kristall, der Chevalier bewegte meine Arme wie die einer Marionettenfigur und hielt eine seiner wunderbaren Augenblicksreden. Ein anderes Mal, es war schon am Karlsbad, traf ich ihn wieder; er stand am Fernsprecher, einer damals in Privathäusern seltenen Einrichtung, und machte einem unsichtbaren Geschöpf, das sich irgendwie am andern Ende des Zauberdrahtes befand, die beunruhigende Mitteilung, er, Chevalier, halte ihn oder sie oder es für ein ausgepichtes Meerkalb! Ich dachte, der Blitz müsse den Chevalier für solchen Frevel erschlagen — aber nichts erfolgte; vielmehr nahm mich der Chevalier alsbald in seine Arme und tanzte mit mir einen phantastischen, auf Gemütserleichterung hindeutenden Tanz. Und das ist — leider! — alles, was ich aus eigener Erfahrung von dem Chevalier zu sagen weiß.

Deutlicher steht vor mir die Erscheinung Storms, der um die Mitte der achtziger Jahre in unserm Hause war, nachdem mein Vater seit dem Jahre 1871 mit ihm in Briefwechsel gestanden hatte. Freilich, auch er schwand an dem Auge des Kindes vorüber, als werde in einem schönen Buche, das dann für immer verloren ging, eine Seite umgeschlagen. Wer Storm einmal gesehen hatte, konnte ihn nicht wieder vergessen. Er war zierlich gebaut, mittelgroß, Haupt-

Haar und Bart wohl schon damals weiß wie Winterschnee. Merkwürdig leuchteten seine blauen Augen; es war, als erhelle sie von innen eine strahlende ruhige Flamme. Noch sehe ich, wie einst, sein gütiges Gesicht, ein Kranz von feinen Runzeln um die Augen wird in der Nähe bemerkbar, ich fühle, wie eine zarte Greisenhand liebkosend über mein Haar streicht — alsbald gehen beide Männer aus der Tür, und das letzte, was mir bemerklich wird, ist die gehaltene Ritterlichkeit, mit der sich Storm von meiner Mutter verabschiedet. Es dauerte Jahre, bis ich dann die erste Zeile von Storm las; aber unvergeßlich blieb mir der Ton der Ehrfurcht, mit dem mein Vater damals seinen Namen nannte, unvergeßlich auch jene Erscheinung Storms in der Verklärung seines Alters.

Es ist gut, immer wieder darauf hinzuweisen, wie spät Storm die verdiente Anerkennung gefunden hat. Vor mir liegt ein Brief meines Vaters, der diesen Umstand mit Bitterkeit erwähnt. Im Jahre 1878 schreibt er an K. Eggers: „Ich habe zu Weihnachten mancherlei Bücher gelesen, z. B. die vier Nachlaßbände von Storms Schriften. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß ein Dichter, nachdem er es für nötig gehalten, bei Erreichung seines fünfzigsten Jahres zur Herausgabe seiner sämtlichen bis dahin erschienenen Schriften*) daran zu erinnern, daß er nun an einem Wende- und Abschlußpunkte stehe und

*) Vgl. Storms Vorrede zu den Ges. Schr. 1868.

daß es nun wohl mit ihm alle sei, — plötzlich anfängt, erst recht sein Bestes zu leisten und nun erst zu zeigen, was er kann. Es sind wahre und bedeutende Meisterwerke in diesen vier Bänden, z. B. ‚Draußen im Haidedorf‘, ‚Viola tricolor‘, ‚Ein stiller Musikant‘, ‚Psyche‘ usw., und für die Gedichte, welche diese Bände enthalten, können wir weiter nichts tun, als Gott auf unsern Knien zu danken, daß es noch Leute gibt, die uns so was machen.“ Der Abschnitt schließt mit den Worten: „Sie werden das Loch schon sehen, wo er gestanden hat, wenn ihn der Tod einmal entwurzelt.“

Die Beziehungen meines Vaters zu Storm begannen damit, daß er ihm seine ersten lyrischen Versuche und im Verlauf der Jahre die von ihm nach und nach erschienenen Bändchen zusandte. Die Antworten Storms in der ersten Zeit sind kurz und beschränken sich auf kritische Bemerkungen; allmählich merkt man, wie sich der Jüngere die Schätzung Storms erobert, um dann mit „Daniel Siebenstern“, dieser Schilderung „einer geheimnisvollen und etwas krankhaft zarten Persönlichkeit“, den ersten uneingeschränkten Beifall zu gewinnen. Weitere Lieblingsstücke Storms waren : „Odysseus“, „Engelbert“ und „Die grüne Eidechse“. Bei der Besprechung der „Wintermärchen“, die dem Verfasser „nicht leicht jemand nachmachen werde“, hat sich Storm über seine eigene Märchenkunst geäußert und die Meinung vertreten, daß das Kunstmärchen eine der schwierigsten Formen der Poesie sei. Bemerkenswert ist das Urteil, das

er über seine eigene Geschichte vom „Vetter Christian“ fällt: „Sind Perlen unter meinen Arbeiten, so gehört diese Novelle in die Mitte der Schnur!“ Einmal erwähnt er ein Gedicht von Trojan, das er „durch Jahre und bis jetzt nicht habe vergessen können“; es ist jenes Schlummerlied, das dieser zu einem Konewkaschen Schattenbild („zwei Savoyardenknaben von wunderbar melancholischem Ausdruck tanzen gegeneinander“) gedichtet hat:

Zum Schlafen

Ihr fremden Knaben, kommt heran
Und blast uns, eh' ihr weiterzieht,
Ein Lied, bei dem man träumen kann,
Ein sanftes Lied, ein süßes Lied
Zum Schlafen.

Die Sonne sank hinab im West,
Nun geht der laute Tag zur Ruh.
Der Vogel sitzt in seinem Nest,
Maßliebchen macht die Augen zu
Zum Schlafen.

Das Bächlein murmelt wie im Traum,
Sonst ist die Welt umher so still.
Der Birke Laub bewegt sich kaum,
Weil alles rings sich neigen will
Zum Schlafen.

Nachtfalter schwirren leise nun
Um Wiesenblumen, schön betaut.
Der Hirt und seine Herde ruhn —
O blaset leis' und nicht zu laut
Zum Schlafen.

Nun, Kinder, sagt hübsch gute Nacht,
Es schläft bald alles weit und breit.
Der euch die Bilder hat gemacht,
Ist auch zur Ruh' — 's war seine Zeit
Zum Schlafen.

Über die innere Zusammengehörigkeit meines Vaters mit diesem seinem besten Freunde findet sich das schöne Wort Storms: „er könne sich der Vorstellung nicht erwehren, als seien beide nur zwei Blütenzweige eines und desselben Stammes."

Der letzte Brief stammt vom 5. Juni 1888, ist also fast genau einen Monat vor dem Ende geschrieben. Er ist eigentümlicherweise irrtümlich zerrissen und nachträglich wieder notdürftig zusammengefügt. Storm spricht darin von dem Zusammenbruch, der auf die Vollendung des „Schimmelreiters" folgte, von qualvoller Schlaflosigkeit und dem Sinken aller Kräfte. „Wollen Sie nun, lieber Herr Seidel, mir Ihre Gedichte widmen, so nehme ich das mit Dank und Freude an; denn Ihre und Ihrer Freunde heimliche Ecke in dem wüsten Berlin gefällt mir." Letzte Grüße werden bestellt: an Karl Eggers, an Zöllner, an Fontane. Dann folgt ein Gartenbildchen: er spricht von den Laubsängern, die durch das Tannendickicht schlüpfen, und von der Glyzine, die ihre glasblauen Blüten entfaltet und an der Mauer zu ihm heraufrankt. Unausgesprochen klingt es durch die Zeilen: Trinket Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt... Der Brief schließt alsbald: „Und nun noch einen herzlichen

Gruß; die etwas üble Handschrift wollen Sie entschuldigen; denn ich schreibe dies im Lehnstuhl liegend; so geht es etwas leichter. In alter Gesinnung der Ihrige Th. Storm."

Der Gedanke an das Urteil seines alten Meisters hat meinen Vater sein Leben lang nicht verlassen; es war ihm eine Art Trost, daß er jenem wenigstens die Anfänge seiner Kunst hatte überantworten können; wenn ihm dann in reifen Jahren eine Erzählung oder ein Märchen gelungen war, so sagte er wohl: „ich möchte es Storm bringen, es würde ihn freuen, daß ich doch allerlei bei ihm gelernt und meinen eigenen Stil gefunden habe!" Den Kritiker Storm schätzte er auch da, wo er selber anderer Ansicht war; seine burlesken Sachen wie etwa „Eugen Kniller" verteidigte er bis zuletzt gegen das Urteil des Freundes, der dieser Kunstform mit beharrlicher Abneigung gegenüber stand. In lyrischen Fragen dagegen war er geneigt, Storm rückhaltslos Recht zu geben, und die gegenwärtig herrschende Stimmung, den Husumer in lyricis für „befangen" zu erklären, würde an ihm keinen Verteidiger gefunden haben.

Noch eine Persönlichkeit ist für mich mit dem Karlsbade untrennbar verbunden: Mark Twain. Die Begegnung erfolgte im Dezember 1891 und verlief nicht ohne belustigende Zwischenfälle. Mein Vater berichtete darüber seinem Bruder Hermann: „Am Sonnabend war Mark Twain bei mir, und wir haben uns trotz mangelhaften Verständnisses ganz gut vertragen. Er verzapft eine grausige Sorte von Deutsch,

und ich kann gar kein Englisch. Unsere Unterhaltung war, glaube ich, zum Totlachen. Ich erzählte ihm einige kleine Geschichten aus seinen früheren Schriften, die teilweise für ihn den Reiz der Neuheit hatten und ihm großen Spaß machten. Er meinte, ein Freund hätte gesagt von ihm, ‚er sei unwissend in seine eigene Werke, er müßte lesen mehr Mark Twain!‘ Er wohnt mit seiner Familie ganz in meiner Nähe und lud mich dringend ein, ihn wieder zu besuchen. Später schrieb er mir noch einen Brief (englisch), denn er hatte das Bewußtsein, mündlich nur unvollkommen ausgedrückt zu haben, was er hatte sagen wollen."

Dieser Besuch fand im Arbeitszimmer meines Vaters statt, ich erinnere mich aber nicht nur der wundervollen Waldläufergestalt des Eintretenden, sondern auch, ohne ihr beigewohnt zu haben, jener Unterhaltung. Mark Twain und mein Vater hatten nämlich beide das unwillkürliche Gefühl, durch lautes Sprechen einander verständlicher zu werden, und so schallte denn Rede und Gegenrede durch sämtliche Zimmer unseres Hauses.

Bei einem späteren Besuche in der Wohnung des amerikanischen Poeten (Körnerstraße 10) unterhielten sich beide über die verschiedenen technischen Erfindungen, die sie gemacht hatten (Mark Twain hatte natürlich das Erdenklichste erfunden, während mein Vater*) mit einem Feuerzeug, einer sonderbaren Art

*) Die Lautenschlägersche Drehbühne tritt übrigens bei meinem Vater bereits in einer Skizze aus dem Jahre 1884 auf („Im Jahre 1984" s. „Kinkerlitzchen" S. 48).

von Manschettenknöpfen und einer Lampe aufwartete, die mit einem Kochapparat verbunden war), und bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß die Erfindung eines eigenartigen Notizbuches, auf die Mark Twain besonders stolz war, zu gleicher Zeit auch in Deutschland herausgebracht war. Mein Vater übersandte ihm ein Exemplar mit den Widmungsversen:

Eigennutz bewegte mich,
Dir dies kleine Buch zu schenken,
Denn gebrauchst du's: sicherlich
Wirst du täglich an mich denken!

Schon am nächsten Tage flog ein Antwortzettel in unser Haus, der Mark Twain beim Verseschmieden zeigt und also lautete:

To Heinrich Seidel.

I'll find thy face on every page,
As to it I my thoughts import,
And oft I'll turn where thou hast writ,
And in thy Vorwort find thy heart.

Berlin, Dec. 15. 1891. Mark Twain.

Ein anderer Gast aus dem Ende der achtziger Jahre darf gleichfalls nicht fehlen: August Bungert. Mein Vater hatte ihn sehr lieb, und er war es, der eine Zeitlang unser Haus mit so viel klingenden und singenden Geistern erfüllte, daß die Spuren davon auch in den Schriften des Freundes hervortraten*). Am 25. März 1887 schrieb mein Vater an seinen

*) Vgl. die Novelle „Lorelei“.

Bruder: „Mein Freund August Bungert, der fahrende Sänger, welcher gewöhnlich in Pegli bei Genua lebt, ist seit einiger Zeit hier und erfüllt unser Haus bis zum Rande mit Musik. Als er das erstemal kam, komponierte er von 2 Uhr bis $6^1/_2$ Uhr nachmittags etwa sechs von meinen Liedern. Ich bedaure oft, daß Du bei diesen künstlerischen Vergnügungen nicht dabei bist. Es würde Dir unmenschlichen Spaß machen. Bungerts Oper Nausikaa wird im Herbst in Dresden aufgeführt."

Obwohl ich damals ein Kind war, so sind doch auch mir wie wohl jedem, der es erlebte, diese Besuche unvergeßlich geblieben. Noch sehe ich den Meister vor mir, wie er plötzlich blitzenden Auges aus unserm Kreise aufstand, mit kurzen Schritten ins Nebenzimmer lief und dort den ebenholzschwarzen Flügel aufsperrte. Und dann begann er sein Spiel, während er geradeaussah und mit ruhigem Blick in eine Welt hineinschaute, die nur ihm ihre Schönheit enthüllte. Jetzt klang es wie das Rieseln der Flut über dunkle Steine, dann wieder kam ein Wiegen und Rauschen auf, als bewege sich das Schilf uralter Ströme, die mit ruhigem Wasserspiegel Tempelhallen und verwitterte Bäume widerstrahlen. Doch schon breitete sich vor dem Auge der Hörer die endlose Steppe, eine Hirtenflöte ertönte, und es war, als tanzten hurtige Füße beim Schein eines herbstlichen Feuers — bis all dies Lachen und Jubeln wieder unterging in düsteren Akkorden, die das Herz mit unsagbarem Weh erfüllten. Ein Engelschor sang da-

zwischen, und immer befreiter und seliger schwammen die Klänge dahin, gleich als offenbare sich menschlichem Ohr der Zaubergesang der Sterne. In jener Stunde waren wir alle in seiner Hand; er aber schien sich, im Blick auf meinen Vater, der sein Gesicht mit der Hand bedeckte, nicht genug tun zu können; während er lautlos die Lippen bewegte, quoll unter seinen Fingern das Meer der Töne hervor, mit süßen Stimmen riefen einander von allen vier Winden die seligen Geister, und Lachen und Weinen erscholl und bewegte das wehrlose Menschenherz.

Was mein Vater an dem Freunde schätzte, geht aus folgender Gelegenheitsäußerung hervor: „Bungert, dieser verteufelte Kerl, hat ein Drama, ‚Hutten und Sikkingen‘, geschrieben, das viel Schönes enthält. In unserer Zeit von Spekulanten, Rechenmeistern und Strebern macht mir so ein naiver Draufgänger besonderen Spaß.“ Freilich dünkten diese Musiknächte, die auch zuweilen in Bungerts Berliner Wohnung stattfanden, meinem mit Arbeit überhäuften Vater auf die Dauer zuviel des Guten. „Ich hüte mich ein wenig vor Bungert,“ schrieb er 1891, „da ich nie vor 4½ Uhr nach Hause komme, wenn ich mit ihm zusammen bin. Schon aus früherer Zeit ist die Erinnerung an ihn immer mit Sonnenaufgängen verbunden.“

Er mußte sich bald damit begnügen, dem Kampf und Sieg des Freundes aus der Ferne zu folgen. Doch kehrte der rastlose Mann immer wieder gelegentlich in unserem Hause ein oder suchte doch meinen

Vater bei Huth auf. Über solche Begegnungen berichten die folgenden Briefstellen: „Bungert schenkte mir ein Lied auf den Nahewein mit Text von sich, der übrigens gut ist. Er setzt so nach und nach alle dem Rhein benachbarten Weinflüsse in Musik, was ja am Ende nur eine Pflicht der Dankbarkeit ist. Auf dem Titelblatt sitzt er fein schwarzbärtig (statt schimmelgrau) mit der Eleganz eines Seidenwarenkommis an einem runden Tisch in seiner Weinlaube am Rhein in Leutesdorf. Gegenüber auf dem anderen Ufer Andernach mit dem Mond darüber, und eine Mondstraße führt zu dieser turmreichen Stadt. Auf dem Tische ein einsames Glas und eine Notenrolle. Furchtbar stimmungsvoll. Ihm gegenüber hat zuerst noch die Königin von Rumänien gesessen, und in einem Eiskübel ihm zur Seite haben fünf Flaschen gestanden. Drei von den fünf Flaschen aber und die Königin von Rumänien hat er wegmachen lassen, und nun sitzt tapperer Bungert da mit Weinglas ganz allein. Er ist wie immer und will sechs Wochen in Berlin bleiben"*). Bald darauf**): „Bungert hat mir gestern die Geschichte von seinem Hunde Argos erzählt, der taub und blind war, und von seinem Hunde Helios, den bei Leutesdorf die Lokomotive übergefahren hat, so daß ihm die Gedärme aus dem Leibe hingen und ein Ohr und der Schwanz ab waren. Der Doktor hat ihm die Gedärme wieder hineingenäht und das Ohr, das noch bammelte, abgeschnitten und den

*) Brief an H. W. Seidel vom 3. März 1902.

**) An denselben vom 6. März 1902.

Schwanz mit Küchenmesser und Hammer ganz abgehackt, und er lebt, trägt eine ungeheure ehrenvolle Narbe und ist sehr fidel. Wenn er auf der Mauer steht und ins Wetter guckt, fragen sich die Leute: ‚Is das e Hung?‘ — denn er sieht nicht mehr ganz so aus, wie man sich ein solches Tier vorzustellen gewohnt ist.“

Daß mein Vater musikalisch war, geht schon aus dem Ingrimm hervor, mit dem er im „Nachbar der Sterne“ dem musikalischen Dilettantismus zu Leibe rückt. Sein Gehör war fein, sein Gedächtnis allerdings unsicher, irgend ein Instrument spielte er nicht, doch hat er mir öfter erzählt, daß ihm bei lyrischen Gedichten (z. B. bei dem „Gesang in der Mondnacht“, dem „Pirol“, der „Rosenzeit“ und der „goldnen Zeit“) von Anfang an eine leise Melodie aus der Ferne zugesungen worden sei. Die „goldene Zeit“ (Noten im Anhang von Bd. V der Ges. Schr.) hat er selbst komponiert. Die Musik dazu entstand, wie er einmal an seinen Bruder Hermann schreibt, auf folgende Art. Er hatte sich für die Verse, die in einem Grimmschen Märchen vorkommen:

O Falada, der du da hangest,
O Jungfrau, die du da gangest,
Wenn das deine Mutter wüßt,
Das Herz im Leib tät ihr zerspringen!

eine Melodie ausgedacht, die dann erst von ihm den neuen Text bekam:

Ihr Blumen auf Wiesen und Weiden,
Ihr Rosen auf Hecken und Heiden,
Blühet und glühet — es naht schon die Zeit,
Daß ihr vom sonnigen Tag müßt scheiden!

Aus diesen Versen erwuchs dann schließlich die Novelle „Die goldene Zeit".

In einem Gedicht: „Symphoniekonzert im Freien"*) stellte er dar, wie bei einem Streichkonzert die Flöte von einer singenden Nachtigall überwunden und der Totentanz des Saint Saëns vor einem Gewitter zu blechernem Geklapper wird. Jemand warf ihm darauf vor, er „sackeriere gegen die Musik". Er antwortete: „Ich ‚sackeriere' gar nicht gegen die Musik, besonders auch in diesen zwei neuen Gedichten nicht. Beides habe ich in Sommers Salon in Berlin erlebt, es ist ganz genau nach der Wirklichkeit. Die Nachtigall schlug die Flöte, und der Totentanz klang unendlich dürftig gegen den Donner. Streichmusik im Freien ist wirklich ein Unsinn, weil das Beste verloren geht, sie gehört in einen Raum. Hornmusik im Freien ist ganz das Gegenteil. Gegen die Musik habe ich mich noch nie gerichtet, ich, der ich körperliche Schmerzen bekomme vor unterdrücktem Heulen, wenn ich die Leonorenouvertüre Nr. 3 oder sonst was Schönes gut vortragen höre. Ich habe mich stets nur gegen den Dilettantismus in der Musik gerichtet. Und dafür ist nun allerdings die Musik die schwerste Kunst, weil sie mit Geräusch verbunden ist. Du kannst das besser aushalten, weil du gänzlich unmusikalisch bist."

Die Reihe dieser Freundschaftsbilder mag durch einen freundlichen Blick auf die „Unterirdischen" be-

*) Gesamtausgabe der Gedichte S. 18.

schlossen sein; es handelt sich dabei freilich nur um „Liebe auf Entfernung", aber sie bildeten für meinen Vater eine unerschöpfliche Quelle des Behagens. Die „Unterirdischen" waren nicht, wie man vermuten könnte, die ihm sonst höchst vertrauten Erdmännlein, Wichtel, Gnomen und Querxe, von denen er uns Kindern Wunderdinge erzählte, sondern die in den Kellerräumen hausende Bedienung seines Freundes Eggers. Im Jahre 1883 fiel in diesen Kreisen eine Hochzeit vor, und da Eggers gerade in seine Heimat Mecklenburg gereist war, so berichtete ihm mein Vater brieflich über die bemerkenswerten Vorgänge. Er schrieb: „Noch ganz unter dem frischen Eindruck des großen Ereignisses von gestern, teile ich Dir mit, wie es mit der Hochzeit der Unterirdischen abgelaufen ist. Es war prachtvoll. Das Brautpaar fuhr zur Kirche in einem Wagen, welcher glänzte wie die Sonne, und auf dem Bock saß ein junger Gesandtschaftsattaché in tadellosem Schwarz. Auguste war als ihr eigenstes Kunstwerk in ein Gewoge von weißer Seide, Atlas, Spitzen und Myrtenzweigen gehüllt, sie sah aus wie ein Wasserfall von Milch, und eine Schleppe strömte noch zwei Meter lang hinter ihr her. Ihr Bräutigam, mit der Eleganz eines Legationsrates bei der französischen Gesandtschaft, geleitete sie. Minna, in zartviolette Seide gehüllt, ebenfalls ein Kunstwerk ihrer Tochter, strahlte von mütterlichem Stolz, fühlte sich aber scheinbar nicht recht wohl in ihrer glänzenden Haut.

„Ein imposanter Anblick war es, als alle die

Hochzeitsgäste in mindestens sechs oder sieben (Agnes sagt acht) der elegantesten Becker-Wagen und einer Droschke von der Kirche zurückkehrten. Die Korona, bestehend aus fünf bis sechs Dienstmädchen, drei alten Mütterchen, einem Zittergreis und unzähligen (mindestens elf) Kindern, war starr. Zuerst natürlich wieder das Brautpaar und die nächsten Angehörigen. Sehr würdevoll sah auch die Schwiegermutter aus, eine erhabene Gestalt, wie ich mir ungefähr Brunhild als Großmutter denke, in einem endlosen Schleppkleid von schwarzem Moiree. Albert strahlte vor Eleganz — ich habe nie so ausgesehen und werde es auch nie, muß ich mit Beschämung gestehen. Amalie in Silbergrau mit roten Blumen entwogte der Karosse, störte aber die Würde ihrer Erscheinung dadurch, daß sie wie ein Böcklein den Gartensteig entlang galoppierte. Und nun die übrige Hochzeitsgesellschaft, alles unbeschreiblich elegant, die Damen in Purpur und köstlicher Leinwand und die Herren in glänzendem Schwarz. Der würdige Greis, welcher zuweilen des Abends in Morgenschuhen herumkommt und den Vorgarten sprengt, sah aus wie der Kriegsminister in Zivil. Es war ungemein prachtvoll. Die Höhle der Unterirdischen war, als das Festmahl stattfand, glänzend erleuchtet, doch das einzige Bleibende in der Erscheinungen Flucht war die alte Matschke, welche ich am Abend, als ich zum gewohnten Biere ging, in ihrem rot und schwarz karierten Festgewande mit zwei Saucenschüsseln im Kellerkorridor sah.“ —

Fünfzehn Jahre lang hat mein Vater am Karlsbade gewohnt. Im Jahre 1894 aber zog der Besitzer des Hauses, Karl Eggers, nach Rostock, um in dieser seiner Vaterstadt seinen Lebensabend zu verbringen. Mein Vater hatte schon immer die Sehnsucht nach eigenem Haus und Garten gehabt. Zufällig erfuhr er um diese Zeit, daß in Großlichterfelde*) ein kleines Landhaus unter günstigen Bedingungen zu erwerben sei. Am 30. Mai 1894 schreibt er an seine Schwester Frieda: „Nach Braunschweig will ich nicht ziehen, indem ich mir soeben in Lichterfelde ein Haus gekauft habe. Sieben Minuten vom Bahnhof, acht heizbare Zimmer, prachtvoller Keller, hübscher Garten mit Obstbäumen. Morgen wird es gerichtlich abgemacht, und Du bist die erste, die davon erfährt. Unsere Kinder kommen dadurch in eine Schule, wo sie es viel leichter haben, und ihre Kindheit wird sich etwas fröhlicher und freier gestalten als in einer Berliner Etage. Ich trug mich allerdings mit der Idee, nach Braunschweig zu ziehen, allein ich bin mit Berlin nun doch schon so sehr verwoben, daß ich dies wieder aufgab.“ Am 16. November kommt ein weiterer Bericht: „Unser Haus ist tapeziert und belinoleumt, die Küche mit Fliesenfußboden usw., und sieht schon etwas anders aus als vorher, wo die innere Aus-

*) In Steglitz wurde, wohl von Lesern Leberecht Hühnchens, lange Zeit ein Haus als das frühere Wohnhaus meines Vaters bezeichnet, und phantasiereiche Leute schöpften aus der Betrachtung dieser Villa ein bescheidenes Vergnügen. Er hat aber nie dort gewohnt.

stattung ziemlich scheußlich war.“ Am 9. April 1895 verließ er das Karlsbad und schlug zum erstenmal auf eigenem Grund und Boden seinen Wohnsitz auf. Am 12. Juli kommt dann der erste Bericht über die Herrlichkeiten des neuen Besitzes: „Hier regnet es, und das ist das Ereignis des Tages, denn es war sehr nötig. Wir haben viele Kirschen, sehr schöne Sorten. Wir haben außer dem Appartementschef auch noch einen Abfuhrdirektor! Er kommt von Zeit zu Zeit und holt den Müll ab mit einem Handwagen. Sein größter Stolz ist es, daß er schon über 100 Mark Ordnungsstrafe für unberechtigtes Müllabladen bezahlt hat. Sein Geschäft ist schwierig, und er braucht viel Stärkung. Teils davon, teils von der Sonne hat er eine angenehme rotbraune Farbe. Wenn das Geschäft sehr gut geht, schiebt seine Frau hinten nach.“ In diesen Jahren waren Garten und Haus seine beste Freude, und er hoffte geborgen zu sein für sein ganzes Leben.

Karlsbad 11 aber wurde ein Traum der Vergangenheit. Eines Tages mietete der militärische Bevollmächtigte einer Deutschland befreundeten Macht das kleine Haus und zog mit zahlreicher Dienerschaft ein. Nun wurden viele Veränderungen getroffen. Die Göttin Athene, deren Standbild vor dem Hause jeden Besucher erfreute als einer Beschirmerin heiterer und ernster Kunstübung, mußte, wohl weil sie eine Heidin und jedenfalls nicht katholisch war, von ihrem Unterbau herabsteigen und vielen Blumentöpfen Platz machen. Als nächstes Opfer fiel der „Baum der Stimmen und Gesichte“. Es hieß, daß er zuviel

Schatten verstreue; ehe man von Rostock aus Einspruch erheben konnte, hatten ihn rasch gedungene Mörder gefällt und davongefahren. Der Krähenhahn lärmte hoch in den Zweigen, und viele kleine Vögel verließen mit ihm die ungastliche Gegend. Später zog ein Maler in das Haus, der eine indische Wendeltreppe anlegte, einen Wintergarten erbaute und das Dach durchbrach, um ein mächtiges Glasauge herauszustecken und darunter seine Bilder zu malen. Wer kann wissen, was noch mit dem kleinen Hause geschehen wird! Wohl nichts Gutes; es wird ihm ergehen, wie es allen Wohnungen der Menschen ergeht, wenn die Vergänglichkeit ihr Werk tut. Schließlich wird es ganz ein Haus der Erinnerung sein, und kein Vorübergehender wird ahnen, daß für die wenigen, die die frühere Zeit kennen, Athene wieder ihren alten Platz eingenommen hat und die Silberpappel ihre grünen Zweige, die von holdem Gesang erklingen, ausbreitet wie einst und ehedem.

Der Allgemeine deutsche Reimverein

(Doktor Havelmüller)

Am 11. Februar 1911 starb in Charlottenburg im Alter von 75 Jahren Dr. Emil Jacobsen, unbekannt dem gegenwärtigen Geschlecht, unvergeßlich seinen Freunden. Originell bis zur Schrulligkeit, kunstverständig, reich an seltsamen und phantastischen Einfällen, von grimmigem Humor erfüllt gegenüber allem Scheinwesen, aller Modeäfferei und prahlenden Selbstgefälligkeit, ein Deutscher, mannhaft, unerschrocken und streitbar und doch im Grunde eine tief und zart empfindende, zur Mystik neigende Natur — so wird er in der Erinnerung der Seinen fortleben. Er gehörte nicht zu den Leuten, die „keine Feinde haben“; im Lager des Dilettantismus aller Schattierungen, unter denen, die immer wollen und niemals können, mag noch heute mancher nur mit Unbehagen an diesen geborenen Satiriker zurückdenken.

Emil Jacobsen war gebürtig aus Danzig und von Beruf Chemiker; im Kampf gegen Geheimmittel und Nahrungsmittelverfälschung hat er sich jahrzehntelang Verdienste erworben, auch an der Erfindung der Anilinfarben schrieb man ihm einen nicht geringen Anteil zu. Ein heiterer Abglanz dieser ernsthaften Tätigkeit leuchtet hervor aus seinem „Liederbuch für fröhliche Fälscher“. In seinem Berufe war er so geschickt,

daß er es einmal wagte, seine Freunde zu einem Giftessen einzuladen, zu Fliegenpilzen und Lorcheln, denen er zuvor mit aller Kunst ihr Gift entzogen hatte.

Seine Persönlichkeit hat mein Vater unter dem Decknamen Havelmüller in „Leberecht Hühnchen" dargestellt. „Havelmüller, Wendebach und der Major," schrieb er mir einmal, „sind die Figuren, die am genauesten nach dem Leben gezeichnet sind." Mit wenig Worten wird dort eine Anschauung seiner äußeren Erscheinung und Art des Auftretens gegeben: „Herr Dr. Havelmüller stand an der Eingangstür, wo er uns erwartet hatte, und kam nun an den Wagen, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein. Er war ein mittelgroßer, etwas beleibter Herr in Wollenkleidung und trug einen breiten schwarzen Filzhut. Sein Haupthaar, sein Schnurr- und sein etwas breiter Knebelbart waren schon ergraut, und aus dem bräunlich getönten Gesichte schauten durch eine goldene Brille zwei gutmütige, aber etwas melancholische Augen. Eine Eigentümlichkeit von Dr. Havelmüller war, daß er fast nie lachte, sondern auch die größten Tollheiten und lustigsten Sachen mit einem wehmütigen Tone und sorgenvollem Gesichtsausdruck vorbrachte, wodurch die Wirkung solcher Späße bedeutend erhöht wurde."

Eigentümlich war Jacobsens Verfahren, wenn er am Tisch der Freunde auftauchte. Er nahm Platz, blickte finster durch die goldene Brille und erweckte, zusammengeduckt und in sein Glas starrend, den Eindruck eines ungeselligen und mürrischen Einsiedlers.

Diese Haltung behielt er bei, bis das Gespräch sich hob und damit seine Stunde gekommen war — von nun an war er das Leben und die Beweglichkeit selber, und die Geister eines schillernden Humors, schneidender Kritik und aufflammender Begeisterung wurden offenbar im Blick des Auges, im Gestus der Hand, in der knappen Schlagkraft des bezeichnenden Wortes. Er fühlte sich ebenso zu Hause in den kühlen Schattengängen der Spekulation wie im Nebelgefilde der Ahnung und des Traumes, auf offenem Felde der literarischen Arena wie in der gläsernen Einsamkeit seines Laboratoriums. Derselbe Mann, der von der ursprünglichen Schönheit und Innigkeit eines Volksliedes bis zu Tränen gerührt werden konnte, der es liebte, in der Maske eines angenommenen Charakters umherzugehen und bei Künstlerfesten, auf einem Esel reitend, die Welt als fabelhafter Adept aus dem Lande Nirgendwo zu erfreuen, konnte doch in bestimmten Lebenslagen hart, ja unbillig auftreten und dabei verraten, daß er nicht nur ein weltfremder Träumer und Phantast war; Züge von groteskem Eigensinn und schwermütigem, selbst kleinlichem Mißtrauen traten fast unvermittelt hervor neben zweifellosem Idealismus und einem Bedürfnis nach Verklärung, Ritterlichkeit und unbefangener Hingabe. Von Rücksichten auf das versteinerte Übereinkommen gesellschaftlichen Gehabens war er in erfrischender Weise frei. Wie er vor den erstaunten Ureinwohnern Tegels die übermütige Komödie seines Reimvereins durchführte, auf der Liebesinsel Ausgrabungen ver-

anstaltete und ein vorüberstreichendes Hündlein mit donnerndem „Reimauf!" begrüßte, so machte es ihm auch nichts aus, im Kreise erschreckter Kindermädchen und bestürzter alter Herren mit der Miene eines Schlangenbeschwörers, entrückt und schweigend, die Affen im zoologischen Garten zu hypnotisieren.

In der Öffentlichkeit wurde er bekannt einmal durch das große Hussitenfest in Bernau (1882) und dann durch den satirischen Feldzug, den er seit dem Jahre 1885 gegen den Dilettantismus in allen seinen Gestaltungen führte.

Von dem Hussitenfeste mag einer der Teilnehmer, Ludwig Pietsch, erzählen. „Die Berichte märkischer Chroniken aus dem 15. Jahrhundert haben von einer Belagerung und Bestürmung (Bernaus) durch ein von Prokop Holy geführtes Hussitenheer und die Befreiung der so gefährdeten Stadt durch ihre bewaffnete Bürgerschaft im Verein mit kurfürstlichen Truppen erzählt, ein Ereignis, das um das Jahr 1482 stattgefunden haben soll. Als Emil Jacobsen sich in Bernau angesiedelt hatte, kam ihm der Gedanke, die vierhundertste Wiederkehr dieser Bedrängungs- und Befreiungszeit müsse durch ein großes und eigenartiges Gedenkfest gefeiert werden, wie es noch keine märkische Stadt gesehen hätte. Mit zäher Energie ging er an die Verwirklichung des glücklichen Gedankens. Längst schon hatte er sich mehr und mehr vertraut gemacht mit allen irgend erreichbaren Untersuchungen über die hussitische Vergangenheit Bernaus, hatte Ausgrabungen und Forschungen veranstaltet, wirklich

eine ganze Sammlung von allerlei Reliquien, alten Waffen und Rüststücken, Dokumenten aus jenen fernen Tagen herbeigeschafft, und das Stadtregiment dafür gewonnen, die Räume im Innern eines noch erhalten gebliebenen mittelalterlichen Torturms der Stadtmauer zur Aufstellung eines Bernauer Stadtmuseums zu überlassen. Dann wurde von ihm für das Hussiten-Gedenkfest so klug und geschickt in Bernau und Berlin agitiert, daß die Ausführung des Plans und das Gelingen nicht mehr in Zweifel stehen konnten. Jacobsen, das allbeliebte Mitglied des Vereins Berliner Künstler, machte diesen und die Studierenden der Kunsthochschule und des Gewerbemuseums mobil. Sie gelobten, in Scharen teils als hussitische wilde Krieger, teils als Landsknechte und kurbrandenburgische beziehungsweise Bernauer Bürgerkrieger zum bestimmten Tage vor und an der Stadt zu erscheinen. Der Magistrat und die ganze Bürgerschaft wurden mit von dem Festrausch ergriffen. In der alten Kirche der Stadt sollte der Tag durch einen Dank- und Festgottesdienst gefeiert werden. Lustige kriegerische Spiele sollten auf den Lagerplätzen bewaffneter Männer zwischen den beiden Heeren stattfinden, ein großartiger historischer Zug sich über den Marktplatz und die Hauptstraßen bewegen, und zur Krönung des ganzen Festes sollten der Kronprinz und seine Gemahlin eingeladen werden, an diesem 15. Mai mit Gefolge nach Bernau zu kommen, der kirchlichen Feier beizuwohnen, im Rathause ein von dem Stadtregiment gebotenes Frühmahl entgegen zu nehmen, vom

hohem Beischlag des Gebäudes aus die historischen und die phantastisch-romantischen Gruppen über den Platz an ihm und der auf dazu dem Rathaus gegenüber erbauten festlich geschmückten, beflaggten und bekränzten Tribüne vorbeiziehen zu sehen. Und dies ganze kühn entworfene Festprogramm ist nicht nur Punkt für Punkt in einer jede Erwartung und Vorstellung weit überbietenden und überglänzenden Weise ausgeführt worden. Nein, über volle drei sonnige, wonnige Maitage ist dieser tolle phantastische Fastnachtstrubel größten Stils in dem stillen Städtchen wie vor dessen Toren und in der herrlichen wald- und parkreichen Umgegend bis Ützdorf und Lanken hin ausgedehnt worden. Wer dort diese drei Tage nicht miterlebt hat, dem wird jede noch so getreue Schilderung ihres wirklichen Verlaufs wie ein frei erfundenes Märchen erscheinen, an dessen Realität zu glauben unmöglich dünkt.

„Schon wie diese jungen übermütigen, bunten und stahlglänzenden wilden, zigeunerhaften Hussiten und diese geordneteren mittelalterlichen Kriegerscharen zu Fuß, zu Roß, in bekränzten Leiterwagen abends, nachts und morgens auf den Landstraßen und durch die stillen Dörfer, durch Wälder und Felder von Berlin nach Bernau mit Trommeln und Pfeifen, kriegerischem Klang und wehenden Fahnen und gefolgt von dem wilden Troß fahrenden Volks, Weibern und Mannsen, gezogen kamen — zum Staunen, zum Schrecken, zum Jubel der Bauern und Knechte, der Weiber und Kinder, zum Entsetzen der Gendarmen

— wobei sich viele jener Krieger den Spaß machten, in die Dorfhäuser gut soldatisch einzubrechen und zu requirieren; wie sie ihre Zelte vor den Mauern Bernaus aufschlugen, ihre Lager etablierten, in allen Kneipen und öffentlichen Gärten, auf Plätzen und Straßen des bierberühmten Städtchens ihr übermütiges Treiben fortsetzten, — waren es nicht unerhörte Vorgänge in märkischen Landen?! — Und ebenso nicht auch der Empfang des kronprinzlichen Protektorpaares und seines Gefolges im Bahnhof durch die Herren vom Stadtregiment, durch Vertreter des Vereins für die Geschichte Berlins und durch ‚Prokop Holy' (Jacobsen), den einäugigen Hussitenführer mit dem schwarzen Pflaster über dem toten rechten, vom Rand der Sturmhaube beschatteten Auge im bärtigen Antlitz, gekleidet in die Wildschur aus Bärenpelz über dem Brustpanzer und die Kettenrüstung, den ‚Possekel' (Streithammer) in der Faust; die geistliche Gedenkfeier mit Choralgesang und Predigt des Pastors von Bergmann, der mit dem erlauchten Festprotektor zugleich die Stadtkirche füllenden Schar von wilden deutschen und tschechischen Kriegergestalten, ihren Weibern, ehrsamen städtischen Einwohnerfamilien und einem Schwarm von männlichen und weiblichen schaulustigen, teils in Trachten der Frührenaissance, teils in moderne und in elegante Frühlingstoiletten gekleideten aus Berlin und Potsdam hier zusammengeströmten Festgästen. Dann der Besuch und die eingehende Besichtigung des Stadt- oder Hussitenmuseums im alten Mauerturm durch das

kronprinzliche Paar unter Führung des Stadthauptes, der Spitzen der Behörden, der Herren vom Berliner Geschichtsverein, des Dr. Jacobsen (immer in der Tracht und Maske des Prokop Holy) und seiner nächsten Freunde, nachdem des Hussitenführers eine Tochter als Patrizierjungfräulein aus dem 15. Jahrhundert mit hoher, weiß umschleierter Zuckerhutmütze die fürstlichen Gäste am Eingang mit Ansprache und Frühlingsblumenstrauß begrüßt hatte. Es folgte der prachtvolle Zug der Hussiten, der kurfürstlichen und städtischen Krieger, unter Führung des vom reisigen Maler Heinrich Lessing dargestellten Ziska mit den Adlerflügeln auf der Sturmhaube, über den Markt vorbei am Kronprinzenpaare, das ihm von der Rampe des Rathausportals mit lebhaftem Interesse zusah, an den jenseitigen dicht besetzten Tribünen. Die hohen Gäste verabschiedeten sich von Bernau und den Hussiten und kehrten nach Potsdam zurück. Aber in der Stadt und der Umgegend wurde seitens der ausgelassenen Scharen das verwegene Treiben noch während des Nachmittags und Abends und während nicht nur des nächstfolgenden Tages fortgesetzt, so daß es den geduldigen städtischen und Polizeibehörden endlich doch zu bunt wurde und die Bürgerschaft froh war, die sie rief, die Geister endlich los zu werden, die zuletzt, — wenn auch zwar lachend und ohne irgend ernsten Schaden getan zu haben, wahrhaft hussitisch und wie in einer eroberten Stadt gehaust haben sollen."

Der große Kampf gegen das Dilettantentum in

der Kunst ging aus von dem 1882 durch Jacobsen begründeten „Allgemeinen deutschen Reimverein", und als in den Äolsharfen-Almanachen das, was bisher an heiteren Spielen der Laune und Kritik im Freundeskreis hervorgetreten war, auch die Öffentlichkeit in Anspruch nahm, da gehörte mein Vater zu seinen getreuesten Mitkämpfern. Der erste Streich wurde geführt durch den Äolsharfen-Kalender für 1886; es folgten in Abständen (1888 und 1896) noch zwei Äolsharfen-Almanache; vorher schon lief unter den Freunden die Zeitschrift „Die Äolsharfe" um, von der aber — echt jacobsensch — nur die Nummer acht des dritten Jahrgangs erschien.

Der Allgemeine deutsche Reimverein, in dem Jacobsen als Hunold Müller von der Havel den Vorsitz führte, war seine ureigenste Schöpfung. Es war ein Freundschaftsbund gleichgesinnter Männer, der zunächst den allgemeinen Dilettantismus bekämpfte und bald weiterschritt zur Bestreitung der damals aus dem Auslande eingeführten naturalistischen und symbolistischen Richtung. Diese Ausdehnung des ursprünglichen Programms war vielleicht ein Fehler, denn wenn auch die Äolsharfen-Leute mit ihren Urteilen durchaus recht behalten haben, so mußte doch die Anteilnahme an dieser Seite ihres Streites aufhören, sobald jene Zeiterscheinung die Gemüter nicht mehr beschäftigte; was sie dagegen wider das unsterbliche und sich stetig neu erzeugende Dilettantentum vorzubringen hatten, kann noch heute den Leser erfreuen. Die führenden Mitglieder, die

jeder eine bestimmte Abart des Unwesens verkörperten und übertreibend darstellten, traten unter geschickt gewählten Decknamen auf: Jacobsen als Hunold Müller von der Havel, Trojan als Theodor Janzen, Stinde als Theophil Ballheim (Inhaber einer Dichtlehranstalt), mein Vater als Johannes Köhnke*), Lohmeyer als Heinrich Janke-Weimar. Andere Figuren schwebten ganz in der Luft und wurden im Notfall von dazu bestimmten Mitgliedern vertreten, so der Rentier Fritzsch (der „Mäzen“, früher selbst Dichter), Ballheims semitischer Konkurrent Isidor Rosenstein (Spezialität: Gelegenheitsgedichtbranche, sowie auch briefliche Appretur von Gedichten aller Art) oder die Dichterin Florentine Böttcher, die in jedem Gedicht das Wort Unsterblichkeit anbringt; sie wurde übrigens gelegentlich durch eine liebevoll hergestellte Strohpuppe vertreten. Auch einige Maler wie Karl Röhling (nicht Röchling) und Knötel liehen ihre Kunst der guten Sache. An den Zusammenkünften nahmen weiter teil (um nur einige Namen zu nennen): Lud-

*) Gelegentlich spielte der einzelne auch die Rolle eines andern; die Unterschriften führen da irre. Von H. Seidel sind verfaßt: 1886: Frühlingsquartal, Herbstquartal, An mein Lineal, Wiegenlied, An Eveline, Verschwiegenheit, Johannes Köhnke, Natur und Herzensreime von Max Klose, Das Rätsel des dichterischen Schaffens: Spalte Köhnke. 1888: Begnüge dich, Liebste, An meine Laute, Gegen die Rezensenten, Graphologisches, Die ersten neun Auskünfte im Briefwechsel, Gradus ad Parnassum. 1896: Pegasuslieder. — In der „Äolsharfe“: Der Waldsee, Wozu?, Es war ein Traum, Herr Kuno, Preisgedicht, An E . . .!, An Charlotte B.

wig Pietsch, Pantenius, Emil Frommel, Adolf Lasson und Stephan Waetzold (er hieß Amandus Wünsche und wurde 1893 nach Amerika entsandt, um im Zusammenhange mit der Kolumbischen Weltausstellung auf dem Boden der Union Reime zu kaufen, Anwärter für die goldene Karte des Allgemeinen deutschen Reimvereins zu suchen, eine International Rhyme-Association zu gründen und sich über die Gewohnheiten der Plattkopfindianer beim Dichten zu vergewissern).

Mit großem Geschick wurde, besonders in lyrischen Beiträgen, der Ton unbeirrten Dilettantentums nachgeahmt. Stinde veröffentlichte seine poetischen Unterrichtsbriefe, in denen er etwa nach Schema A und B Anleitung gab zur Anfertigung der typischen Weihnachtsgeschichte oder eines Sensationsromans. Trojan schrieb entzückende Abhandlungen über „Dichterstolz" und den „Dichtergarten". Es finden sich Aufsätze über die Goethephilologie, die Denkmalswut, den Eifer, belanglose Gebrauchsgegenstände großer Geister zu sammeln — kaum eine Unart literarisch angeregter Kreise läßt sich nennen, die nicht in diesen Bänden ihre heitere Erledigung fand. Von besonderem Reiz ist ein Fragebogen, auf dem sich die verschiedenen Auchdichter äußern über die „Rätsel des dichterischen Schaffens", nämlich tiefgründige Fragen wie diese: „Arbeiten Sie lieber bei Tag oder bei Nacht?", „Schreiben Sie gleich ins Reine oder ins Konzept?", „Benötigen Sie beim Arbeiten Erfrischungen?"; die Antworten, die darauf die Mitarbeiter

in dem von ihnen dargestellten Charakter geben, sind die ergötzlichste Verhöhnung des immer wieder auftretenden Fragenbogenunwesens.

Von den Aufsätzen, die allerlei Talmigrößen der Zeit verspotten, hat mein Vater keinen geschrieben; er war dem literarischen Kampfe abgeneigt und stand neu auftauchenden Blendern und eitlen Tagesberühmtheiten mit jener Gelassenheit gegenüber, die einmal bei ihm den Ausdruck fand: „Ich habe schon manche Blasen platzen sehen." Die im folgenden mitgeteilten Beiträge seiner Feder behandeln die ewige Erscheinung des Dilettanten; der Aufsatz über Johannes Köhnke ist zugleich als Satire auf gewisse verblasene Biographien gedacht. „Graphologisches" will die vorgeführten Spielarten durch das Mittel der Schriftendeutung mit harmloser Ironie kennzeichnen, ist freilich auch eine Verspottung der Schriftendeutung selber. Der „Briefwechsel" macht sich lustig über den gänzlichen Mangel an Humor, Naturanschauung und Literaturkenntnis, der damals in den Schriften einzelner Gegner überraschend hervortrat, und bekämpft im übrigen die Neugier der breiten Lesermasse nach belanglosen Einzelheiten aus dem Leben ihrer Autoren. Gradus ad Parnassum endlich ist wieder an die Adresse des großen Publikums gerichtet; die Auffassung, daß sich die Kunst lernen lasse, wird hier auf die Spitze getrieben durch Anbietung des allein wirksamen Dichtmittels in Form von Pillen, Bonbons, Likör und Sirup.

Wir drucken nunmehr die genannten Proben ab.

1

Johannes Köhnke

Ein Dichterleben von Carl Schnarke

Johannes Emanuel Isidor Köhnke wurde geboren am 23. Juli 1850 in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Kriewitz als das siebente Kind des Seifensieders und Lichtziehers Gottfried Joachim Köhnke und seiner Ehefrau Karoline Christine Wilhelmine Köhnke, geborene Millhahn. Wie seltsam, daß aus einer Atmosphäre von Talgdunst und Seifengeruch eine solche Dichterblume hervorblühen sollte. Aber erwachsen nicht aus dem .... beet des Gärtners duftige Melonen und tropische Blüten, die mit seltsamem Zauber das Gemüt umfächeln? Köhnke hat für diese Gerüche seiner Kindheit eine wunderbare Anhänglichkeit. Wir gingen eines Tages, vertieft in sinnreiche Gespräche über die Ideallosigkeit unserer Zeit und über den Mangel an Sinn für wahre Poesie, durch die Wassertorstraße, da blieb Köhnke plötzlich stehen vor der geöffneten Tür eines Kellers, aus dem unsympathische Düfte von schwarzer Seife und Hammeltalg wenig balsamisch hervordrangen. Seine hellen Dichteraugen verklärten sich, und in tiefen Zügen sog er diese Dünste ein. Als er bemerkte, mit welcher Verwunderung ich ihn anschaute, sprach er, gleichsam aus einem Traum erwachend, voll tiefer Empfindung: „O, Sie verstehen es nicht, Sie können es nicht verstehen. Ich rieche meine Kindheit.“

Voll tiefer Schwärmerei hängt unser Dichter überhaupt an den Tagen seiner ersten Jugend. Zwar im väterlichen Hause ward ihm wenig Anregung zuteil, der Vater ging in Seife auf und die Mutter in deren Anwendung; man kann sich denken, daß keine Musen an seiner Wiege lächelten. Seine Muse — und mit Vorliebe und Dankbarkeit nennt er sie noch heute so — war eine ältere Schwester seiner Mutter, Ludmilla Millhahn, die in einem Giebelhäuschen am Stadtgraben zwischen Blumen und Turteltauben von ihren Erinnerungen und den Zinsen eines kleinen Kapitals zehrte. Denn die Millhahns waren nicht unvermögend, da der verstorbene Vater nicht ohne Geschick ein nahrhaftes und schwungvolles Produktengeschäft betrieben hatte. Diese Tante Ludmilla war es, die zuerst die Keime der Poesie in das weiche Knabenherz pflanzte, und wenn wir uns jetzt an den Blüten und Früchten erfreuen, die der herangewachsene Baum verschwenderisch um sich streut, so haben wir dies auch jener zu verdanken, auf deren Grabe — ach, schon so lange— das Riedgras weht. — Was die seifenduftige Atmosphäre des väterlichen Hauses ihm nicht zu gewähren vermochte, das bot schon früh dem zwar aufgeweckten, aber träumerischen Knaben der Umgang mit der in ihrer eigenen poetischen Welt lebenden Tante Ludmilla. Eine unglückliche Liebe hatte das Gemüt dieser schönen Seele in elegische Schleier gehüllt. Sie suchte nun Trost in der Erinnerung, in der Poesie und in dem Umgange mit gleichgesinnten Seelen.

Da ihr der letztere in dem so unendlich prosaischen Landstädtchen versagt blieb, so nahm sie sich mit aller Glut ihres bildsamen Neffen an, um ein mitfühlendes Herz sich zu erziehen. Als sie noch jung war und weiche blonde Locken ihr zartes Haupt umspielten, lernte sie einen jungen Mann kennen, den schon früh der Genius geküßt hatte. Das Kainsmal der Dichtung brannte auf der Stirn dieses Jünglings, der, ach, dazu verdammt war, in der Stellung eines Verkäufers in dem Materialwarengeschäft des Herrn Christian Rebenstock sein Brot zu verdienen. O schmähliches Schicksal, mit einem Feuergeist im Busen, Heringe in Makulatur zu wickeln und, eine Welt von Liedern im Kopfe, Buch zu führen über Schmierseife, grünen Käse, Kardamom und Baumöl! Doch ob auch der Pegasus sich bäumt, das Schicksal ist rauh und führt eine eiserne Faust.

Elimar Edwin Ziese, so hieß der junge Dichter, fand in Ludmilla ein liebendes und verständnisvolles Herz. Hunderte von Liedern verdankten diesem jungen Glücke die Entstehung und flatterten hinüber zu der Auserwählten. Sie bildeten später, zusammengebunden in ein rosa-glanzpapierenes Buch, ihren größten Schatz. Die Liebe zur Dichtkunst, die Abneigung gegen unwürdige Fesseln seines Geistes und häufige Zerwürfnisse mit dem jedes Verständnisses für Poesie baren Herrn Rebenstock nagten an der feurigen Seele des Dichterjünglings. Wer will dann einen Stein auf ihn werfen, wenn er zuweilen Trost und Vergessenheit seiner Leiden

suchte bei einem Fäßchen, dessen Inhalt leider auch zu den Verkaufsgegenständen des Rebenstockschen Ladens gehörte. Der Zug zu diesem Getränke scheint in solchen bedrückten Lagen, wie dies ja eine Anzahl genialer, aber unglücklicher Dichter beweisen, eine dämonische Wirkung auf männliche Herzen auszuüben. Ach, wäre dem doch nicht so! Infolge dieser Leidenschaft kam es eines Tages zu einer schrecklichen Szene mit dem Prinzipal, welche die Entlassung des jungen Mannes zur Folge hatte. Plötzlich auf diese Art von jeder Fessel befreit, faßte er den kühnen Entschluß, nach Berlin zu gehen und sich auf die Füße seiner Dichtkunst zu stellen. Als väterliches Erbe besaß er noch einige hundert Taler, und dann sollten sein Trauerspiel „Die Raserei der Liebe“, seine Posse „Der Nachtwächter aus Mißverständnis“ und seine gesammelten Gedichte weiter helfen. Nach einem tränenreichen Abschied von der geliebten Ludmilla fuhr er hoffnungsreich davon. Ach, es bot sich ihm nichts in der Metropole als eine Rolle fortlaufender Enttäuschungen! Teils mit glatten Worten, teils mit eisigem Hohne ward er überall abgewiesen. Seine Mittel gingen zu Ende, ebenso Ludmillas geringe Ersparnisse, die sie bereitwillig sandte. Als sie nichts mehr schicken konnte, erfuhr sie lange nichts von ihm, bis wie ein Donnerschlag die Nachricht seines Todes eintraf. Er war in der königlichen Charité an einer seltsamen phantastischen Krankheit gestorben, in der er nichts als Mäuse und Fliegen gesehen hatte. Das war die Geschichte von Tante

Ludmillas unglücklicher Liebe, deren Erinnerung sie wie ein Heiligtum pflegte. Schon früh las sie dem kleinen Johannes alle Gedichte aus dem glanzpapiernen Buche vor. Obwohl er damals fast nichts von dem Inhalte verstand, gefiel ihm doch gar wohl der rhythmische Klang und die stäte Wiederkehr des Reimes. Welche unbekannten Schauer durchrieselten ihn bei folgendem Aufschrei einer gequälten Seele:

Und donnernd heb' zum Himmel ich den Schrei:
Ich fluche dir, du schnöde Tyrannei,
Hier geht mein Feuergeist in niedrem Drang verloren,
Ich bin für Essig nicht und Sirup nicht geboren!

Und welche Wogen weichen Wohllautes umspülten sein Ohr bei den Versen:

Lieblich wie die Lüfte fächeln
Durch die blühende Natur,
Weht Ludmillas Zauberlächeln
Durch die Rosenwangenflur.

So gruben sich, wie der Rost in ein blankes Schwert, schon früh die Liebe zu klingenden Worten und die Lust an der Wiederkehr des Reimes in die empfängliche Seele des Knaben. In der Schule machte er nur geringe Fortschritte, und Eltern und Lehrer hielten ihn für unbegabt. Am meisten zeichnete er sich damals durch eine sehr schöne Handschrift aus, und dies war auch der Grund, daß er nach seiner Konfirmation als Schreiber beim Amtsgerichte seiner Vaterstadt eine Anstellung fand. In diese Zeit fallen sodann seine ersten poetischen Versuche, die aber fast durchweg keinen höheren Wert beanspruchen, sondern

als Nachahmungen entsprechender Gedichte von Elimar Edwin Ziese, des ersten Dichters, den er kennen lernte, zu bezeichnen sind. Er besang nach diesem berühmten Muster seine Tante Ludmilla, das Meer, die Ewigkeit, die Sterne, das Bächlein und ähnliches. Einen wirklichen Aufschwung nahm sein Pegasus erst, als der Dichter sich in seinem zwanzigsten Jahre in Eveline Pieper, die einzige Tochter einer nicht unbemittelten Zigarrenfabrikantenwitwe verliebte. Nachdem er diese Neigung einundeinhalbes Jahr still im Herzen getragen hatte, fand er Mut, sich zu erklären, und Erwiderung seiner Neigung. Dies war die seligste und liederreichste Zeit seines Lebens, aber sie dauerte nur ein halbes Jahr, denn als er einst von einer kleinen Reise zurückkehrte, fand er, daß die angebetete Eveline sich mit einem Bekannten aus früherer Zeit verlobt hatte. Sein Schmerz war grenzenlos, allein bald warf er sich an den Busen seiner Muse, und diese tröstete ihn. Für ihn als Mensch war es ein schweres Schicksal, für den Dichter aber war dieses düstere Ereignis der Aufstieg zur Vollendung, denn nun hatte er seinen großen Schmerz, ohne den ein Poet noch nie das Höchste geleistet hat. Welch eine Fülle von ergreifenden Tönen entquoll nun seiner Leier! Der Schmerz gleicht dem Stiche der Gallwespe, der das abgerundete schöngefärbte Gebilde des Gallapfels erzeugt. Und wie sinnreich, aus diesem Gallapfel entsteht wieder die Tinte, welche dazu dient, die Lieder des Schmerzes niederzuschreiben, jene herrlichen Galläpfel des ver-

wundeten Herzens. Die Leser der Äolsharfe kennen diesen wunderbaren Zyklus „Welke Vergißmeinnicht“, unter denen sich wahre Perlen befinden. Ach, ist doch die Perle ein Erzeugnis des Schmerzes, indem die Perlauster ein quälendes Sandkorn oder dergleichen, das in ihr weiches Inneres geriet, mit dem kostbaren Perlstoff umkleidet. Es sei mir vergönnt, hier nur eins dieser herrlichen Gedichte mitzuteilen:

Gedenk' ich dein, o Eveline,
Wenn müd der braune Abend sinkt,
Dann färbt sich düster meine Miene,
Dieweil mein Herz Erinnrung trinkt.

Der bittre Trank — er ist vergiftet!
Du nahmst auf ewig meine Ruh!
Weh mir, was hast du angestiftet,
O falsche Silberschlange du!

Diese letztgenannten Lieder aber entstanden nicht mehr in Kriewitz, sondern schon in Berlin, wohin sich Köhnke wandte, als Evelines Untreue ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt verleidet hatte. Tante Ludmilla war schon vor Jahren gestorben. Er trat dort in die Kanzlei eines Eisenbahnbureaus ein, woselbst er sich jetzt befindet. In Berlin lernte er bald jenen Kreis von Gesinnungsgenossen kennen, die, für die edle Reimkunst hoch begeistert, sich unter dem Namen „Allgemeiner deutscher Reimverein“ um den allverehrten Hunold Müller von der Havel geschart hatten, und sofort war er ein eifriger und bald auch ein hochgeschätzter Mitarbeiter unserer „Äolsharfe“.

Seine Gedichte wird er, sobald einige hinderliche äußere Umstände beseitigt sein werden, unter dem Titel „Seelenklänge" erscheinen lassen. Zugleich trägt er sich mit dem Gedanken, die Werke seines ersten Meisters, Elimar Edwin Ziese, mit einer biographischen Einleitung herauszugeben. Dieser unglückliche, so früh zu Grunde gegangene Dichter hat noch eine andere Wirkung auf Köhnke ausgeübt, nämlich durch sein Schicksal unserem jungen Freunde einen unüberwindlichen Abscheu gegen geistige Getränke eingeflößt. Köhnke genießt niemals Alkohol in irgendwelcher Form. Er ist, wie so viele unserer Freunde, Vegetarianer; er zieht Erdbeerblättertee dem besten Rheinwein, Eierkuchen und Backpflaumen dem feinsten Geflügel und Wild vor. Des Sonntags nachmittags pflegt er in der Konditorei von Josty ein Täßchen Chokolade mit Eierschnee und ein Schaumtörtchen zu verzehren. Weitere luxuriöse Neigungen sind mir nicht an ihm bekannt. Er ist musikalisch und spielt nach dem Vorgange Justinus Kerners die Maultrommel mit vieler Zartheit. Seine Erscheinung verrät nicht auf den ersten Blick den Dichter. Er ist untersetzt und von einer gewissen rundlichen Beleibtheit, ja seine weichen Gesichtszüge würden des Ausdrucks entbehren, wenn ihnen nicht die zwei kleinen, aber seelenvollen Augen von zarter blauer Farbe einen unnennbaren Reiz verliehen. Er ist sehr blond, so daß die Farbe seines Haares sich fast gar nicht von derjenigen seines Gesichts abhebt. Dies gibt seiner Erscheinung etwas Helles und Ver-

trauenerweckendes. Seltsam ist, daß Johannes Köhnke trotz seines zarten Wesens nur in Hemdsärmeln zu dichten vermag, während er dabei in der linken Hand ein vierkantiges Lineal hält, an dem er zuweilen gedankenvoll saugt. Als dies Lineal einmal wochenlang verloren gegangen war, konnte er in der ganzen Zeit keine Verszeile schreiben. Möge es ihm stets erhalten bleiben zu seinem Vorteil und unserer Freude, möge er uns noch lange mit seinen lieblichen, seelenvollen, tiefempfundenen Werken erfreuen! Ja, wünschen wir diesem edlen und zarten Jünger der Dichtkunst ein fröhliches Reimauf mit Florentine Böttchers begeistertem Zuruf:

Hinan, hinan, die Lorbeerkrone winkt
Auf jenen Höhn, wo der Geweihte trinkt,
Erhaben über Weltenlust und -Leid,
Die goldne Schale der Unsterblichkeit!

2

Graphologisches

Zu Anfang des Sommerkursus 1886 trat Herr Eugen Schwengel aus Kottbus in die literarisch-poetische Lehranstalt des Herrn Theophil Ballheim ein. Der junge Mann schien anfangs nicht besonders für die Reimkunst veranlagt, zeigte jedoch großen Fleiß, diese Mutter aller Tüchtigkeit, und machte solche Fortschritte, daß er bei dem großen Reimextemporale, welches Herr Ballheim am Schlusse jedes Semesters zu veranstalten pflegt, als der einzige

in seiner Klasse mit null Fehlern den ausgesetzten Preis, die fein in Pergamentpapier gebundenen Gedichte unseres verstorbenen Hinzpeter, gewann. In eine höhere Klasse aufgerückt, wo die jungen Leute schon Roman haben, zeichnete er sich besonders im Schnelldichten aus; für einen zukünftigen Romanschriftsteller natürlich die wichtigste Eigenschaft bei der großen Konkurrenz in diesem beliebten Fache. Herr Ballheim hat bekanntlich für solchen Zweck in der diesbezüglichen Klasse ein sogenanntes wöchentliches Meterschreiben eingerichtet, wobei die jungen Leute, selbstredend über ein gegebenes Thema, sich im schnellen Anfertigen von Romankapiteln üben. Es läßt sich denken, daß die Fortgeschritteneren in den dafür angesetzten drei Stunden etwas Umfangreiches leisten, und daß es Herrn Ballheim keine geringe Zeit kostet, alle die Arbeiten dieser und der anderen Klassen nachzusehen und zu korrigieren. Er pflegt deshalb seine besseren Schüler dazu heranzuziehen und fand besonders in Herrn Schwengel eine geeignete Kraft für diesen Zweck. Dabei fiel es ihm auf, daß dieser zuweilen scheinbar höchst treffende Bemerkungen über die Charaktereigenschaften von Schülern der unteren Klasse machte, die ihm persönlich gar nicht bekannt waren. Zum Beispiel sagte er eines Tages plötzlich, als er die Arbeit eines jungen, erst sechzehnjährigen Menschen Namens Käsemeier nachsah, der trotz seiner Jugend eine gute Hand für die Behandlung der heimlichen Freuden einer verborgenen Liebe zeigte: „Dieser junge Mensch pflegt heim-

lich zu naschen und wird ein guter Kunde von Maria Benno von Donat sein!" „Woher wissen Sie das?" fragte Herr Ballheim ganz erstaunt, denn erst kürzlich hatte er, der solches in seinen Klassen nicht leidet, dem jungen Käsemeier eine große Tüte voll von Maria Benno von Donatschen Riesenbonbons konfisziert. „Das sehe ich an der Handschrift!" sagte Herr Schwengel, „ich bin Graphologe."

Das war Herrn Ballheim natürlich interessant, er forschte weiter nach und ward ganz erstaunt über die Kenntnisse des jungen Mannes und über die unheimliche Sicherheit seines Urteils. Die Wichtigkeit dieser Sache sofort begreifend und um Herrn Eugen Schwengel noch weiter zu prüfen, legte er ihm eine Reihe von Handschriften bekannter Größen unseres Vereins und anderer ihm nahestehender Dichter vor, natürlich ohne ihm deren Namen zu nennen, und stellte uns später die überraschenden Resultate dieser Beurteilungen zur Verfügung. Einige Beispiele mögen hier folgen als ein Beweis für die merkwürdige Begabung des so jungen und doch schon so ungewöhnlich gelehrten Mannes. Es wird hier nochmals bemerkt, daß ihm weiter nichts vorgelegen hat als jedesmal irgend eine Seite eines gleichgültigen Briefes, dessen Schreiber ihm vollständig unbekannt war.

Nach der Handschrift von Hunold Müller von der Havel urteilt Herr Schwengel wie folgt: „Der ansteigende Charakter der Schrift deutet auf Strebsamkeit, die fragezeichenartige Form der Haken

über dem u auf kritischen Sinn, die hoch angesetzten langen und die Schrift gleichsam bedachenden Striche am C oder am lateinischen t deuten auf die Gewohnheit zu herrschen, die schwertähnlichen Abstriche am Ende vieler Wörter auf Kampfesmut, der spitze Duktus der Schrift auf wenig Gutmütigkeit. Sinn für Humor und Witz fehlen, und obwohl eine gewisse Hinneigung zum weiblichen Geschlechte durch den Charakter der Schrift genugsam ausgedrückt wird, so finden wir doch an mehreren Stellen das charakteristische Zeichen der Ehelosigkeit.

Es hat den Anschein, als ob der Schreiber Kalmus kaut und zuweilen gezwungen ist, aus Gesundheitsrücksichten Rhabarber einzunehmen.

Isidor Rosenstein

Obwohl diese Schrift ebenfalls stark ansteigenden Charakters ist, so bildet sie doch in vieler Hinsicht einen Gegensatz zu der vorigen. Von allen mir durch Herrn Ballheim vorgelegten Schriften ist es die einzige, die durch die häufigen kleinen Häkchen am Anfange der Wörter Sinn für Humor und Witz verrät, insbesondere für die Arten, die Kalau als ihr Vaterland verehren. Die vielfach weit zurückgehakten Endstriche, die zuweilen das ganze Wort wieder umschließen, deuten auf starken Erwerbsinn. Eigentümlich melancholisch herabhängende Züge bei großen Buchstaben, zum Beispiel bei V und P, deuten darauf, daß dem Schreiber etwas fehle, was er als unersetzlich ansehen müsse. Raucht gern feine Zigarren.

Rentier Fritzsch

Nie ist mir eine Schrift vorgekommen, die deutlicher das Gepräge der Generosität, ich möchte fast sagen Verschwendungssucht trägt. Die Schrift hat im Laufe der Zeit ihren Charakter verändert, denn einzelne nun fast zu rudimentären Organen verkümmerte Zeichen in ihr deuten darauf hin, daß eine stark ausgesprochene dichterische Begabung durch lange Zeit hindurch bereits ohne Pflege blieb.

Johannes Köhnke

Die schräg nach unten verlaufenden Reihen dieser Schrift deuten auf ein schüchternes und zartes Gemüt, und zugleich künden ihre schlaff nach unten verlaufenden Endzüge eine unglückliche Liebe an, obwohl wiederum das Zeichen innerer Zufriedenheit nicht ganz fehlt. Fast anbetende Schauer durchrieselten mich, als ich diese Schrift genauer prüfte, denn es spricht sich darin ein so ganz ungeheures und seltenes Reimtalent aus, wie mir das in solcher Deutlichkeit noch niemals, auch nicht bei Bodenstedt und Rückert vorgekommen. Seltsame Gedanken bewegten mich. Dies hat entweder Johannes Köhnke oder der Teufel geschrieben. Da ich an den letzteren nicht glaube, so küßte ich ehrfurchtsvoll das teure Blatt. Ich bin noch zu neu in diesen Kreisen und zu wenig vertraut mit den Gewohnheiten unserer Geistesheroen, aber die Frage drängt sich mir auf: „Pflegt Johannes Köhnke sich eines Kleidungsstückes zu entledigen,

wenn er schreibt?“ Ich fand dies Zeichen deutlich ausgesprochen.

* * *

Mich dünkt, diese Proben genügen, dieses ungeheure graphologische Talent aufs beste zu empfehlen. Die Redaktion der „Äolsharfe“ nimmt gegen Einsendung von achtzig Pfennigen in Briefmarken Aufträge an zur Beurteilung von Handschriften durch Herrn Schwengel und wird die bemerkenswertesten davon ferner in ihrem Briefkasten veröffentlichen. Ein Blick ins tiefste Herz für achtzig Pfennige — wer wird sie dafür nicht freudig opfern?

Roderich Bahlke.

3

Briefwechsel

Unbefriedigte in Rastenburg. ad 1. Johannes Köhnke ist allerdings noch immer unverheiratet. Wir verweisen Sie auf seine Biographie im Äolsharfenkalender von 1886 Seite 60. Die Wunde, welche Eveline ihm damals geschlagen, blutet noch immer, aber jeder Tropfen dieses Blutes rundet sich zu einer durchsichtigen Perle unsterblicher Dichtung. Er singt ja selbst:

Ich lernte bald die Schmerzen tragen
Und rufe Segen auf dich nieder!
Die Wunde, die du mir geschlagen,
Sie ward zur Quelle meiner Lieder.

ad 2. Wenden Sie sich an ein Heiratsbureau.

Angehender Schüttelreimer in Kr. Es ist ganz richtig, Herr Theodor Janzen ist außer Stande, einen Schüttelreim zu machen, so flüssig er auch sonst dichtet. Herr Th. Ballheim ist nach zwanzigstündigem Privatunterricht an ihm verzagt, der berühmte Reimlikör des Herrn Glaubitz blieb nach dieser Richtung ohne Resultat. Es muß ein organischer Fehler sein. Herr Janzen würde sich gern der schmerzhaftesten Operation unterziehen, allein unser Vereinsarzt, Herr Dr. Pinkenburg, hält einen chirurgischen Eingriff für aussichtslos, weil schon Verknöcherung der bezüglichen Hirnpartie eingetreten ist.

Lyrischer Stammtisch in Gl. Herrn P...e. Sie haben Ihre Wette gewonnen. Rum war leider dasjenige Getränk, welches unser verstorbenes Mitglied Hinzpeter allem anderen vorzog.

Herrn H. P., Redakteur der „Dichterhütte" in Kötschenbroda. Ihre geschätzten Beiträge kamen leider zu spät. Nur eine Perle unter Ihren Einsendungen vermochten wir hier noch unterzubringen:

Fürwahr, und zweifelst du an mir,
So sag' ich diesbezüglich dir,
Betreffend meine ew'ge Liebe,
Daß voll und ganz nur meine Triebe
Auf dich gerichtet unentwegt,
Und daß zu tiefst mein Herz sich regt
Für dich allein selbstredend immer,
Auf dich vergessen werd' ich nimmer!

Das ist selten schön! Kollegialischen Gruß!

Langjähriger Abonnent in Striesen. Sie sind der hunderteinundzwanzigste, der uns darauf aufmerksam macht, daß wir in Nr. 3 der „Äolsharfe“ von diesem Jahre, durch einen heimtückischen Einsender betrogen, das berühmte Gedicht „Douglas“ von Theodor Fontane unter einem anderen Namen als neu und ungebraucht aufnahmen. Wir haben dieser im Dunkeln schleichenden Lügenbrut bereits gehörig den Kopf zertreten und trösten uns damit, daß uns dies Unglück nicht allein passiert ist. Und dann fragen wir: Wer kann alle berühmten Gedichte kennen? Ein Redakteur hat dazu gar nicht die Zeit.

Anton in Bergedorf. Bei dem vorjährigen Preisbuddeln im Reimgarten zu Tegel fand Herr Johannes Köhnke die dickste Kartoffel. Seine Feinde haben darüber allerlei sogenannte Witze gemacht. Wie wir über Witz und Humor denken, wissen Sie ja längst.

A. A. Wegen des berühmten Dichtmittels „Gradus ad Parnassum“ verweisen wir Sie auf die Annonce des Herrn Glaubitz.

Eleanor in Zehdenick. Das im Jahre 1725 vom großen Kurfürsten im sogenannten Empirestil erbaute gotische Jagdschloß Rupertusburg in der Schorfheide bei Letzlingen an der Warthe mit seinem berühmten Donjon im Renaissancestil ist der Geburtsort unseres verehrten Vereinsmitgliedes Roderich Bahlke. Dort erwachte schon früh jene tiefe

Naturempfindung, die seine Lieder durchsäuselt wie der Morgenwind die Eibenwälder seiner Heimat. Dort horchte er auf den gewaltigen Schrei des mächtigen Turmfalken und kletterte auf die höchsten Bäume des Torfmoors, um in das Nest des Kiebitz zu blicken. Dort spürte er den Erdhöhlen der Eichhörnchen nach und belauschte das nächtliche Balzen der Auerochsen, die in jenen ungeheuren Wäldern noch zahlreich horsten.

Der Vater Roderich Bahlkes, ein Mann von poetischer Begabung, war Schloßkastellan und konnte immer dichten, wenn er wollte, machte aber leider wenig Gebrauch von seiner Begabung und schrieb nie etwas auf. Nur ein Gedicht ist durch mündliche Überlieferung erhalten geblieben. Er machte es, als böse Zungen das Gerücht verbreitet hatten, er sei wegen eines Rausches von seiner Frau durchgeprügelt worden. Dieses Gedicht ist sehr schön und lautet:

Wenn dich die Ringelnattern giftig stechen,
Und Wiedehopfe Böses von dir sprechen,
Veracht sie ruhig, ohne dich zu rächen,
Denn auch die Größten haben ihre Schwächen,
Und selbst der Elefant soll sich bezechen.

Dieses schöne Talent vererbte er voll und ganz auf seinen Sohn Roderich, wie dessen diesbezügliche Gedichte „Wald- und Wiesenperlen“, Landsberg an der Warte, in Kommission bei Herrn Buchbinder Raupenfraß, in jeder Hinsicht beweisen.

4

Gradus ad Parnassum

Ein neues Dichtmittel

Zum Heile der dichtenden Menschheit und derer, die es werden will, ist mir eine Entdeckung von ungeheurer Tragweite gelungen. Als ich im Jahre 1875 Griechenland in Schmieröl bereiste, machte ich gelegentlich einen Ausflug auf den Parnaß und besuchte auch den Kastalischen Quell, obgleich ich, wie offen gestanden werden soll, die ganze Geschichte eigentlich für Mumpitz hielt. Ich hatte bis dahin noch niemals einen Vers gemacht und hätte es auch nicht gekonnt, wenn ich Honorar dafür bekommen hätte, in welchem Falle ja sonst doch fast jeder dichten kann; als ich aber einen halben Liter von dem Wasser getrunken hatte, da nach einer kurzen Zeit ging es los, unaufhaltsam und flüssig, ich wußte gar nicht, was ich machen sollte. Mit einem Male wurde mir klar, wie einem zumute ist, der, wie man so sagt, zum Dichten eingenommen hat, und daß dies keine leere Redensart ist. Ich bin überzeugt, alle unsere großen Dichter hatten solches Mittel, sie sagten es nur nicht. Die Schillerschen faulen Äpfel halte ich für einen ebenso faulen Vorwand, und von einem ganz alten Mann aus Weimar, der Goethe als junger Mensch die Stiefeln geputzt hat, habe ich mir sagen lassen, daß Seine Exzellenz jedesmal, wenn sie einen neuen Akt oder ein Kapitel oder ein schönes Gedicht anfingen, zuvor an ein kleines Schränkchen gingen, um aus einer großen vierkantigen

Flasche was einzunehmen. Manche versuchen es ja mit Gilka, aber das ist nur ein Surrogat und hält nicht vor; das wahre Mittel wird einzig und allein von mir hergestellt und ist unter dem Titel „Gradus ad Parnassum“ zu beziehen durch alle größeren Drogenhandlungen.

Als nämlich damals der Anfall vorüber war und ich nach dem Verbrauche von sechs Bogen Papier (denn so viel hatte ich nötig, um die mir entströmenden Verse niederzuschreiben) eine bedeutende Erleichterung verspürte, da richtete ich meine Aufmerksamkeit auf diese Quelle, denn ich sagte mir: das Wasser tut es nicht, es muß was drin sein. Ich nahm mir eine Flasche voll mit, in der Absicht, das Wasser in Berlin von meinem Freunde, dem Apotheker Siebendraht, untersuchen zu lassen, und als ich diese füllte, fiel mir auf, daß am Rande des Quells und teils schon im Wasser eine Menge von zierlichen weißen Blumen wuchsen, von ganz derselben Art, wie sie bei mir zu Hause in Pommern in Wiesengräben vorkommen und dem Botaniker unter dem Namen Parnassia palustris bekannt sind. Mein Freund Siebendraht konnte aber später in dem Wasser nichts weiter entdecken als etwas schwefelsaures Natron und einige Spuren von anderen mineralischen Beimischungen. Auch hatte es seine ursprüngliche Kraft verloren, und sein Genuß wollte ebensowenig bei mir wie bei meinem Freunde auf eine Flüssigmachung von Reimen hinwirken, so daß unser bereit gelegtes Papier unbeschrieben bleiben mußte. Ich sagte mir aber: drin war etwas in dem

Wasser, und heraus kriege ich's. Da fielen mir die weißen Blumen wieder ein. Da ich nun gerade damals die Uckermark und Pommern in Knochenmehl und Superphosphat bereiste, hatte ich bald Gelegenheit, diese Pflanzen im Freien aufzusuchen und nahm mir einen tüchtigen Strauß davon mit, um Versuche anzustellen. Nach jahrelangem Mühen ist es mir nun gelungen, den feinen und sehr flüchtigen Dichtstoff dieses Krautes auszuziehen, zu fixieren und in bequemer Form in den Handel zu bringen. Für die Güte meines Fabrikates lasse ich aus den hunderten von Dankschreiben, die auf meinem Kontor für jeden zur Einsicht bereit liegen, nur einige sprechen. Man wird sehen, daß sich die ersten Reimkünstler mit Vorteil meiner Präparate bedienen.

Herr Hunold Müller von der Havel schreibt:

„Ich gebe nicht viel auf Stimmung. Hat man sie, so nützt sie nicht viel, und hat man sie nicht, muß es auch ohne gehen. Ein Redakteur muß immer reimen können. Aber manchmal will's doch nicht. Man druckst und druckst und blättert im Reimlexikon und kaut an der Feder, aber als läge eine Art Versverhärtung vor, es kommt nicht. Herr Johannes Köhnke empfahl mir Ihre Präparate. Ich kaufte eine Schachtel Dichtpillen, ein bißchen teuer, möcht' ich sagen, aber d i e W i r k u n g nach drei Pillen! Hui! da ging es wohl sechs Stunden lang, und immer kam noch was. Noch nie sind mir so glatte Verse gelungen. Und so mühelos!

Mit der Bitte um weitere Sendung von drei Schachteln

Hochachtungsvoll

Hunold Müller von der Havel."

Herr Johannes Köhnke schreibt:

„Wohl jeder Dichter kennt jene trüben Stunden, wo ihm die Muse grausam den Rücken wendet und der innere Sinn verschlossen scheint. Und alle Sehnsucht nach seiner Eröffnung ist umsonst, die Verse, die sonst so lieblich flossen, wollen träge nicht hervor, Reimnot stellt sich ein, und das Papier bleibt leer. In solchen Fällen wende ich jetzt stets Ihre Reimbonbons an, Sorte B mit Vanillegeschmack. Sie sind angenehm zu nehmen und schaffen mir sofort Erleichterung, während ich finde, daß Ihre Pillen zu drastisch wirken. Für die noch zartere Natur unserer dichtenden Damen möchte Ihr lyrischer Sirup das beste sein. Indem ich Sie freundlichst ersuche, mir wieder fünf Päckchen Reimbonbons Sorte B gegen Nachnahme zu senden, verbleibe ich bestens grüßend

Ihr ergebener

Johannes Köhnke."

Herr Theodor Janzen schreibt:

„Ich will es Ihnen nur offen gestehen, als ich zuerst Ihren Reimlikör probierte, sagte ich: ‚Pfui Deubel!‘ Süßliches Zeug, von Schnaps verstehen Sie nichts. Aber die Kraft sitzt drin und, halb Rum dazu, läßt er sich schon trinken. Donnerwetter — das löst. Ich schrieb gleich zwei Zyklusse lyrische Gedichte

hintereinander weg, und einige Effekte sind mir gelungen, auf die ich sonst lange hätte lauern können." Folgt neue Bestellung.

Von Fräulein Florentine Böttcher erhielten wir folgende Mitteilung:

„Auf den Knien möchte ich Ihnen danken, Sie herrlicher Wohltäter der dichtenden Menschheit, für Ihren ‚lyrischen Sirup', ohne den ich nicht mehr leben könnte. Wie oft drängt es uns, die verborgenen Seufzer des leidenden Herzens, die stockenden Tränen der Seele umzuwandeln in wonnige Reime, allein vergebens ringen wir mit dem spröden Stoffe, und das goldene Tor der Poesie bleibt uns unerbittlich verschlossen. Ein Eßlöffel voll von Ihrem herrlichen Sirup, diesem wahren Tranke der Unsterblichkeit, hilft sofort, und hoch auf jauchzt die befreite Seele. Ewig die Ihre.

Florentine Böttcher."

Diese wenigen, aber glänzenden Zeugnisse berühmter Mit- und Ehrenmitglieder des „Allgemeinen deutschen Reimvereins" dürften schon genügen. Mein unvergleichliches Dichtmittel

„Gradus ad Parnassum"

ist in folgenden vier Formen zu haben:

1. Dichtpillen à Schachtel (ausreichend für 50 bis 80 lyrische Gedichte)	1,25 M.
3 Schachteln	3,00 M.
2. Reimbonbons à Päckchen	0,75 M.
5 Päckchen	3,00 M.

3. Reimlikör à Liter . . . . 3,00 M.
4. Lyrischer Sirup à Kruke . . . . . 2,00 M.

Zu beziehen durch jede größere Drogenhandlung oder direkt vom Fabrikanten.

Berlin, den 29. Februar 1888.

A. Glaubitz.

* * *

Über die Wirkung der Äolsharfenalmanache*) mögen zwei Männer zu Worte kommen, die damals ihre reiche Lebensernte eingebracht hatten und dennoch in ihrer Bedeutung kaum erkannt wurden. Während sich über den Kreis der Äolsharfenleute, deren Namen man bald erriet, ein Strom von Beleidigungen ergoß, meinte Theodor Storm**): „Gegen Ihre ‚Äolsharfe' habe ich nur einen Einwand; die Absicht ist gut, die Satire aber ist zu zahm." Gottfried Keller jedoch, dem mein Vater die „Äolsharfe" zusammen mit dem Bändchen seiner „Idyllen und Scherze" gesandt hatte, antwortete am 16. Dezember 1884:

„Sehr geehrter Herr! Lassen Sie sich schönstens Dank sagen für das neue Büchlein der ‚Idyllen und Scherze', dessen heiter anmutiger Inhalt der zierlichen und eigentümlich feinen Ausstattung entspricht und auch in sich von durchgehend gleichmäßigem Werte ist.

Dürfte ich einen leisen Zweifel wagen, so wäre es der, ob es heutzutage noch opportun sei, hie und da

*) Ein großer Freund der Almanache war auch Bismarck.
**) Brief an H. Seidel vom 23. Dezember 1885.

Stoffe zu reproduzieren, welche von klassischen Dichtern schon in mustergültiger Weise behandelt worden sind, wenn nicht eine neue Applikation hinzukommt.*)

Daß indessen das Feld und die Luft immer frei bleiben sollen, ist freilich auch wahr.

Bei diesem Anlasse danke ich Ihnen nachträglich noch vergnüglich für die seiner Zeit mir freundlichst übersandte ‚Äolsharfe‘, die mir großen Spaß machte. Auch hier in Zürich blüht ein Dichterverein ‚Lyra‘, der aus Ladenjünglingen, Kanzlisten und dergleichen besteht und mit einem schrecklichen Kollektivmanuskript die Menschheit beunruhigt. Eine dem Verein angehörige Jungfrau brachte das Schreibebuch in mein Haus und sah richtig die ‚Äolsharfe‘ liegen, ergriff sie und begann mit höchstem Interesse zu lesen, bis sie anfing, den Teufel zu riechen. Dann aber ward sie wieder irre wegen der Nummer und dem Jahrgang usw., auch durch die trockene, feine Maßhaltung, mit der manches gegeben ist, so daß sie zuletzt das Blatt still hinlegte und sich schleunig entfernte, das Kollektivmanuskript auf alle Fälle mit sich nehmend. Es war ein rechter deus ex machina für mich.

Bestens grüßend

Ihr ergebenster

G. Keller."

*) Die Bemerkung scheint sich auf das Gedicht „Tristan und Isolde" (S. 172 der Gesamtausgabe) zu beziehen.

Johannes Trojan

Unter allen Freunden meines Vaters hat ihm keiner so nahe gestanden wie Johannes Trojan. Sie waren nicht nur durch ihre Kunst miteinander verbunden; sie hatten einander von Herzen lieb, und ihre Freundschaft dauerte unvermindert durch siebenundzwanzig Jahre. Trojan hat einmal in scherzhafter Weise zusammengestellt, was ihnen gemeinsam sei: „Wir hatten denselben Verleger, den originellen Liebeskind in Leipzig, und sind beide nach seinem Tod durch Kauf in den Verlag der Cotta'schen Buchhandlung übergegangen. Wir haben beide Kinderbücher herausgegeben. Uns beiden ist der sogenannte Optimismus unsympatisch, und wir werden beide nicht seekrank. Wir bezogen beide lange Jahre hindurch unsere Zigarren von dem kürzlich verstorbenen alten Senff, der keinen offenen Laden hatte, seinen Kunden die Kistchen ins Haus trug und außerdem, daß er mit Zigarren handelte, auch Gedichte machte. Unser beider Köpfe sind von dem trefflichen Bildhauer Harro Magnussen modelliert worden und standen eines schönen Tages 1893 in der großen Berliner Kunstausstellung in Gips einander gegenüber. Wir photographieren beide und sind zusammen photographiert worden. Ihm ist nicht ganz wenig an

Freude und Leid bisher vom Leben zugemessen worden und mir auch." Das ist Wahrheit in der Form des Scherzes; doch mag dazu, was Trojan nicht sagen konnte, hier gesagt sein. Sie wurden Freunde, wie Menschen es werden, die in der innersten Anlage ihres Gemütes wie im Ziel des Wollens eins sind. Beide fanden aneinander die Bestätigung ihres eigenen Wesens: lauterster Wahrhaftigkeit, die jedem eitlen Schein beharrlich widersteht, selbstloser, tätiger Liebe, die größer ist als wehleidiges Mitleid, sowie eines Wirklichkeitssinnes, der dennoch nicht den Glauben an die Siegesgewalt des Guten verliert. Beide hatten es gelernt, der Sache zu dienen und die Person zu vergessen. Sie liebten das Volk, verachteten aus Herzensgrund den „Pöbel aller Sorte" und gaben ihr Herz rückhaltslos der großen Persönlichkeit, „die die Geschichte macht". Wie Trojan etwa für Bismarck eingetreten ist, vor allem damals, als vorsichtige Verehrer sich von dem gestürzten Riesen zurückzogen, ist bekannt; was meinen Vater angeht, so erinnere ich mich vor allem eines Tages, als die Nachricht von Fridjof Nansens Heimkehr einlief und er, Tränen in den Augen, einen Römer mit goldenem Wein füllte und den ganzen Tag wie in einem Rausch der Freude war. Beiden war das Wort „Vaterland" ein heiliges Wort. Und auch darin mag man sie zusammen nennen: daß ihre Schriften ausnahmslos das tiefste soziale Empfinden, eine in der Literatur nicht ganz häufige Reinheit des Herzens und die deutsche Achtung vor der Frau offenbaren.

Sie lernten einander in den letzten Monaten des Jahres 1879 durch Julius Lohmeyer kennen, in dessen „Deutscher Jugend" die „Wintermärchen" zuerst erschienen. Der erste Brief meines Vaters an seinen Freund stammt vom 1. Oktober 1880. Er übersendet ihm sein soeben erschienenes Gedichtbuch „Winterfliegen" und spricht davon, daß er sich zu ihm „verwandtschaftlich" hingezogen fühle. Der Brief beginnt mit „Sehr geehrter Herr" und schließt mit „Hochachtungsvoll Heinrich Seidel". Bereits im zweiten Brief ist die Hochachtung weggefallen, auch das „Herr" verschwindet bald; auf du und du kamen aber beide erst im Hochsommer 1883. Während Trojan allein in einem Wirtshaus in der Rostocker Heide saß, trank er dem in Berlin befindlichen Freunde ein Schmollis zu und setzte ihn dann brieflich von dem Vorfall in Kenntnis.

Die Freundschaft wurde wohl schon etwas eher geschlossen: im Sommer 1881, als beide den August und den Anfang des Septembers in Warnemünde zubrachten und dort, zusammen die Rostocker Heide durchwandernd, einander näher kennen lernten. An einem Septembertage kamen sie an einen Platz, der sich auszeichnete durch arg vom Nordwestwind zerzauste Eichen und einen wilden Apfelbaum; es war dort, wo zwischen Warnemünde und Groß-Müritz die Küste um ein weniges in östlicher Richtung umbiegt; die Seefahrer nennen die Stelle Rosenort, das Landvolk „de hoge Snut". Sie ruhten sich aus, und während mein Vater, der meinen Patenbecher

mit sich führte, den roten Wein eingoß, erfreuten sie sich an einer wundervollen Stranddistel, deren hundert Blütenköpfe umschwärmt wurden von zahllosen honigsuchenden Bienen, Fliegen und Schmetterlingen. Was dann weiter geschah, hat mein Vater in Verse gebracht:

Derweil wir saßen und uns friedlich nährten,
Hob ich den Becher mit dem roten Wein,
Daß sich der Sonne Glanz hinein ergoß
Und wie Rubin auf seinem goldnen Grund,
Als wie ein köstlich seltner Edelstein
Des Weines Flut erglänzend funkelte.
In diesen Wunderanblick ganz vertieft,
Bemerkt' ich kaum ein Flattern um mein Haupt,
Ein schwankend Kreisen. Ja, fürwahr, ein Falter,
Ein Sommervogel war's, ein Trauermantel,
Der angelockt vom Duft des roten Weines
Die angeborne Scheu so weit vergaß,
Daß er auf meine Hand sich plötzlich senkte.
Dort saß er nun, entfaltend seiner Flügel
Dem braunen Sammet gleiche Pracht, und tastend
Mit dem spiralisch feinen Rüsselchen
Fuhr suchend er umher und dachte wohl:
„Ei nun, was duftet hier so schön?" Behutsam
Den Becher neigt' ich, daß des Weines Flut
Dem seltnen Gast entgegenkam, und dieser
Gewahrte kaum den Vorteil, der sich bot,
Als er das feine Saugerüsselchen
Behaglich in den Wein herniedertauchte
Und sog und sog. „Fürwahr, er trinkt!" so riefen
Wir beide fast zugleich und schauten still
Vergnüglich unserm Gaste zu. — Nicht lange;
Denn plötzlich wie in jähem Schreck durchfuhr's
Das zarte Tier. Merkt' es den Dämon wohl,
Der in des Weines Purpurgrunde schläft? —

Auf schwang es sich und flog und kam nicht wieder.
Wie seltsam doch, daß beide wir noch jetzt
Wie an ein Glück an diese Stunde denken.
Was war's? Es war ein Nichts — belächelt wohl
Von manchem, der's vernimmt. Und dennoch möcht' ich
Es missen nicht um Gold. — Du denkst das gleiche,
Mein guter Freund. Das weiß ich sicherlich.

Trojan schlug damals vor, diesen guten Ort das Wirtshaus zur Stranddistel zu nennen; sie haben sich dann in den folgenden fünfundzwanzig Jahren immer wieder dort getroffen, wie man in der Gesamtausgabe der Selbstbiographie (S. 186 und 202 ff.) nachlesen mag.

Schon am 14. August hatte mein Vater den neugewonnenen Freund zum ersten Male zu seinem Geburtstag begrüßt. Er tat es mit den Versen:

An Johannes Trojan

Wie hat Natur die Erde reich gemacht,
Besponnen sie mit Blumen und mit Grün
Und mit des Waldes zweigendem Geäst,
Die kahlen Felsen selbst mit Moos bemalt
Und buntgefärbten Flechten.
Alles rings
So reich und schön. Wohin das Auge dringt
Und liebend sich ins einzelne vertieft,
Erfreut es sich am holden Wechselspiele
Von Blüten und Geblätter.
Tausendfach,
Millionenfach verschieden Form und Farbe.
Wie zierlich schau'n aus rispenreichem Gras
Die Mäulerchen, die Glöckchen und die Sterne!
Hier hält die eine Tellerchen empor,

Wie bittend um der Sonne goldnen Schein,
Die andre trotzig, stachelzweigbewehrt,
Mit rotem Antlitz schaut aus dorn'ger Kappe!
Hier ist ein Goldschein in das Gras gefärbt
Und dort ein blaues Leuchten eingewoben
Und hier das Grün von Purpur überglüht!

Auf dunklen Wassern schwimmt's im Silberschein,
Und goldne Krönlein tauchen aus der Flut —
Es grünt am Grund mit zierlichem Gefieder
Und rauscht am Ufer federbuschgeschmückt!
Allüberall — selbst ödem Dünensand
Entringt sich froh ein strotzendes Geschlecht,
Und kluge Pflänzchen spinnen ihre Ranken,
Indes die Wurzel in der Tiefe saugt.

Vielfältig sind die einen ausgebreitet:
Wohin das Auge schaut, da nicken sie,
Doch einsam nur und selten blühn die andern.
Vielleicht in eines Tales stillem Grund,
Wohin dein Schritt sich träumerisch verlor,
Als wie ein Märchenwunder steht sie da,
Des holden Zaubers voll, die blaue Blume —
Bescheiden, fromm, der Schönheit unbewußt.

Solch eine Wunderblume kenn' ich wohl!
Sie blüht, wo zwei sich zueinander finden,
Verständnis zu Verständnis sich gesellt,
Und was im einen tönt, im andern klingt
Und widerhallt. Ach, seltner blüht sie wohl,
Als mancher weiß und denkt! —
Ein gut Gedeihn,
Das soll mein Wunsch für diese Blume sein! —

In einem kleinen Aufsatz*) hat Trojan selber den Freund gezeichnet. Er sagt dort: „Er ist im ganzen

*) „Die Last der Berühmtheit."

nicht, was man gesprächig nennt. Er kann schweigen und tut es gern. Es ist vorgekommen, daß Leute, die auf ihn eingeladen waren oder die an öffentlichen Orten seine Gesellschaft aufsuchten und sich glückselig schätzten, einen Platz an seiner Seite erobert zu haben, zuletzt ganz unbefriedigt, ja geradezu verstimmt wieder aufgestanden sind, denn er hatte überhaupt wenig gesagt und zu ihnen gar nichts. Das war nun der berühmte Dichter, auf den sie sich gefreut hatten! Nein, den hatten sie sich doch anders vorgestellt!

„So schweigsam er aber auch in Gesellschaft sein konnte, so gesprächig war er auf unsern gemeinsamen Wanderungen in einsamer Landschaft. Das ging so weit, daß ich ihn einmal sogar — ich konnte es nicht zurückhalten — geschwätzig genannt habe. Darüber freute er sich unbändig, und das kann ich begreifen. Nun mag mit ‚geschwätzig‘ etwas zuviel gesagt sein, aber ‚redselig‘ wenigstens war er entschieden. Auf ermüdenden Märschen selbst konnte er mir stundenlang fast ohne Unterbrechung tausend und abertausend Geschichten aus alter und neuerer Zeit erzählen, und ich hatte nichts zu tun, als zuzuhören und zuzusehen, daß wir nicht an merkwürdigen Blütenpflanzen vorbeigingen, indessen er während des Erzählens zugleich auf Vögel und auf Champignons achtete. Nur ein einziges Mal verließ ihn die Redekunst. Das war, als wir an einem sehr heißen Tage nach langer Wanderung endlich ein Waldwärterhaus erreichten, wo wir einen Labetrunk zu finden hofften. Es war aber ein Sonntag, und der Waldwärter hatte

mit den Seinen eine Vergnügungspartie nach dem nächsten Städtchen gemacht. Zu verdenken war ihm das nicht. Du lieber Himmel, wenn man so Tag für Tag in der einsamen Heide sitzt, man will doch auch einmal unter Menschen kommen, ein bißchen Musik hören, etwas von dem erfahren, was in der Welt vorgeht. Wir machten ihm auch keine Vorwürfe, aber wir waren traurig, und es wurde uns schwer, daran zu glauben, daß unsere Hoffnung vergeblich gewesen war. Mehrere Male gingen wir um das Haus herum und klopften an alle Türen und Fenster. Nein, keine menschliche Seele befand sich im Hause; aber ein eingesperrter Hund geriet in die größte Aufregung, er dachte offenbar an Einbrecher oder Räuber. Hätte er uns gesehen, er würde es bedauert haben, daß ihm nicht die Schlüssel zur Haustür und zum Keller anvertraut waren. Als wir dann ungestillten Durstes weitergingen, da wurde auch mein Weggefährte still. Lange Zeit darauf erst, als die Nacht einfiel und mit ihr die Kühlung kam, die Sterne auf uns heruntersahen und in der Ferne die Lichter unseres Hafenortes aufblinkten, da lebte mein Freund wieder auf und fuhr in seiner Erzählung da fort, wo er geendet hatte, als wir an das Waldwärterhaus gekommen waren."

Ich füge hinzu, was Trojan in demselben Aufsatz nach Erzählungen meines Vaters über dessen Erlebnisse bei dem Maler Noster und dem Bildhauer Magnussen berichtet.*)

*) Professor Ludwig Noster († 1910) malte meinen Vater 1900; Harro Magnussen († 1908) stellte von ihm und auch von

„Eines Tages, sagte mein Freund, kam ein Maler auf den Gedanken, mich in Öl auf Leinwand zu werfen, und das tat er auch, da ich mich nach langem Zögern für einverstanden damit erklärt hatte. Habe ich je etwas Schlechtes getan, so glaube ich es in den zwölf Vormittagssitzungen, die ich diesem Künstler gewährte, reichlich gebüßt zu haben. Herr des Himmels, was habe ich ausgestanden! Ich bin nicht nervös, aber empfindlich gegen Berührung wie eine Sinnpflanze. Ich kann es nicht ertragen, daß mich jemand, während er mit mir spricht, am Rockknopf faßt oder mir die Hand auf die Schulter legt. Ja, das geht noch weiter. Daß sich jemand irgendwie mit meiner Persönlichkeit beschäftigt, ruft in mir, auch wenn er mich nicht dabei anfaßt, ein peinliches Gefühl hervor. Und nun denke dir, daß ich dasitze zwölf Vormittage hindurch, während ein Mann, der in der einen Hand einen Pinsel und in der anderen eine Palette hält, sich unaufhörlich mit meinen Augen, meiner Nase, meinem Munde und anderen Teilen meines Kopfes zu tun macht. Entsetzlich war es. Gewöhnlich hielt er sich in einiger Entfernung von mir, manchmal aber rückte er mir ganz nahe auf den Leib und sah mich an wie der Untersuchungsrichter den Gefangenen, wenn er zu ihm sagt: ‚Ihr Leugnen hilft Ihnen doch nichts, gestehen Sie es nur ein, daß Sie den Mord

---

Trojan 1893 Büsten her, die zu seinen besten Arbeiten gehören. Beide Künstler schätzte mein Vater auch als angenehme und heitere Gesellschafter. Im Grunde machten ihm die Sitzungen übrigens Spaß.

begangen haben!‘ Und dabei soll ein natürlicher Gesichtsausdruck herauskommen. Nein, dagegen ist das Photographiertwerden, so wenig angenehm es mir auch erscheint, gar nichts. Einmal wollte er mit dem Zirkel ausmessen, wie weit meine Pupillen voneinander entfernt wären, und rückte dabei die beiden Spitzen meinen Augensternen so nahe, daß ich aus Verzweiflung schon nahe daran war, mich in sie hineinzustürzen. Damit hätte ich ihn unglücklich gemacht, aber mich auch, und mich daran erinnernd, daß ich Frau und Kinder hatte, ließ ich es doch lieber bleiben.

„Nachdem dieses Elend vorübergegangen war, stellte sich sofort ein neues ein. Dem Maler folgte ein Bildhauer, der meinen armen Kopf zu modellieren wünschte und es auch ausführte, da ich ihm zwölf Vormittage zu opfern willig war. Lieber Himmel, man will doch auch etwas für die Kunst tun, wenn man auch nicht in der Lage ist, sich Gemälde und Bildhauerwerke anzuschaffen. Was ich aber in der zweiten Modellzeit zu leiden hatte, übertraf in mancher Beziehung noch die Leiden der ersten. Bei dem Bildhauer saß ich auf einem Thron, auf einem Thron allerdings, der nach der Art der Throne romanischer und orientalischer Länder nicht ganz fest stand. Bei meinem Maler wenigstens stand er, wenn er auch wackelte, auf einem unbeweglichen Unterbau. Ich wurde nicht willkürlich gedreht, mein Gesichtsfeld blieb immer dasselbe, ich mußte stets — wie oft wurde mir das eingeprägt und wie qualvoll war das! — den-

selben Punkt im Auge behalten. Bei dem Bildhauer, der mich ja von allen Seiten auffassen mußte, thronte ich auf einer Drehscheibe, die von Zeit zu Zeit durch die Hand des Künstlers in Bewegung gesetzt wurde. Das hatte ja freilich den Vorteil für mich, daß etwas Abwechslung in mein Dulderleben hineinkam und daß ich mir bald diesen bald jenen Teil des Ateliers genauer ansehen konnte; trotzdem konnte ich, so oft der Künstler die Kurbel handhabte, mich nicht des Gefühls erwehren, es sei eines denkenden Wesens unwürdig, so mir nichts dir nichts gegen seinen Willen gedreht zu werden. Hast du schon einmal zwölf Tage hintereinander auf einer Drehscheibe gesessen? Nein! Dann freue dich! Es gibt Vergnügungen, welche dieser bei weitem vorzuziehen sind, und so manches Mal hätte ich mit dem biederen Götz von Berlichingen ausrufen mögen: ‚Wollt', ich wäre tausend Meilen davon und säße im tiefsten Turn, der in der Türkei steht!' Dazu ereignete sich mitunter etwas für mich sehr Peinliches, was ich mir vorher gar nicht als möglich hätte vorstellen können. Der Bildhauer modellierte um dieselbe Zeit außer der meinen noch eine andere Büste und zwar die eines meiner besten Freunde. Dieser kam am Nachmittag zu ihm, während ich am Vormittag auf die Folter gespannt wurde. Wenn er nun an mir herumarbeitete, kam es zuweilen vor, daß er Ton brauchte und nicht genug davon bei der Hand hatte. Dann griff er ohne Besinnen in den breiten Nacken der noch unvollendeten Büste meines Freundes, die neben der meinigen stand, holte eine

Handvoll Ton heraus und warf sie mir, d. h. dem, was mein Ebenbild werden sollte, an den Kopf oder an den Hals oder sonst dahin, wo es an Substanz fehlte. Keinem von uns beiden tat das weh und konnte es auch weh tun, und dennoch fühlte ich, wenn es geschah, etwas von körperlichem Schmerz für uns beide."

Aus den zwischen beiden gewechselten Briefen in Versen und Prosa mag nun eine kurze Auswahl folgen.

* * *

Seidel an Trojan

(Berlin, 25. September 1883)

Niemals hört man nichts von Ihnen,
Dies ist mir fatal erschienen,
Denn ich wüßte gerne was,
Allerlei und dies und das,
Diese Sachen, jene Sachen,
Was im Wald die Pilze machen,
Was Sie treiben, wie es steht,
Wie es mit der Arbeit geht?
Hoffentlich nicht allzu feste,
Dies ist allezeit das beste,
Denn der Mensch ist nicht zum Büffeln,
Ochsen, Murksen, Buchdurchschnüffeln
Und, daß er sich jagt und hetzt,
In die schöne Welt gesetzt.
Hat man solchen breiten Rücken,
Nur, um sich aufs Buch zu bücken?
Nein, der Rücken ist zum Liegen,
Wo im Blau die Vögel fliegen
Und das Strandgras leise nickt —
Dazu ist er sehr geschickt ...

Trojan an Seidel

Eilige Nachricht

Eine Fliege — jedes Menschenkind
Weiß, daß Fliegen voller Leichtsinn sind —
Ist der Spinne in ihr Netz gebummelt,
Als sie draußen sich umhergetummelt,
Und, von zartem Tauwerk schnell umwunden,
Sieht die Ärmste hilflos sich gebunden.
Anfangs sträubt sie sich und schnurrt und schwirrt,
Bis sie ganz allmählich stille wird.
Hin und her nun wendet sie die Spinne,
Sicher bald, daß sie nicht mehr entrinne,
Mustert sie mit list'gen Spinnenaugen,
Schleppt sie fort, sie ruhig auszusaugen —
Saugt und saugt. Infolge ihrer Züge
Dünn und dünner wird die arme Fliege,
Und den trocknen unbrauchbaren Rest
Wirft zuletzt die Spinne aus dem Nest.
Hast Du Mitleid mit der Fliege? Nein!
Sie verdient es, Spinnenbrot zu sein.

1. Juni 1885.

Seidel an Trojan

(Antwort)

Spinnennetze werden immer sein,
Arme Fliegen fallen stets hinein,
Und es bleibt auf jeden Fall verloren,
Wer nun mal zur Fliege ist geboren,
Summt vergnügt ins Netz und höret nicht,
Was der Mund der Weisheit warnend spricht.
Wenn sie also in den Tod getaumelt,
Ausgesogen in dem Winde baumelt,
Kommt ein Wanderer an diesen Ort,
Widmet rühmend ihr das letzte Wort:

Ja, die Nachwelt wird einst staunend lesen,
Welche gute Fliege dies gewesen!
Drauf die Spinne, die das Maul sich leckt:
Und wie herrlich sie mir einst geschmeckt!

2. Juni 1885.

Trojan an Seidel

(Eingeschrieben in ein Notizbuch Seidels)

Nachts in meine öde Wohnung
Kam ich; graulich war es da.
Heiße, schwere Luft empfing mich
Und ein eigentümlicher,
Unbeschreiblicher Geruch,
Der nichts Angenehmes hatte.
Alles, was an Hausrat da war,
Eingehüllt in Staub erschien es,
Preisgegeben schon der Macht,
Die in Staub verwandelt alles.

Stille war's, doch nicht vollkommen
Still; aufhorchend konnt' ich hören
Ein Gesurr und ein Geknispel,
Das, von hier- und dorther klingend,
Darauf schließen ließ, daß ich
Doch nicht ganz und gar allein war.

An den Wänden überall
Krochen Schwaben, zahllos viele,
Große, mittelgroße, kleine
Und ganz winz'ge, die zu sehen kaum.
Ein'ge, als ich sie beleuchtet,
Rissen aus und suchten hurtig
Ein Verstecklein zu gewinnen;
Andre liefen fassungslos
Hin und her, vom Licht geblendet;
Andre wieder von den größern

Pflanzten dreist sich vor mich hin,
Glotzten frech mich an und schalten:
„Willst du wohl, du Unverschämter,
Schleunigst machen, daß du wegkommst?
Sprich, was hast du hier zu suchen,
Was zu tun in unsrer Wohnung,
In dem Haus, das uns gehört?
Schäme dich, hier einzubrechen
In der Nacht, ein Strolch und Gaudieb!
Gehst von selbst du? oder sollen
Wir den nächsten Schutzmann holen,
Daß er auf den Trab dich bringt?"
Also schalten sie — gestehen
Mußt' ich's, daß im Recht sie waren.
Daß sie keine Miete zahlten,
Sprach vielleicht allein für mich.

Als darauf ich mit dem Licht
Ging durch all die öden Räume,
Durch die Schlafgemächer auch,
Wo die leeren Betten standen,
Kam ich mir wie ein Gespenst vor,
Welches umgeht. Alles war mir
So bekannt und doch so fremde,
Als ob mir nichts mehr gehörte;
Alles, so erschien es mir,
War schon eines andern eigen.

Von dem freudelosen Rundgang
Kehrt' ich in mein Arbeitszimmer
Wiederum zurück, da sah ich
Auf dem großen Tische dort
Hingelegt und hingeworfen
Mancherlei an Gegenständen
Von dem Tag der Reise her.
In der späten Nacht darauf
Noch begann ich aufzuräumen;

Denn ich bin ein Mann der Ordnung
Und ich dacht': Wenn ich am Morgen
Wieder in das Zimmer käme,
Müßt' es mir erfreulich sein
Und ein Trost mir, zu bemerken,
Daß dort eine Menschenhand,
War es auch nur meine eigne,
Eben tätig war gewesen,
Um ein wenig Wohnlichkeit
Und Behaglichkeit zu schaffen.
Eines nach dem andern stellt' ich
An den Platz, der ihm gebührte:
Sieh, da hatt' in meinen Händen
Plötzlich ich ein kleines Buch,
Das nicht mein war. Als ich's aufschlug,
Fand ich vorn darin den Namen
Heinrich Seidel; Heinrich Seidels
Taschen- und Notizbuch war es.
Sicher hatt' er nicht mit Absicht
Es dorthin gelegt für mich;
Nein, er hatt' es liegen lassen,
Weil er, wie die meisten Dichter,
Unbesinnlich und zerstreut ist
Und sehr kurz nur von Gedanken.
Aber so auch war's erfreulich
Und erschien mir wie ein Gruß,
Welcher mich empfangen sollte,
Als ich freundlicher Begrüßung
Grade so bedürftig war.

Leise schlich ich nach dem Weinschrank,
Wo mir noch ein kleiner Posten
Saurer ungetrunken lag.
Eine Flasche holt' ich mir,
Und des fernen Freundes denkend,
Dessen Spur ich aufgefunden

In der Einöd' meiner Wohnung,
Leert' ich sie, schon bess'ren Mutes,
Auf mein Wohl und auf das seine.

Hier zurück hast Du Dein Büchlein,
Wie ich es gefunden habe.
Wenn Du ein Geheimnis etwa
Seinen Blättern anvertrautest,
Blieb es, ein Geheimnis, drin.

Mit herzlichem Gruß

Warnemünde, 9. Juli 1887. J. Trojan.

Seidel an Trojan

(Berlin, 27. September 1888.)

Den Dieh-Vogel kenne ich nicht. Mein Freund Wüstnei pflegt in solchen Fällen zu sagen: „t' ward woll ne Kreih west sien!" Grüße Jacobsen von mir und sage ihm, er möge sich das unvernünftige Rennen abgewöhnen, es wäre ein Laster, grade wie das Schlingen beim Essen und das Ganzestürzen beim Biertrinken. Der liebe Gott hat es durchaus nicht gern, wenn man durch seine Schöpfung dahinrast wie eine wahnsinnige Wanze; auf die behaglichen Schlenderer aber, welche seine Werke sorgfältig betrachten, sieht er mit Wohlwollen herab. Aber Jacobsen hat einen zu regen Geist. In Saßnitz auf Rügen traf ich einmal einen herrlichen jungen Landmann, einen richtigen Fritz Triddelfitz. Der sagte: „Ich hab' einen zu regen Geist, darum muß ich immerfort rauchen!" Bei Jacobsen ist es aufs Rennen geschlagen. Für Admiräle und Trauermäntel ist jetzt

noch die richtige Zeit, sie fliegen noch im Oktober und sind die richtigen Herbstschmetterlinge. Die Schwalben wurden von der Tante Voß schon vor etwa sechs oder sieben Wochen abgemeldet. Dringt das liebliche Geseire der freisinnigen Zeitungen über Friedrichs des Edlen Tagebuch auch zu dir? Brechmittel ist Zucker dagegen. Ich wollte, sie hätten alle zusammen nur einen einzigen Hintern, und dieser wäre schön stramm über einen Block gespannt. Und dann eine schöne, vierkantige Peitsche von Nilpferdhaut, um sie von ihren Irrtümern zu überzeugen.

Auch hier wird es abends und nachts schon verdammt kalt, und zuweilen reift es. Ich glaube, an der See sind jetzt die Kontraste nicht so groß, wegen der Wasserwärme. Kürzlich war ich bei Gsellius und mußte einen Augenblick warten. Diese Zeit benutzte ich, um schnell einmal nachzuzählen, und fand dort siebenundvierzig Exemplare meiner verschiedenen Schriften „all in einer Reih". Ein wohltuender Anblick. Ich beginne, Gsellius für einen sehr verständigen Sortimenter zu halten.

Trojan an Seidel

(Trinkspruch zum 23. Januar 1889)

Verehrte Anwesende, die wir
In dem gastlichen Hause Seidel hier
Sind versammelt zum Kindelbier:
Nachdem der ernste Akt vorbei,
Erwägen wir, was noch übrig sei
Für uns zu tun, das dem Täufling frommt
Und uns selbst auch nicht schlecht bekommt.

Als solches will mich dies bedünken,
Daß auf sein Wohl wir fröhlich trinken,
Dabei unsre besten Wünsche geben
Ihm hinein in das rauhe Leben,
Das freilich ihn jetzt noch sanft umfängt,
Ihm nur freundliche Blicke schenkt;
Sieht es doch erst den jungen Mann
Aus so wenigen Augen an.

Helmuth, so ist dies Kind genannt
Nach dem Mann, den das Vaterland
Verehrt und liebt, nach dem Schlachtendenker,
Kämpfender Scharen stillem Lenker.
Dem großen Paten in allen Sachen
Mög' Helmuth Seidel Ehre machen,
Tapfer auch sich und kühn gebärden.
Braucht ja kein Kriegesmann zu werden;
Wenn nur in seines Wirkens Schranken
Er sich bewährt durch kluge Gedanken,
Durch Mut, durch geschickte und treue Hand,
So schafft er Nutzen dem Vaterland.

Wir wünschen ihm ein gut Gedeihn:
Mög' er der Nahrung beflissen sein,
Zunächst, den nützlichen Durst zu stillen,
Anlage zeigend und guten Willen,
Wie ihn das gute Beispiel lehrt
Des Vaters, der sich so redlich nährt
Und auch den Durst nicht leiden mag
Am Sommertag noch am Wintertag.

Mög' es ihm wohlergehn! Hellen Mutes
Empfange Helmuth Gutes um Gutes!
Unter denen, die mit ihm zugleich
Ins Leben und ins Deutsche Reich
Eintreten und ihr Sein beginnen,
Mög' er sich gute Freunde gewinnen,

Die in Freude ihm sind zur Seite,
Die rasch beispringen ihm im Streite,
In der Not nicht lassen ihn im Stich:
Solcher Freunde erfreu' er sich!
Dann mag nach einiger Zeit auf Erden
Ein artig Mägdlein geboren werden,
Fein von Gesicht, gut von Gemüt,
Das ihm allmählich entgegenblüht. —

Doch heißt das, weit in die Ferne denken,
Wir wollen auf Näh'res die Blicke lenken,
Uns wendend zu dem Elternpaar.
Dem sei beschieden Jahr um Jahr,
Froh es zu sehn, wie sich entfaltet
Ihr Sproß, gesund und wohlgestaltet;
Wie er in seiner Art sich stellt
Zuerst zum Hause und dann zur Welt;
Wie er des Sprachschatzes sich bemächtigt,
Zu dessen Gebrauch er mitberechtigt,
Vielleicht gar Reimens sich vermißt,
Weil sein Vater ein Dichter ist.
Braucht drum die Leier nicht auch zu schlagen,
Kann sonst auch angenehm sich betragen!

Wenn er nur nicht der Poesie
Entbehrt, die herauskommt irgendwie,
Im Denken, im Fühlen und im Handeln,
In der Art, seines Wegs zu wandeln
Durch die Welt wie durch Korn und Heide,
Daraus entspringt des Lebens Freude,
Wenn klarer Sinn nur und offne Augen
Ihm werden, die zu sehen taugen,
Was draußen grünt, blüht, fleucht und kreucht,
Wenn nur darin er dem Vater gleicht!

Dies werd' ihm und noch vieles mehr,
Zu seiner Eltern Freud' und Ehr',

Zu des Vaterlandes Nutz und Frommen
Mög' wachsen er und zu Jahren kommen,
Sich bildend zum tüchtigen Mann heraus.
Der Täufling leb' und das Seidel-Haus!

Seidel an Trojan

(Berlin, 3. Juni 1889.)

Hier ist es ganz kannibalisch heiß, so wie sonst selten im Juli, man kann fast nur noch an Getränke denken. Du sagst, es singt noch allerlei Vogelvolk. Ich bitte dich, jetzt ist ja die Glanzzeit, wo alles singt. Diese dauert bis Johannis, wo die ersten abschnappen, zum Beispiel die Nachtigall. Das Schwarzplättchen bekommt aber dann erst seinen besten Gesang. Es kommt eine neue Auflage von C. G. Friderich „Naturgeschichte der Vögel" heraus (in Lieferungen). Willst Du Dir die nicht kaufen? Es ist das beste Buch zum Lernen und nicht teuer. Früher kostete es 18 Mark. Zehnmal besser als irgend ein Buch von Ruß.

Gedeihen die Eichen nicht auf der Stolteraa? Warst Du schon in der Chausseekneipe? Oder in Markgrafenheide?

Auf der Stolteraa müssen sie erst einen breiten Streifen Sanddorn pflanzen, der den jungen Pflanzen Schutz gibt. Aber sie pflanzen dort immer absichtlich solche Bäume, die notorisch nicht gedeihen, wie zum Beispiel bei Warnemünde auf der anderen Seite Pappeln. Die Kerls haben Augen und sehen nicht. Ich habe jetzt eine Gartengrasmücke, einen Sumpf-

rohrsänger, einen Fitislaubvogel, Bachstelze, Baumpiper und Blaukehlchen. Sie machen zuweilen einen erhabenen Skandal hinter mir, und dann ist plötzlich alles wieder still.

Ich habe Heimweh nach Warnemünde. Sieh mal zu, ob Du in den neuen Anlagen oder in dem Verfolg der Rostocker Heide an den Dünen nicht den rotrückigen Würger singen hören kannst. Es gibt dort welche. In dem Eichen- und Buschvorholz bei Markgrafenheide kommt der Buschrohrsänger vor, welcher wie ein großer Heuspringer schwirrt. Achte auf ihn, wenn Du an stillen Abenden dort vorüber kommst. Das Schwirren dauert oft eine Minute und länger, und wird, obwohl es in der Nähe gar nicht laut klingt, doch in der Stille an 1000 Schritt weit vernommen.

Ich möchte gern mit dir da herumschweifen, und würde wohl manches wieder lernen in dieser schönen Singezeit.

(Berlin, 10. Juni 1889.)

Kennst du das Land, wo blaue Disteln blühn,
Im Sanddornlaub die goldnen Beeren glühn,
Der Seewind sanft den Tanggestank bewegt,
Der Kohns und Meyers Nase froh erregt?

Kennst du das Haus? Auf Balken ruht sein Dach,
Klein ist der Saal, verräuchert das Gemach,
Dort, wo des Mosels saure Quelle fließt,
Die niemand je zum zweitenmal genießt.

Kennst du die Wiesen und den sand'gen Steg?
Wir suchten dort im Nebel unsern Weg,
Indes geheimnisvoll vom Breitling her
Uns schien, als ob da was nicht richtig wär'.

Kennst du das Land? Gewiß, du bist ja dort,
Ich aber, ei verdammt, ich kann nicht fort
Und fluche still mit schwitzendem Genick,
Hier in Berlin dem dämlichen Geschick.
Du kennst es wohl!
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Johannes, ziehn!

Aus dem Schund dieser Verse, die ich hier soeben abgeladen, magst Du ersehen, wie gerne ich auch 'n bißchen hinkäme. Allein es geht nicht.

(Kolbergermünde, 22. Juli 1891.)

Auch diesen Ranunkel hatte ich richtig bestimmt, und es freut mich, durch Dich die Bestätigung zu erhalten. Ich bin immer zu feige, zu schreiben, was ich gefunden habe im Leunis, aus Furcht, 'reinzufallen. Die Orchideen sind orchis maculata. Augenblicklich geht es meiner Frau etwas besser und den Kindern gut. Westlich von Kolberg, etwa 1¼ Stunde zu gehen, liegt ein großes Torfmoor, unmittelbar an der See. Dorthin will ich nächstens und will mal sehen, ob ich dort nicht Andromeda oder sonst etwas finde. Woher stammt die in den Brief eingelegte Linaria? Die eine, die bei vier Blättern schon blüht, hat mir imponiert. Wenn Du mal Zeit hast, mache einen Spaziergang nach dem Invalidenkirchhof, suche dir den Platz, wo auf dem erhöhten Ufer die Linde am Kanal steht, und mustere dort aufmerksam die Sandsteinböschung. Dort wirst Du Deine Freude haben. Oder gehe von der Herkulesbrücke aus links bis zu den Chinesen. Auf halbem Wege geht eine Steintreppe zum Wasser.

Hinter dieser wächst häufiges Moos. Dort mustere die vertikalen Steinfugen nahe am Wasser. Oder steige, wenn Du von der Siegessäule kommst, gleich rechts von der Alsenbrücke, ehe sie beginnt, die Treppe hinab und betrachte aufmerksam die Böschungsmauer stromaufwärts bis zur nächsten Brücke. Auch dort wirst Du wohl etwas finden. Am Humboldthafen haben sie mir alles mit Kalk ausgeschmiert. Dort wuchs es so schön.

(Kolbergermünde, 29. Juli 1891.)

Deine Frau wundert sich, daß ich geschrieben hätte, der Wald sei hier ebenso weit entfernt wie in Warnemünde. Ein kleines Wäldchen, „die Maikuhle", ist ganz in der Nähe; „auf der andern Seite" würde man in Warnemünde sagen. Dies ist aber nur ein Wald für Damen, kein ordentlicher Männerwald, wie wir ihn uns denken. Er ist natürlich für Kolberg eine große Annehmlichkeit und für unsere Kinder, die fast täglich da sind, ausgezeichnet. Außerdem sind hier Anlagen, eine halbe Stunde lang, und ziemlich schmal an der See hin, schattig und windstill, da sie hinter den Dünen liegen. Wie ich über Anlagen denke, weißt du ja; für die Kurgäste sind sie von großer Annehmlichkeit. Wir zählen die Tage, bis wir wieder in Berlin sind.

Für Dich wäre hier manches ungemein interessant, und obwohl dies gar nicht geachtet wird, halte ich es für das Merkwürdigste in der Gegend. Das sind nämlich die stillen Buchten und die Nebenarme der

Persante und die von ihr gespeisten Festungsgräben, sowie die verfallenen und mit Buschwerk bewachsenen alten Schanzen. Dort gibt es einen Reichtum von Wasserpflanzen, wie ich ihn selten gesehen habe, Blumenbinsen in ganzen Wäldern, Engelwurz desgleichen, Hydrocharis morsus ranae und Stratiotes aloides und wer weiß was. Limnanthemum nymphaeoides wächst hier in großen, schwimmenden Wiesen in ungezählter Menge. Was dort dem Kennerauge sich noch alles zeigen wird, kann ich nicht wissen. Bei diesem Anblick kriegt man Lust zur Botanik. Auch sonst würdest Du hier wohl allerlei finden, wie ich mir denke. Pirola minor*) habe ich meiner Ansicht nach kürzlich auch entdeckt. Ist die Pflanze sehr hinfällig? Diese war es, sonst hätte ich sie geschickt.

Trojan an Seidel

(3. August 1891.)

Solche etwas versumpften Festungsgräben kenne ich wohl. Sie gehören zu meinen ältesten Erinnerungen, denn in Danzig gab es und gibt es wohl noch deren viele. Die „Mummeln" im Stadtgarten gehören für mich zusammen mit einem silbernen Riechdöschen, einigen Knäueln Flockseide, Perlmuttersteinchen (die im Garten aus dem Kies gesucht wurden), einem nankinggelben Anzug und Auguste Karlianowska, genannt Donat, die, wenn sie mich wusch, mir aus der Form meines Brustkastens einen frühzeitigen Tod

*) Die lateinisch angeführten Pflanzen sind: Froschbiß; Wasserscheer; seerosenähnliches Limnanthemum und Wintergrün.

prophezeite. — Hier ist es schön, sehr schön. Es gibt Wirsingkohl und Saubohnen (mit und ohne Speck), Birnen und Pflaumen (reife und unreife), erste saure Gurken!!! Auch Haselnüsse, aber nur für reiche Leute, denn sie taugen noch nichts.

Seidel an Trojan

(Berlin, 26. September 1892.)

Lieber Trojan, im letzten Kladderadatsch-Briefkasten unter Boppard begegne ich einem kleinen Diebstahl. Das dort zitierte Bruchstück ist von mir*) und stammt aus einem Monatsartikel in Schorers Familienblatt. Es geht doch nichts über ein fröhliches Wiedersehen! Mit bestem Gruß

Dein Heinrich Seidel.

NB. Ich sah eben nach. Die Stelle stammt aus dem Märchen „Die Monate" und lautet wirklich und zwar etwas besser, als es dort verballhornt ist: „Nun kommt der September und schüttet seine Früchte vor uns aus, köstliche Pflaumen, von zartem Hauch bereift, taufrische Äpfel, deren einer schon das ganze Haus mit Duft erfüllt, und Birnen, die fast von süßem Safte überquellen. Du rührst den Nußbusch nur an, und ein Segen von sauberen Nüssen prasselt

*) Er wurde oft bestohlen, und es stimmte ihn heiter, daß diesmal das gestohlene Gut auch noch der Satire des Kladderadatsch anheimfiel. Literarische Diebstähle aus seinen Schriften hat er übrigens nie verfolgt; er pflegte sie abzutun mit den Worten: „Dem armen Kerl ist wohl nichts eingefallen, und er hat Hunger gehabt."

hernieder; am Gartenzaun liegen die Kürbisse groß wie Schweine, und am Geländer schwillt und rötet sich die Traube, süßer Verheißung voll."

(Berlin, 27. September 1892.)

Die Briefkastengeschichte hat mir großen Spaß gemacht, zumal ja mein Name nicht genannt ist, und es wohl schwerlich jemand anders herauskriegen wird, daß die Stelle ursprünglich von mir herrührt. Und die Schweine halte ich „voll und ganz" aufrecht, weil sie vorzüglich als Bild wirken für große, fette, gatliche Riesenkürbisse, die mit feistem Rücken aus dem Grün ragen. Jedesmal, wenn ich an diese Stelle kam, habe ich mich noch gefreut über das treffende Bild. Die Übertreibung ist doch beabsichtigt hier. Sagt man doch auch: „der Mann ist stark wie ein Löwe", obwohl noch nie ein Mann außer in der Sage und im Märchen so stark wie ein Löwe gewesen ist. Meine Schweine laß ich mir nicht rauben. Du weißt, daß der „Dichter des Schweins" sie für edle Tiere hält.

(Doberan, 25. Juli 1893.)

Hier ist es gut. Hier gibt es viele Wälder, Hügel und Bäche, und schöne alte Bäume und Felder und Wiesen und heimliche stille Winkel. Hier hat man das schöne Gefühl, nur 24 Minuten (mit der Dampfbahn) von Heiligendamm entfernt zu sein und dabei keinerlei Verpflichtung zu haben, dies scheußliche Loch zu besuchen. Ich war schon einmal eine halbe Stunde da. Es gähnte mich an in seiner ganzen widerwärtigen

Nüchternheit und Öde, und ich entfloh. Hier gibt es auch Spickaale, das halbe Dutzend kostet eine Mark. Daß sie dafür nicht allzu riesig sind, ist historisch berechtigt. Kurz, hier mag ich sein. Hier sind auch biedere Menschen und nur einige schüchterne Juden. Trotz alledem weiß ich nicht, wie die Pflanze heißt, von der einliegendes Blatt stammt.*) Vielleicht blamiere ich mich dadurch schmählich, aber daraus mache ich mir nichts. Hier gibt es auch nette Landwirtshäuser an Mühlen mit schnellfließenden Bächen, wie sie ein gewisser Seidel in seinen unwahrscheinlichen Büchern schildert, deren eines Dir wohl eben zugegangen ist.**) Ich bin neugierig, was Du dazu sagst. Einige Sachen darin mag ich leiden. Ermattet lasse ich die Feder sinken. Die ungewohnte Anstrengung hat mich sehr erschlafft. Uns geht es gut, meiner Frau allerdings nur leidlich. Ich blühe. Viele Grüße von uns an Euch alle!

Trojan an Seidel

Warnemünde, 16. August 1894.

Lieber Seidel!

Habe Dank für Deinen Brief und das Buch von der Riese, das ich — worauf ich mich schon freue — auf der Rückfahrt nach Berlin lesen werde. Dank auch Deiner lieben Frau für ihren Glückwunsch und

---

*) Es war ein Blatt der Goldnessel (Galeobdolon luteum).
**) „Neues Glockenspiel" 1893.

die köstlichen Pfirsiche, von denen ich sogleich sechs Stück zu mir nahm. Es bekam mir.

Warnemünde hat sich sehr gehoben. Es besitzt jetzt sogar einen eigenen Totenwagen, der mir an meinem Geburtstag begegnete. Er sieht recht elegant, beinahe verlockend aus. Früher mußten die Toten nach ihrer letzten Ruhestätte getragen werden, jetzt haben sie es bequemer. Caneppele hat sich einen Palast gebaut und, da sein angeblicher Chianti und Asti spumante keinen Beifall mehr fand, auf Pilsener Bier verlegt. Ganz gut ist sein Grog von Rum à 50 Pf., der im Schweizerhause à 40 Pf. ist aber noch viel besser. Ein Kantor aus dem Mecklenburgischen, der neulich großen Geschmack daran fand, geriet beim fünften Glase ins Rollen.

Der Krabbenfang ist dies Jahr gänzlich fehlgeschlagen. Übrigens ist Warnemünde immer noch ein guter Ort. In den letzten Tagen hat es sich sehr geleert und ist recht still geworden. Am letzten Montag allein wurden mit Hilfe der Eisenbahn 1000 Berliner abgeschoben.

Daß es Dir in Berlin nicht gefällt, wundert mich. Ich bin allerdings schon lange fort von da, wenn ich aber mich recht erinnere, ist es ein großer, nahrhafter Platz, weitläuftig angelegt wie Prerow und mit schönen Gebäuden versehen wie Neu-Graal. Hier anwesende Personen, die dorther stammen, rühmen es als geistig anregend.

Nächsten Montag bin ich auch wieder dort. Dein

J. Trojan.

Ostseebad Wustrow in Mecklenburg, 2. August 1895.

Lieber Seidel!

Du bist nun wohl schon wieder in Berlin. Ich hoffe, daß Dir unsere Tour und das Bankett bei Herrn Dr. Passow gut bekommen ist. Wir haben hier noch vierzehn Tage vor uns (hoffentlich brauche ich nicht eher nach Berlin zurückzukehren), und denken schon mit Betrübnis an den Abschied vom Fischlande. Wustrow ist doch immer noch nett. Möge es noch lange bei der Lebewelt in dem Ruf bleiben, ein öder und langweiliger Platz zu sein.

Die Nahrungsverhältnisse haben sich in letzter Zeit sehr verbessert. Alle Augenblick höre ich den Ruf: „Haaaaaaah! Maischollen!“ und das mit drei Hunden bespannte Wäglein des Dierhagener Maischollenmannes kommt in Sicht. Neuerdings hat er sogar große. Auch der Spickaalmann spricht fleißig vor, und vom Binnenwasser her kommen starke Angebote von Brassen (für die ich nicht schwärme) und von Plötzen, die mir nur durch Erinnerungen aus meiner Kinderzeit teuer sind, da sie übrigens ziemlich langweilig schmecken. Wenn's zu Hause Fisch gab, bekam der Vater einen Zander oder ein Quappchen, für die Mutter und die Kinder aber waren von der Vorsehung die Plötze geschaffen. Das war ganz natürlich und selbstverständlich, und nie hat eins von uns dem Vater den selteneren Fisch beneidet. Seitdem habe ich auch schon manchmal mein „Quappchen“ für mich gehabt, es war mir aber immer etwas peinlich.

O Freude! Seit einigen Tagen hat Wedemeyer ein helles Tuchersches, das nicht nur gut ist, sondern sogar ersten Ranges. Bis dahin habe ich hier nur Rostocker Unbier getrunken.

Polstorff schreibt mir, daß ein Freund neulich im Zoologischen Garten Hunold getroffen hat, wie er sich mit seltsamen Gestikulationen vor dem Affenkäfig zu schaffen machte. Er war im Begriff, den großen Waldmenschen Jumbo zu hypnotisieren. O Hunold, wie wird das enden!

Grüße Dein liebes Gemahl und Deine Kinder. Adieu, ich muß zu Wedemeyer, damit mir andere*) nicht das Tuchersche wegtrinken.

Dein J. Trojan.

*) Aus Versehen hätte ich bald geschrieben „andere Schufte".

Seidel an Trojan

(Zum sechzigsten Geburtstag, 14. August 1897)

Zählt man schockweis' erst die Jahre,
Werden graumeliert die Haare,
Wenn man sie wie Du noch hat,
Und es findet manches statt,
Das uns sagt: zurückzublicken
Möchte sich für mich wohl schicken,
Denn wie bald, so ist man weiß
Und ein hochverehrter Greis!
Drum für jedes Jahr nimm hier
Einen Krebs, dies Rückwärtstier,
Denn er kann die Augen drehn
Und damit nach rückwärts sehn.

Nimm sie, und ich hoffe sehr:
Micha gab sein Bestes her,
Iß sie auf, spül sie hinab —
Gib den Deinen auch was ab,
(Hausmann sorgt wohl für den Wein)
Und dabei gedenke mein,
Der mit Wünschen jetzt sich naht
Und noch mehr als sechzig hat!
Wandre lang', ein tapfrer Held,
Noch durch diese schöne Welt,
Aus viel tausend Blumenaugen
Deinen Honig froh zu saugen.
Immer soll ein guter Wein
Reichlich Dir im Keller sein,
Und viel Spickaal meterlang
Duft' in Deinem Speiseschrank!
Dein auch sei ein räum'ges Haus,
Und ein Garten ohne Maus,
Ohne Raupen, Schnecken, Ratten,
Wo Du Blumen auf Rabatten
Und viel große Bohnen pflanzest
Und Dich vor der Welt verschanzest.
Was du säest, soll auch keimen,
Halten still, was Du wirst leimen,
Was Du pflanzest, soll gedeihn,
Was Du kittest, ewig sein!
Deine Tinte soll nicht klecksen,
Bleib verschont von Versifexen,
Salamandern, Molchen, Drachen!
Schreibst Du ernst, soll man nicht lachen,
Und bei Deinem Witz nicht weinen.
Ferne bleibe Deinen Beinen
Das beliebte Zipperlein,
Deinem Haupt der Mondenschein!
Fern sei Krankheit Deinem Lager,
Sei zu fett nicht und zu mager,

Kater soll Dich niemals plagen,
Unvergleichlich sei Dein Magen,
Speis und Trank soll Dir gedeihn,
Die Verdauung glänzend sein!
Strophe soll und Reim gelingen,
Noch viel Lieder sollst Du singen,
Die des Menschen Herz erfreun,
Wie beim Kegeln alle Neun.
Deine Uhr soll niemals stehen,
Deine Bücher sollen gehen,
Deine Kinder froh gedeihn,
Und Dein Weib ein Engel sein!
(Dieses kann sie leicht betreiben,
Denn sie braucht's ja nur zu bleiben!)
Was Dir immer war ein Grauen,
Abgemalt und ausgehauen
Seist Du nun genügend worden,
Rang und Reichtum, Glanz und Orden
Kannst Du, wie ich weiß, entbehren,
Dennoch sollen sie sich mehren
Und Dein Rang als Dichter steigen,
Reichtum an Humor sich zeigen,
Deiner Tugend Glanz allein
Soll Dein Ordenszeichen sein!
Mücken sollen Dich nicht stechen,
Deine Stiefel niemals brechen,
Wanzen sollen Dich nicht beißen,
Deine Knöpfe niemals reißen,
Alles Unglück soll Dich meiden,
Deine Messer sollen schneiden,
Deine Kragen sollen sitzen,
Deine Federn niemals spritzen,
Immer voll sei Deine Flasche,
Ohne Löcher Deine Tasche,
Und Dein Beutel schwer von Geld!
Schätzen soll Dich alle Welt,

Ja, es klingt fast übertrieben,
Selbst Stephany*) soll Dich lieben,
Friedrich Lange*) Dich verehren,
Bleibtreu*) Deinen Ruhm vermehren,
Mit Alberti*) im Verein,
Und die Tante Dir verzeihn!
Sämtliche Kamele müssen
Weinend Dir die Füße küssen †),
Ja, Du sollst mit weisen Lehren
Selbst die Piepenbrinks bekehren!

---

*) Stephany, früherer Chefredakteur der „Tante" (Vossische Zeitung); der Kladderadatsch griff ihn im Briefkasten an, worauf St. anordnete, daß in seinem Blatt die Namen Trojan und Seidel totzuschweigen seien; dieser Zustand hörte erst auf, als St. „zur Sonntagsbeilage begnadigt wurde" —. Lange und Alberti wurden gleichfalls im Kladderadatsch, Bleibtreu als Karl Blubber in den Veröffentlichungen des A. D. R. satirisch begrüßt.

†) Als im Jahre 1895 die Mehrzahl der Berliner Stadtverordneten dem Altreichskanzler den Gruß zum achtzigsten Geburtstage verweigerten, veröffentlichte Trojan im Kladderadatsch folgendes Gedicht:

Die Erbärmlichen

So ist es wirklich denn geschehen,
Was schlechterdings unmöglich schien:
Krähwinkel und Abdera sehen
Sich übertroffen von Berlin.
O Großtat, ruhmvoll zu vermelden,
Beschränkter Köpfe Haß und Neid
Versagt den Gruß dem greisen Helden,
Dem Schöpfer deutscher Herrlichkeit!

Zum Ehrenbürger hat erkoren
Ihn einst die Weltstadt an der Spree,
Doch ihre Gunst hat er verloren,
Herab sank er von stolzer Höh'.
Was er getan, das ist vergessen,
Mit seinem Ruhm ist's, ach, vorbei;
Ein Zentimetermaß zum Messen
Des großen Manns dient der Partei.

O, wie sie recht tun, da zu fehlen,
Wo man den größten Deutschen ehrt!
Wie haben diese Krämerseelen
So wohl erkannt den eignen Wert!
Ob in die Acht sie den erklären,
Der Deutschland Macht und Glanz verlieh,
Das raubt ihm nichts von seinen Ehren,
Doch Schande bringt es über sie.

Schad' aber wär's, wenn ihre Namen
Verschwänden in der Zeiten Lauf;
Man bring' sie unter Glas und Rahmen
Und hänge sie im Rathaus auf,
Damit auch noch Urenkel lesen,
Wenn manches sich verändert hat,
Was für Kamele einst gewesen
Die Väter unsrer größten Stadt!

Jauchzende Verleger sollen
Dir begeistert Beifall zollen,
Und selbst die mit Gummikutschen
Vor Dir auf den Knien rutschen!
Wachsen sollen Deine Renten,
Drei Millionen Abonnenten
Soll der Kladderadatsch gewinnen,
Und von Kleve bis Gumbinnen,
Und von Memel bis Schaffhausen
Sollen zittern die Banausen!
Also leb geschätzt, bewundert,
In das zwanzigste Jahrhundert
Noch hinein ein gutes Stück!
Ohne Grenzen sei Dein Glück,
Bis Du einst im Enkelkreise
Groß und gut, geliebt und weise,
Als ein Senior der Greise,
Rückschaust auf die Lebensreise,
Und ich dem verehrten Mann
Hundert Krebse schicken kann!

Trojan an Seidel

Festung Weichselmünde,*) am Tage St. Johannis des Täufers (24. Juni 1898).

Lieber Seidel!

Zunächst herzlichen Glückwunsch zu Deinem Geburtstag. „Möge usw., du verstehst mich wohl" — wie mein Vater zu sagen pflegte, der kein Freund von langen Gratulationen war.

*) Trojan war wegen Preßvergehens Juni bis August 1898 auf der Festung Weichselmünde gefangen. Er hat die Festungszeit auf das reizvollste beschrieben in seinem Buch: „Zwei Monat Festung", 5. Auflage (Verlag Grote, Berlin).

Leider kann ich Dir von hier nichts schicken als einen Gruß und ein paar Blumen der schönen und wohlriechenden Diplotaxis, die auf der Bastion I wächst. Diese ist die einzige der vier Bastionen des Fort carré — so heißt die Festung offiziell —, die wir betreten dürfen, denn auf den andern ist der Graswuchs verpachtet. Als ich neulich auf der Bastion III war, um nach der dortigen Flora zu sehen, wurde das gleich vom Wachtposten bemerkt und eine Anzeige gemacht des Wortlauts: „Die Festungsstubengefangenen gehen immer auf den andern Bastionen herum und zertrampeln das ganze Gras.“ Übrigens ist nach der Anzeige nichts erfolgt.

Von der Bastion I hat man einen wundervollen Blick auf Fluß, Land und See, auf die grünen Berge bei Oliva und hinüber nach Hela. Jeden Morgen um sieben bin ich schon oben auf der Bastion.

Zwischen den Eisenstäben meines Fensters durch blicke ich in grüne Wipfel hinein, in denen allerhand Vögel ihr Wesen haben. Dieses Grün gehört dem sehr nett gehaltenen Gärtchen des Kantinenwirts an, in dem wir Gefangenen viel uns aufhalten, bei schönem Wetter bis in die Nacht hinein. In einer Laube essen wir zusammen zu Mittag, d. h. nicht alle zusammen, sondern die sechs Feineren, zu denen ich gehöre, besonders. Das Essen ist ganz gut.

Im Garten liegt auf einem Mäuerchen eine hohle Kanonenkugel, in deren Höhlung ein Meisenpärchen genistet hat, Blaumeisen, denke ich. Meisen sind es

wirklich, ich habe sie von dicht bei gesehen. Jetzt sind die Jungen ausgeflogen.

Schöne Linden, Ahörner und Kastanien stehen auf dem Festungshof und auf den Wällen. Die Linden werden wohl erst in vierzehn Tagen blühen, die Rosen im Gärtchen haben sich noch nicht aufgetan; als ich herkam, blühte noch Flieder.

Wenn ich in dem Gärtchen sitze, komme ich mir vor wie in einem netten ländlichen Wirtshaus. Der Festungsturm mit dem originellen Kranzgebäude darum sieht viel mehr wie eine alte Burg aus als wie eine moderne Festung. In dem Kranzgebäude wohne ich.

Auf Urlaub aber aus der Festung hinauszukommen, ist schwer. Das erfuhr ich bald zu meinem großen Bedauern. Doch bekommen wir auch zweimal wöchentlich immer zwei zusammen zweistündigen Badeurlaub. Ich habe gestern abend auf Westerplatte gebadet bei bewegter See. Es war himmlisch, das Bad und der ob auch nur kurze Genuß der Freiheit.

Im übrigen befinde ich mich, wie auch Polstorff schon meldete, so wohl wie der Schlei im Dill. Grüße Deine liebe Frau und schicke mir, wenn Du kannst, etwas Linariasamen im Briefkuvert. Hier ist verwittertes Mauerwerk.

Dein J. Trojan,
Festungsstubengefangener Nr. 5.

Festung Weichselmünde, 8. August 1898.

Lieber Seidel!

Die Weichselfahrt war herrlich. Ich kann dem Ersten Staatsanwalt in Berlin, der mir umgehend die vier Tage Urlaub dazu bewilligte, nicht genug dafür danken, denn ich habe sehr viel Schönes gesehen.

Hier ist es jetzt sehr still geworden, wenigstens, was die angenehmen Stimmen betrifft, die mich früher erfreuten. Der Fliegenschnäpper, der dicht vor meinen Augen eine fast beunruhigende Geschäftigkeit entwickelte, läßt sich nicht mehr hören und sehen. Wohin ist er? Die Finken, die Meisen, die Bachstelzen und die Goldammern sind verschwunden. Warum sind alle diese Vögel jetzt fort? Waren sie auch verurteilt, hier zu sein, und ist ihre Strafzeit jetzt zu Ende? Oder haben die unholden Stimmen, die sie hier hören mußten, sie vertrieben? Nur Hans, unser Sperling, kommt noch zuweilen zu Mittag, nicht mehr regelmäßig. Sonst sehe ich jetzt nur noch Schwalben. In der Festung, vielmehr an ihr, wohnt nur die Hausschwalbe; die Rauchschwalbe nistet im Dorf und umfliegt mich, so oft ich über die Wiesen zum Baden gehe.

Eine Nachtschwalbe habe ich bei einem meiner nächtlichen Ausgänge auf die Bastion gesehen. Die Goldammer hörte ich vor acht Tagen zum letztenmal. Bis dahin hat sie unaufhörlich von der Morgendämmerung bis in die Abenddämmerung hinein ihren kleinen Vers gesungen.

Zwei Möven sah ich auf der Weichsel, die gewöhnliche große und eine kleine, die hierzulande Sumpfmöve genannt wird.

Weißt Du, daß im Nogatdelta die Beutelmeise vorkommt? Conwentz sagte es mir.

Hier am Strande wachsen außer der gewöhnlichen Stranddistel (Eryngium maritimum) noch zwei ihr verwandte Arten: Eryngium campestre und E. planum. Ich habe sie alle drei auf dem Badegange, der mir leider nur zweimal in der Woche gewährt wurde, gefunden:

Es sind drei Schwestern,
Heißen Erinnyen;
Es sind drei Schwestern,
Heißen Eryngien.

Die drei Erinnyen
Erwecken Grauen,
Die drei Eryngien
Sind hold zu schauen.

Als einer gestern,
Der hier gefangen,
So weit erlaubt es ihm,
Hinausgegangen,
Fand er die Schwestern,
Die holden blauen,
Und nahm sie mit.

Am 24. schlägt meine Befreiungsstunde. Bis dahin werde ich wohl noch aushalten können, ohne ganz stumpfsinnig zu werden. Die andern sind es alle, waren es aber, wie ich glaube, zum großen Teile vorher schon.

Grüße Deine liebe Frau von mir und der meinen und sei selber gegrüßt von Deinem

J. Trojan,
Festungsstubengefangenen
im Fort carré, Zimmer 28.

Mein heutiges Petroleum geht eben zu Ende, aber in zwei Stunden bricht der Tag an.

Seidel an Trojan

Großlichterfelde, Boothstr. 29, 10. August 1898.

Lieber Trojan!

Die von Dir genannten Vögel haben ihre Jungen der zweiten Brut großgezogen und sind nicht mehr an den Ort gebunden, gehen deshalb dahin, wo es viel zu essen gibt, die Fliegenschnäpper an die Teiche, Finken und Goldammer dorthin, wo es viele Sämereien gibt usw. Fast alle Vögel haben zu singen aufgehört, die Sperlinge sind in den Kornfeldern, und der Pirol, der Kuckuck, die Turmschwalbe und andere Sommergäste schon nach dem Süden abgezogen. Die Beutelmeise kommt im Osten viel vor und findet sich schon in Littauen sehr häufig. In Deutschland ist sie aber immer ein seltener Vogel.

In der vorigen Woche war ich in Stralsund, um meine schwerkranke Schwester noch einmal zu sehen. Ich fuhr dann bis Schwarzenpfost dicht bei Gelbensande und wanderte durch die Heide nach Warnemünde. Im Wirtshaus zur Stranddistel war ich

gegen sieben Uhr abends und gedachte Deiner. In Warnemünde wimmelte es. In Doberan wucherte die Linaria unglaublich. Als ich am Freitag wieder nach Berlin kam, fand ich die Nachricht vom Tode meiner Schwester vor. Am Montag war ich wieder zum Begräbnis in Stralsund. Wir sind nun nur noch zwei von sechs Geschwistern, davon drei an der Schwindsucht gestorben.

Ich habe meine neueste Erzählung (in Bandstärke*) an „Über Land und Meer" verkauft; P. wollte sie nicht haben, „Über Land und Meer" griff jauchzend zu. Redakteure sind manchmal komisch, P. sagte, ich sollte die Geschichte als Jugendschrift herausgeben, für ein Familienblatt sei sie unmöglich.

Zu Deinem Geburtstage wünsche ich Dir alles Gute und habe Micha beauftragt, Dir ein Schock Krebse zu schicken, die hoffentlich gut ankommen. Wärest Du in Berlin, so würde ich Dir einen prachtvollen Rückelbusch aus dem Garten schneiden, wo allerlei Hübsches blüht, insonderheit auch kolossale Goldbandlilien. Die zweite Rosenblüte wird prachtvoll. Tomaten, Gurken und Kürbisse haben mächtig angesetzt. Grüße Deine Frau und Tochter, die wohl jetzt noch dort sind, von mir und den meinen. Dich grüßt das ganze Haus, und wünscht Dir Heil und Segen

Dein Heinrich Seidel.

---

*) Reinhard Flemming, Bd. I.

Trojan an Seidel

Festung Weichselmünde, 15. August 1898.

Lieber Seidel!

Sie kamen gestern abend siebeneinhalb Uhr, gebracht durch einen Eilboten, der oder die — die Eilboten sind hier durchweg alle Frauen — fürstlich von mir belohnt wurde. Wir saßen seit sieben zusammen im Garten, ich mit sieben Mitsträflingen, die ich auf guten Moselwein zur Feier meines Geburtstages eingeladen hatte.

Der Korb roch verdächtig, als ich ihn aber aufgemacht hatte, krabbelte es. Ich nahm ihn und suchte Frau Zilian, die Kantinenwirtin, um ihr alles zu sagen. Sie war aber nach Danzig und noch nicht zurück. Da sagte Herr Zilian, der sich, die Abwesenheit seiner besseren Hälfte benützend, bereits stark beschnurgelt hatte: „Was ist denn dabei? Krebse werden einfach in Salzwasser gekocht. Ich tu' es." Da übergab ich ihm den Korb notgedrungen und mit Sorge und bösen Befürchtungen.

Nach einiger Zeit kam er zurück und sagte: „Achtzehn sind tot und natürlich die größten." Ich hatte ihm nämlich Anweisung gegeben, alles, was irgendwie tot wäre, auszuscheiden. Da erhob sich allgemeines Jammergeschrei. Zwei aber von der Gesellschaft, ein Kesselschmied von der polnischen Grenze, der hier sitzt, weil er einen Mitmenschen, übrigens nicht mit Fleiß, entzwei gemacht hat, und ein Mediziner aus Berlin, trauten Zilian nicht, sondern gingen ihm nach,

ließen sich die angeblich toten Krebse zeigen und beobachteten sie scharf zehn Minuten lang. Da stellte sich heraus, daß einer sich noch bewegte. Den sonderten sie von den Toten ab, diese aber überantworteten sie der Olga, um sie in die Weichsel zu werfen. Eine angenehme Überraschung kann das den Bewohnern der Weichsel nicht bereitet haben, denn die besagten toten Krebse stanken schon fürchterlich. Ich begreife nicht, wie die mit ihnen zusammengepackten anderen das aushalten konnten, ohne ohnmächtig zu werden.

Um achteinhalb erschienen dreiundvierzig Krebse auf dem Tisch des Hauses und erwiesen sich als tadellos gekocht. Wieder einmal hatte der alte Volksglaube sich als richtig erwiesen, daß die Beschnurgelten Glück haben. Auch Zilian hatte Glück gehabt.

Mit einer Art von Andacht wurden die leckeren Krustazeen von den Festungsstubengefangenen verzehrt. So still ist es, seit ich zu sitzen gekommen bin, hier noch nie gewesen. Eine halbe Stunde lang hörte man nichts als Knacken und Schnalzen. Das war ein seltener Leckerbissen für die meisten der Sträflinge und auch für mich, obgleich ich in letzter Zeit dreimal, in Danzig, in Thorn und in Kulm, Krebse gegessen habe, ein Hochgenuß, zumal ich wieder soweit bin, daß der gemeine Kantinenfraß mir aus dem Halse herauskommt.

Nach verzehrten Krebsen wandten wir uns wieder dem guten Mosel zu. Es war nun aber neun Uhr geworden, und nach den Instruktionen dürfen wir uns

nur bis acht Uhr im Freien aufhalten. Darauf ist früher gar nicht geachtet worden, seit kurzem aber wird es damit sehr strenge genommen. Doch waltete gestern eine verhältnismäßige Milde. Mehrere Male kam der wachthabende Unteroffizier in Sicht und veranlaßte schleuniges Ausdrehen der Lampe, traute sich aber nicht heran. Ich glaube, die Ehrfurcht vor mir hielt ihn zurück. Endlich um zehneinhalb Uhr kam er wirklich mit einem Mann von der Wache, der eine Laterne trug, stellte sich fünf Schritt von uns entfernt auf und sagte mit etwas unsicherer Stimme: „Wenn die Herren sich jetzt nicht sofort auf ihr Zimmer begeben, lasse ich durch die Wache den Garten räumen.“

Totenstille. Darauf nahm ich das Wort und sagte, zu dem Krieger gewendet: „Mein Gottchen! Nicht einmal seinen einundsechzigsten Geburtstag kann man in Ruhe zu Ende feiern! Zum Glück ist nur eine Flasche noch in der Eisbutte und oben bei mir keine mehr. Die eine werden wir noch austrinken, und dann verlassen Sie sich darauf, gehen wir.“ Als ich so gesprochen, ging er zurück und nahm mit seinem Laternenträger zwanzig Schritt von uns eine beobachtende Stellung ein. Nach zehn Minuten erhoben wir uns. Als ich nach meinem Hotel hinaufging — ich wohne jetzt oben am Wall — bemerkte ich, daß der Wachthabende und sein Mann im Laufschritt dem Garten zueilten. Vermutlich hofften sie, dort noch etwas von den Krebsen und dem Wein zu finden, aber ihre Hoffnung wurde bitter getäuscht.

Nicht eine Schere und nicht einen Tropfen Wein hatten wir übrig gelassen. Sie fluchten.

Es war aber unter uns die geheime Parole ausgegeben worden: „In einer Viertelstunde oben auf Bastion I." Da versammelten wir uns dann, und nicht lange dauerte es, da kam Friedrich, der Festungsdiener, mit vierundzwanzig Flaschen Bier heraufgekeucht. So feierten wir unter dem köstlichen klaren Sternenhimmel, an dem ein festliches Meteorschießen stattfand, und im Angesicht der Leuchtfeuer von Neufahrwasser-Westerplatte und Hela meinen Geburtstag zu Ende und sangen viele Lieder, ohne wieder durch den Wachthabenden gestört zu werden. Alle waren beschnurgelt außer mir. O Seidel! als ein Danaergeschenk habe ich es manchmal hier angesehen, daß ich so viel vertragen kann. Wenn ich ebenso leicht beschnurgelt würde wie die andern, wie viel leichter würde ich es ertragen haben, mit so vielen unholden Gesellen zusammengesperrt zu sein! Oder ist das doch nicht ganz richtig gedacht?

Die „Sumpfmöwe" wird wohl die Seeschwalbe sein, denn ich habe sie viele Male auf Pfählen sitzend gesehen, und das nahm sich reizend aus. Lieschen, die Bachstelze, habe ich vorgestern auf dem Floßholz im Festungsgraben herumspazieren sehen. Die Goldammer hörte ich wieder gestern morgen um vier Uhr. Es war aber offenbar eine junge und noch beim Üben, denn sie kam mit ihrem Vers nicht ganz zu Ende. Oder war es eine alte, die nicht mehr recht Lust zum Singen hatte? Die gelbe Grasmücke, wenn sie es ist,

hat sich wieder fortgemacht, und ich verdenk' es ihr nicht. Hans, der Sperling, wäre uns wohl treu geblieben, aber es geht ein dunkles Gerede, daß er Gift bekommen hat, und das glaube ich. Hier sitzen die gottlosesten Menschen, die ich je kennen gelernt habe. Mit herzlichem Gruß

Dein J. Trojan.

Die Nachtschwalbe habe ich heute früh unter einem Baume auf dem Erdboden schlafend gefunden und aufgescheucht. Das war nett. 16. August 1898.

* * *

Durch eine eigentümliche Arbeit waren die Freunde in der Festungszeit Trojans übrigens noch verbunden: sie waren beide Preisrichter in dem großen Wettbewerb, der damals für das beste Moselweinlied vom Trarbacher Kasino ausgeschrieben war. Preisrichter für das studentische Bismarcklied zum achtzigsten Geburtstag des Kanzlers waren sie ebenfalls gewesen und hatten wenig Freude daran gehabt, wie aus dem folgenden Brief Trojans an meinen Vater (vom 9. März 1895) hervorgeht:

Anbei die Preisgedichte. Zweihundertundfünfzig waren eingelaufen. Von diesen hat der Ausschuß, um uns die Arbeit zu erleichtern, zweihundert vorweg ausgeschlossen, weil sie so komisch waren, daß sie gar nicht in Frage kommen konnten. Was muß das für ein Schund gewesen sein, nach dem zu urteilen, was geblieben ist! Mich hat die Prüfung so ange-

griffen, daß ich mir eine Flasche Wein aufkorken mußte, um mich wieder aufzurichten.

Welche gottverlassene Gesellschaft! Mögen sie sich besaufen und sich die Gesichter zerhacken, aber doch ja nicht Dichten! Es gibt ja so schon genug schlechte Dichter.

Herr Pflüger, der mir heute die Gedichte brachte, sagte mir, es wären darunter ein paar sehr gute und eine große Anzahl gute. Der Kerl hat ja auch keine Spur von Urteil.

Der Ausschuß will die „guten" drucken lassen und herausgeben. Ich kann nur davon abraten. Es wäre eine Affenschande, wenn dieser Mist gedruckt würde. Selbst diese „guten" wimmeln von Formfehlern und Geschmacklosigkeiten. Und selbst das Gedicht, das wir wohl übereinstimmend für das verhältnismäßig beste erklären werden, ist auch nur mäßig und erfordert meiner Ansicht nach dringend ein paar Korrekturen.

O diese Bande! Sie haben sich nicht einmal genau angesehen, wie das Metrum und der Strophenbau in Arndts „Sind wir vereint zur guten Stunde" beschaffen sind. Bismarcks Haupt stellen sich einige als mit Silberhaar geschmückt vor, und davon hat er doch so wenig wie Du!

Bitte nun, prüfe und bestimme die Gedichte — das wird Dir eine Stunde Zeit kosten — stelle sie dann Julius Wolff zu und verabrede mit ihm, wo wir zusammenkommen. Bitte, gib mir Nachricht darüber!

Dein J. Trojan.

Diesmal aber war die Arbeit noch größer, denn ganz Deutschland hatte sich aufgemacht und zweitausendeinhundertvierzig Lieder liefen in Trarbach ein. „Alle Stände waren vertreten, vom einfachsten Arbeiter bis zum Geheimen Rat. Offenbar waren auch alle Altersstufen vorhanden, vom noch unkonfirmierten Knaben, der das Gold des Moselweins mit den Locken seines Liebchens verglich, bis zum steinalten Greise, der in zitternden Schriftzügen versicherte, daß er in hohem Grade zum Trinken und Jauchzen aufgelegt sei.“

Am 23. August empfing mein Vater aus Weichselmünde die erste Sendung Mosellieder; Trojan schrieb dazu die verheißungsvollen Worte:

Jetzt, Seidel, kommt es dicke,
Spann auf als kluger Mann
Den Schirm! Im Augenblicke
Fängt es zu gießen an.
Sogleich kommt auf Dich nieder
Ein großer Kladderadatsch:
Fünfhundert Mosellieder,
Denk nur, und meistens Quatsch!

Sehr hübsch hat dann Trojan den weiteren Verlauf der Prüfung sowie die entscheidende Schlußsitzung mit meinem Vater und Hans Hoffmann geschildert:*)

„Allemal, wenn ich mit fünfhundert Liedern fertig war, packte ich sie ein und sandte sie dem zweiten

*) Der Sängerkrieg zu Trarbach. Verlag G. Balmer, Trarbach.

Preisrichter zu, von dem sie, nachdem er sie genügend angesehen hatte, dem dritten Mitgliede unseres Kollegiums zugestellt wurden. Dieses Einpacken machte mir immer ein großes Vergnügen, erstens mache ich überhaupt gern Pakete und tue mir etwas darauf zugute, daß ich, was nicht jedem Sterblichen gegeben ist, es verstehe, sie kunstgerecht und hübsch zu machen, dann aber freute ich mich während des Einpackens an dem Gedanken, daß nun einem anderen das Glück bevorstünde, die fünfhundert Lieder zu lesen; und daß ich einem andern dieses Glück gönnte, spricht doch gewiß für mein gutes Herz.

Jeder von uns dreien merkte sich diejenigen Lieder an, die seiner Meinung nach für den Preis in Frage kommen konnten, und außerdem die, welche, wenn auch nicht des Preises würdig, so doch wert schienen, abgedruckt und veröffentlicht zu werden. Zu Ende des Monats September waren wir mit unserer Arbeit fertig, und am Samstag den 2. Oktober abends versammelte sich in meiner Wohnung in Berlin das Preisgericht zur entscheidenden Sitzung. Ehe wir uns an dem Tisch, auf dem die Akten lagen, niederließen, hielt ich an die beiden Kollegen, Heinrich Seidel und Dr. Hans Hoffmann, eine kurze Ansprache. Ich erinnerte an ein Wort, dessen sich in Weichselmünde der Festungskommandant den Stubengefangenen gegenüber, die ihm mit verschiedenen Beschwerden gekommen waren, bedient hatte. Es lautete: „Meine Herren, zu Ihrem Vergnügen sind Sie nicht hier.“ Dieses Wort gälte heute für sie und mich. Nicht zu

unserem Vergnügen wären wir hier versammelt, sondern zu ernster und schwerer Arbeit. Wir hätten eine große Verantwortlichkeit auf uns zu nehmen, und unser Amt wäre zwar sehr ehrenvoll, aber auch sehr schwer. Auch wollte ich nicht mit der Befürchtung zurückhalten, daß es sich wahrscheinlich als überaus undankbar herausstellen werde. Wie unser Urteil auch ausfiele, sehr viel Angenehmes würden wir darüber schwerlich zu hören bekommen. Was dies aber beträfe, so schlüge ich vor, daß wir, im Bewußtsein, unsere Pflicht getan zu haben, uns nichts daraus machten.

Meine Rede machte auf die beiden anderen einen großen Eindruck. Ihre Gesichter wurden sehr ernst, und es war im Zimmer eine solche Stille, daß man ein paar Fliegen über die auf dem Tisch liegenden Gedichte hin und her laufen hörte. Nachdem ich geendet hatte, erklärten beide Männer, daß sie „voll und ganz" und „unentwegt", wie die Zeitungsschreiber sagen, ihre Pflicht erfüllen würden. „Im übrigen", sagte Seidel, „habe ich einen breiten Rücken und kann etwas auf mich nehmen." „Und ich," sagte Dr. Hans Hoffmann, „wohne im Harzgebirge, wo die unholden Stimmen, die von draußen herkommen, übertönt werden durch das Rauschen des Waldes und der Gewässer." „Und was mich betrifft," fügte ich hinzu, „so besitze ich ein gut Teil von dem, was unser großer, leider nicht mehr lebender Bismarck mit dem Ausdruck ‚Wurstigkeit' bezeichnet. Man kann es auch ‚Seelenruhe' nennen, aber ‚Wurstig-

keit' ist besser. Wenn ich diese nicht besäße, wie sollte ich es auch nur kurze Zeit auf dem Posten aushalten, auf dem ich mich nun schon eine längere Reihe von Jahren befinde und ganz wohl fühle. Wäre ich empfindlich, wäre ich zum Übelnehmen geneigt, fürwahr, mir wäre besser gewesen, ich hätte mich als Fischer in Heisterneſt mitten auf der Halbinsel Hela niedergelassen, wo man während des ganzen Jahres von der anderen Welt so gut wie nichts zu sehen und zu hören bekommt."

Darauf gingen wir ans Werk und kamen nach etwa dreistündiger Beratung bei einer guten Lieserer Auslese überein, den Preis zu teilen unter die Verfasser der vier Gedichte, die darauf durch die Presse veröffentlicht worden sind. Die Zahl derjenigen Lieder, die wir drei zusammen überhaupt als bei der Preisbewerbung in Frage kommend vermerkt hatten, war nicht groß gewesen."

Noch einmal waren beide als Preisrichter tätig bei dem Märchenwettbewerb, den die Firma Scherl 1904 ausschrieb. Mein Vater hatte den Auftrag mit Freude übernommen, da er im Anfang noch hoffte unter den Tausenden von Einsendungen wenigstens einige Beiträge von Wert anzutreffen. Die Kunstform des Märchens war ihm vertrauter als irgend eine andere; mit dem Plane, eine Sammlung deutscher Kunstmärchen herauszugeben, hat er sich jahrelang getragen. Mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er seine Pflicht als Preisrichter; wir sahen ihn bis in die Nacht hinein gebeugt über rauschendes

Papier und oft geneigt, Manuskripte gegen die Wand zu schleudern. Daß schließlich ein Arbeiter den Preis davontrug mit einem plattdeutschen Märchen, das wie noch immer die besten Kunstmärchen an die volkstümliche Überlieferung anknüpfte, erfüllte ihn mit tiefer Befriedigung.

Über Trojans Erlebnisse bei der Prüfung der Arbeiten berichten drei Angstschreie in Form von Postkarten:

Berlin, 29. Juli 1904.

Dreißig Märchen habe ich jetzt hinter mir und habe eigentlich schon genug. Von dem vielen süßen Pampelmus wird einem manchmal ganz schlecht. Im Grunde ist alles einander ziemlich ähnlich. Ich gebe Dir den Rat, doch ja, wenn Du eine Sache gelesen hast, sofort Dein Urteil zu fixieren. Ich las die erste Mandel, ohne das zu tun, als ich aber mit Nr. 15 fertig war, entdeckte ich mit Schrecken, daß ich von vierzehn vorhergegangenen Dichtungen keine blasse Idee mehr hatte, und mußte von vorn anfangen. Es wäre nicht zu viel, wenn wir jeder tausend Mark als Biergeld bekämen, aber ich fürchte sehr, so fett fiedelt Lux nicht. Nur Carmen S. wird wohl so viel kriegen, wir aber jeder nur hundert Mark und vielleicht dazu einen leichten Anzug. Besten Gruß Dein J. T.

Berlin, 1. August 1904.

Mit einundsechzig bin ich fertig. Der Zauberwald, den ich lange nicht so schön finde wie die Rostocker

Heide, ist mir schon ganz über. Elfen, Nixen, Zwerge und Waldfrauen kommen mir aus dem Halse heraus. Die angeblichen Berge von Gold und Edelsteinen halte ich für Augenverblendung oder Schwindel. Die Art, wie allerhöchste Herrschaften in den Märchen behandelt werden, finde ich, durch Erfahrung gewitzt, mindestens recht bedenklich.

O wäre erst das Ende dieser Pappelallee abzusehen!

Dein J. Tr.

Berlin, 6. August 1904.

Mit einundneunzig bin ich fertig. Bei dem letzten Dutzend — es waren Sachen von schauerlicher Länge darunter — war bei mir vorherrschend das Gefühl der Empörung darüber, so etwas lesen zu müssen. Nur der Gedanke, daß auf die Stunde am Ende doch fünfundzwanzig Pfennige kommen könnten, hielt mich aufrecht. Vor goldenen Hennen und Vergißmeinnicht habe ich einen Abscheu bekommen. Hoffentlich komme ich über die letzten neun noch hinweg, ohne ganz mall zu werden.

Dein Leidensgefährte.

Als schließlich die letzte Entscheidung getroffen wurde, erwies es sich, daß das Ergebnis immerhin nicht ganz so unbefriedigend war wie bei den anderen beiden Wettbewerben, wenn auch mein Vater sagte, er „wünsche dies nicht noch einmal zu erleben“. Er erklärte sich sogar bereit, dem Bande selber ein Märchen als Einleitung vorauszuschreiben. In dieser Märchenskizze hat er es gewagt, nicht ohne satirische

Lichter, das Märchen einer Riesenredaktion zu entwerfen; am Schluß findet sich dann versteckt sein Urteil über die Bemühung, die auch nach seiner Meinung allerlei Hübsches hervorgebracht hatte: „Die alten guten Märchen bleiben ewig neu.“

Jene Skizze lautet:

Ein Märchen als Einleitung

Meine lieben Kinder und sehr verehrten großen Leute, ich will euch zum Beginn dieses Märchenbuches auch ein Märchen erzählen, aber ein ganz besonderes, das vollkommen wahr ist und sich erst vor kurzem zugetragen hat. Und nun paßt auf, wie es geht:

Es war einmal ein König von Papierland, der hatte viele Millionen Soldaten, die waren alle aus Blei und gingen auf den Köpfen. Man schmierte ihnen diese mit schwarzer Farbe ein, und dann marschierten sie Tag und Nacht über endloses Papier hin und hinterließen gar seltsame Spuren. Kluge Leute, die lesen gelernt hatten, konnten daraus vieles erfahren: wie es mit Krieg und Frieden und Handel und Wandel stand, und wie die Welt von ihren Königen mit Hilfe der Blauen, der Gelben, der Schwarzen, der Roten und der Goldenen gar weise regiert wurde. Schöne Geschichten gab es dort zu lesen, in denen die Tugend belohnt und das Laster bestraft wurde, und wunderschöne Gedichte, die sich hinten und vorn und in der Mitte gar anmutig reimten, und wenn einer wissen wollte, was sich in der ganzen Welt von Honolulu bis Nimmersatt oder von Sydney

in Australien bis Winsen an der Aller ereignet hatte, so stand es da schwarz auf weiß. Hatte jemand das Bedürfnis, zu erfahren, wo es die längsten Giraffen, die dicksten Kartoffeln, die elegantesten Bartbinden oder die süßesten Pfefferkuchenherzen gibt, so wurde auch diesem geholfen. Und dann die Bilder! Wo in der Welt auch nur etwas geschah, gleich waren die großen Guckmaschinen mit den Glasaugen dahinter her, und — schnapp! — gab es ein Bild, so daß der Vesuv bei seinem neuesten Ausbruch noch nicht ausgespien hatte, als er schon vor aller Welt auf dem Papier stand. Als nun aber der König eines Tages die Arbeiten seiner fleißigen Bleisoldaten und der großen Guckmaschinen musterte, da vermißte er etwas. Das, was heute neu und morgen schon wieder alt ist, war in Fülle vorhanden; aber an dem, was sich nie und nimmer begeben hat und darum auch nicht veralten kann, mangelte es. Das sollte anders werden; er drückte auf einen Knopf, und nach kurzer Weile steckte sein erster Minister den Kopf in die Tür. „Märchen!" sagte der König. „Sehr wohl!" antwortete der Minister und verschwand.

Nun ging alsbald ein großes Schreiben aus in alle Welt an alle Schriftgelehrten und Märchenmacher, darin wurden für das beste Märchen drei Beutel, für das zweitbeste zwei Beutel und für das drittbeste ein Beutel mit Goldstücken ausgesetzt. Die dreißig besten aber sollten abgedruckt werden in einem Buche mit schönen Bildern — gleichsam wie in einem Ehrensaal.

Ha! Da bekam die Post zu tun, und alle Tage brachte sie Märchen und Märchen und wieder Märchen. Manche Leute hatten schon welche fertig, die waren natürlich die ersten auf dem Plan, und die anderen saßen und schrieben und packten ein und schickten weg; niemals wohl, seit die Welt steht, sind so viele Märchen auf Reisen gegangen wie in dieser Zeit. Zentnerweise kamen sie, denn alle, alt und jung, hoch und niedrig, reich und arm, waren dabei; der Türmer auf dem Turm und der Schuster in seinem Keller, vom Fürsten bis herunter zum Arbeiter, von der vornehmen Dame bis zum Mädchen für alles. Alle vier Fakultäten waren an der Arbeit, und selbst die Blüte der Nation, die Herren Leutnants und die Herren Referendare, schätzten es nicht zu gering. Und manche, die sonst nie dergleichen empfunden hatten, fühlten, daß plötzlich eine Märchenader in ihnen aufsprang und geheimnisvoll zu rieseln begann. So ging das Schicksal seinen Lauf, und als die Zeit erfüllet war, da zählte man viertausendfünfundzwanzig Märchen.

Ihr lieben Kinder und ihr sehr verehrten großen Leute, wißt ihr auch, was das bedeutet: viertausendfünfundzwanzig Märchen? Seht, in diesem schönen Buche, das nun vor euch liegt, sind nur dreißig davon abgedruckt, und es ist doch schon ein stattlicher Band. Wollte man nun alle viertausendfünfundzwanzig eingesandten Märchen abdrucken, so wären dazu hundertvierunddreißig solcher Bände wie dieser notwendig. Wißt ihr aber auch, was man in solche hundertvierunddreißig Bände mit derselben Schrift

wie diese alles hineindrucken könnte? Ich glaube, ihr ahnt es nicht; denn ich bilde mir ein, daß ich zurzeit der einzige bin, der das weiß. Diese hundertvierunddreißig Bände würden aufnehmen können: zweimal Goethes sämtliche Werke — und der hat doch am Ende nicht wenig geschrieben; damit aber wären sie noch lange nicht bis zur Hälfte gefüllt. Wieland war auch sehr fleißig und hat ebensoviel geschrieben wie Goethe; aber seine sämtliche Werke würden noch immer nicht genügen, und man müßte noch Jean Pauls, E. T. A. Hoffmanns und Fritz Reuters sämtliche Schriften zur Hilfe nehmen, um diesen Schlund zu stopfen. Aber auch dann bliebe noch immer ein Loch offen, und erst Schillers sämtliche Werke würden das Gefäß zum Überlaufen bringen. Ist das nicht märchenhaft? Darum ist der Heldenmut, die Tatkraft und der Feuereifer, mit denen sich die tapferen Männer der Vorprüfung, die sich mit rauchenden Köpfen durch diese Tausende von Prinzessinnen mit goldenen Haaren, diese Scharen von Königen und Königinnen, diese Heere von Riesen, Zwergen, Gnomen, Elfen und Wassernixen durchgearbeitet haben, nicht genug zu preisen. Am meisten aber ist es zu bewundern, daß sie nicht in den Zauberwäldern stecken geblieben sind; denn in diesen Märchen kamen so viele greuliche, furchtbare und der menschlichen Gesundheit unzuträgliche Zauberwälder vor, daß man das ganze Festland unseres Erdballs hätte damit bedecken können. Aber diese heldischen Männer haben es geschafft und sind, wie ich hoffe, auch jetzt noch alle am Leben. Sie

konnten schließlich den sieben Preisrichtern hundert ausgewählte Märchen zur Schlußprüfung übergeben.

Fast in jedem richtigen Märchen kommt nun auch eine Königin vor, und so fehlt sie auch diesem wahren Märchen nicht; denn unter den Preisrichtern saß sie, eine ganz wirkliche, echte Königin. Aber noch viel märchenhafter war es, was dann geschah: unter all den klugen und gelehrten Herren und vornehmen und gebildeten Damen, die ihre duftenden oder prunkenden Märchensträuße zur Schau trugen, kam mit schwerem Schritt ein einfacher Arbeiter daher, der trug in seiner schwieligen Faust einen Busch aus blühendem Heidekraut, auf dem mit Perlenschimmer und Diamantenglanz der Tau funkelte. Und siehe da — es war keine Frage: ihm gebührte der Preis!

Und so geschah es, daß das Märchen vom Aschenbrödel, vom Allerleirauh oder vom dummen Hans hier wieder lebendig wurde und der Arme, Unscheinbare und Übersehene glänzend den Sieg gewann. Die alten guten Märchen bleiben ewig neu.

Trojan an Seidel

Berlin, 18. April 1900.

Mit drei Schnepfenschwanzfedern.

Vom Vogel, den ich eben
Aus Hessen bekommen hab',
Um Dir was abzugeben,
Geb' ich drei Federn Dir ab.

Kannst Du daraus erkennen,
Was für ein Vogel es ist?
Kannst Du ihn mir benennen,
So weise wie Du bist?

Daß Du es sei'st kapabel,
Sag' ich Dir zu dem Zweck:
Er hat einen langen Schnabel
Und sitzt einwendig voll Dreck.

Mit herzlichem Gruß

Dein J. Trojan.

Seidel an Trojan

Da braucht es kein Gemogel,
Es ist, das find' ich leicht,
Ein unanständ'ger Vogel,
Der in der Dämm'rung streicht.

Doch noch viel unanständ'ger
Und viel gemeiner ist
Ein Gierschlunk, ein elend'ger,
Der ihn alleine frißt,

Und dann mit frechem Hohne
Den Freund noch narrt und zwickt;
Ich wünsche ihm zum Lohne
Das, was sich dafür schickt.

Und, wie ich mir so denk', is
Ein Wunsch, der dem entspricht:
Daß er dort bei den Yankees
Gar nichts zu trinken kriegt!

Heinrich Seidel.

19. April 1900.

Trojan an Seidel

Erfahr, daß Du im Irrtum bist:
Wie sollt' ich nicht dran denken,
Daß drüben großer Mangel ist
An wirklichen Getränken!

Zur rechten Zeit noch fiel's mir ein,
So hab' denn klugerweise
Ich hundert Flaschen Moselwein
Verpackt mir für die Reise.

Die sind schon von hier abgesandt
Und mir vorausgegangen,
Um in dem gottvergeßnen Land
Mich köstlich zu empfangen.

So wird mir dort — das hoff' ich sehr —
Ein guter Trunk nicht fehlen,
Wenn nicht Piraten auf dem Meer
Den deutschen Trost mir stehlen.

Das kann Dein Wunsch doch nimmer sein!
Nein, meinen Freund, den alten,
Kann ich doch nicht für so gemein,
Nicht für so gottlos halten.

Freu Dich, daß ich gesichert bin,
Versehn mit guten Weinen!
Und sieh, die Schnepfe reichte hin
Doch nur zur Not für einen!

20. April 1900. J. Trojan.

Seidel an Trojan

(Mai 1900*)

Trauer befiel mich und Gram, Johannes, mein trefflicher Trojan,
Als ich die Kunde vernahm, Du wolltest mit kecklichem Wagmut

*) Im Frühling und Sommer 1900 war Trojan in Kanada. Seine Reiseerlebnisse hat er geschildert in dem Buche „Auf der anderen Seite" (Verlag Grote, Berlin).

Fahren ins westliche Land, in das Land der scheidenden Sonne,
Über die wogende See und die wüste, greuliche Meerflut,
Die doch nimmer und nie der alles bedenkende Moses
Hat mit Balken versehen, mein Trojan, o teurer Johannes!
Denke doch, wie es erging dem trefflichen Dulder Odysseus,
Zehnmal schlauer als Du wohl war er, und dennoch ging schief es,
Als die Gefährten ihm auffraß der gräßliche Schuft Polyphemos.
Kirke behielt ihn sodann und die niedliche Nymphe Kalypso,
Da er die Schiffe verlor in der Scylla und in der Charybdis.
Zwar, was Kirke betrifft und die niedliche Nymphe Kalypso,
Wird Dich vor solchem Geschick bewahren die treffliche Gattin,
Die mit männlichem Mut die Gefahren zu teilen bereit ist,
Als ein heldisches Weib, Brunhilden einzig vergleichbar.
Aber bedenke, was sonst noch für Schrecken das tückische Meer birgt:
Seeschlangen, Kraken, den Haifisch, den fürchterlich grausen Magnetberg,
Und vor allem des Wassers unendliche, ewige Salzflut!
Wasser ist gut, um die Schiffe zu tragen, zu treiben ein Mühlwerk,
Auch, wenn man manchmal sich wäscht, und zum Grog als spärliche Zutat,
Krebse zu kochen und Hummer und andre gedeihliche Nahrung,
Oder zu tränken die Ochsen, die Esel und dergleichen Viehzeug,
Aber für Männer wie Dich, so edel, bieder und trunkfest
Hat es nur schwächlichen Reiz und wirkt durchaus nicht sympathisch.
Sage doch: Tag für Tag, wie willst Du ertragen den Anblick,
Wasser und Wasser und Wasser, so weit das schweifende Aug' reicht!
Ja, wenn dahinter noch läg' ein Land der trinkbaren Männer,
Denen ein lieblicher Wein gedeiht an sonnigem Flußlauf,
Aber, o weh dir! Das Land ist bewohnt von öden Barbaren,
Temperenzler genannt, zwar heimlich, da saufen sie schrecklich,
Öffentlich aber, da trinken sie Tee, Eiswasser und Soda,
Das den Magen verkühlt und verlaust und die Seele nicht warm macht.
Freilich, mein trefflicher Trojan, Johannes, Du gabst den Beweis mir,

Daß Du ein wenig doch gleichst dem Schlausten der Schlauen,
Odysseus,
Denn es ward mir bekannt eine Tat gar weise und sorglich:
Hundert Flaschen voraus in das Land der Barbaren des Westens
Hast Du des köstlichen Mosels gesendet, an den Du gewöhnt bist,
Daß Dich nicht plage allda des Durstes schrecklicher Dämon.
Doch ich beschwöre Dich: trink ihn allein, gib nichts den Banausen,
Denn sie sind es nicht wert, die Dollar machenden Yankees,
Oder noch besser: bleib hier und fahr doch, wie Du's gewohnt bist,
An die gewundene Mosel, den lieblichen Strom des Ausonius,
Wo man Dich liebt und kennt und wo auf den sonnigen Höh'n dort
Wächst ein lieblicher Wein und lagert in mächtigen Kellern.
Steig dort, wie Du's gewohnt bist, aus Kellern auf sonnige Höhen
Und von den sonnigen Höhen dann wieder in Keller hinabwärts,
Bis das Antlitz Dir leuchtet wie Mohn, der mit Rosen gemischt
ward,
Und Deine Seele Dir glüht von lieblich poetischem Feuer!
Laß, o Trojan, das Meer den Delphinen, den Walen, dem Walroß,
Laß doch Amerika den Dollars machenden Yankees!
Lüstet's Dich dennoch, ein Walroß zu sehn, so komme zu mir doch,
Den Du also getauft; es liegt mir noch köstlicher Preiswein
Tief in des Kellers Grund, den hol' ich zu trefflichem Trunk uns
Und wir stoßen dann froh aufs Vaterland an oder darauf,
Daß uns der Himmel beschere noch manch ein köstliches Weinjahr!
Solches rat' ich Dir wohl, erwäg es im Herzen, mein Trojan,
Stürze Dich jauchzend zurück in die offenen Arme der Freundschaft!

Trojan an Seidel

(Mai 1900)

Vor uns Altenglands schroffe Kreide,
Southampton ist schon in der Näh',
Zeit ist es jetzt, daß wir Euch beide
Noch mal begrüßen von der See.
Nachher läßt sich kein Gruß mehr schicken,
Auf Nix und Neck ist kein Verlaß;

Solch Wasservolk ist voller Tücken
Und außerdem entsetzlich naß.
O wären wir daheim geblieben,
Statt fortzuziehn zum fernen West,
Dann könnten wir mit Euch, ihr Lieben,
Doch feiern Euer Silberfest!
Allein auch unsres Schiffes Planken
Sind deutscher Boden; deutscher Wein
Ist auch an Bord, und in Gedanken
Leicht können wir ja bei Euch sein!
So werden wir denn Eurer denken
Am vierzehnten des Monats Mai,
Gott Ägir aber mög' uns schenken,
Daß dann die See recht artig sei.
Ein volles Glas woll'n wir Euch bringen,
Und freundlich mög' vom fernen Meer
Es dann Euch in die Ohren klingen:
„Your health are drinking John and Clare!"

Trojan an Seidel

An Bord der „Persia" auf dem Lawrenceriver, 2. Juni 1900.

Heinrich Seidel zu seinem Geburtstag, 25. Juni 1900.

Was zu Deinem Wiegenfeste
Send' ich Dir, das in der Tat
Auch Dir nützt? Das Allerbeste
Ist ja wohl ein guter Rat.

Diesen will ich jetzt Dir geben,
Aber Du befolg ihn dann:
Heinrich Seidel, wend dein Leben
Künftig etwas besser an!

Seit ich von Europens Strande
Mir zum Heile mich entfernt,
Hab' ich in dem fremden Lande
Viel gesehen und gelernt.

In die Ohren laut dir schall es,
Was nun folgt — ein Weiser spricht's,
Darum merk's! — Geschäft ist alles,
Und die Poesie ist nichts!

Seit uns Hunold hat geworben
Einstmals für den A. D. R.,
Hat er gründlich uns verdorben —
Doch er ist ein alter Herr.

Mag er für das Ideale
Schwärmen in der Alten Welt,
Mir wird klar mit einem Male,
Daß nur eins Wert hat: das Geld.

Raffen mußt du, immer raffen
Ohne Rücksicht, lieber Sohn,
So allein kannst Du Dir schaffen
Eine günst'ge Position.

Tu das, und in wundersamster
Weise blühen wird Dein Glück.
Nicht der Zeisig, nein, der Hamster,
Der nicht singt, legt was zurück.

Wie Du lebst, wirst Du mit nichten
Sammeln viel an Hab und Gut,
Du versäumst die Zeit mit Dichten
Und gehst viel zu oft zu Huth.

So, nun weißt Du's, nun entschließe
Dich und werd ein andrer Mensch.
Übrigens viel tausend Grüße.
Und leb wohl! Ich muß zum Lunch.

Ich füge noch hinzu, daß ich hier von Vögeln gesehen habe den Scharlachvogel (Scarlet Tanager), der schon sehr selten geworden ist, den Woodpecker (eine Spechtart), den Katzenvogel (Cat bird) und den

Robin. Letzterer ist aber nicht unser Rotkehlchen, sondern ein noch einmal so großer Vogel, der auch eine rote Brust hat, aber eine Drossel (merula) ist. Er ist häufig, am häufigsten aber der Sperling, der hier ebenso verbreitet ist wie die Butterblume oder der Löwenzahn, den die Engländer Dandelion (Dent de lion) nennen. Von heimischen Pflanzen fand ich das Leberblümchen, die weiße Anemone, das Hundsveilchen, den Gundermann, den Adlerfarn. Ordentlich singen tut hier nichts, am schrecklichsten aber singt der Mensch hier. Grüße Dein Gemahl!

Dein J. Trojan.

Trojan an Seidel

Toronto, den 24. Juni 1900.

Lieber Seidel!

Seit ich vom Dampfer „Persia" auf dem Lawrence River an Dich schrieb, habe ich viel gesehen, wovon eines immer interessanter war als das andere. Die eigenartigsten Landschaftsbilder habe ich zu Gesicht bekommen auf einer Fußwanderung durch die wild woods im Norden, die ich mit meinem Schwiegersohn gemacht habe. Drei ganze und zwei halbe Tage dauerte die Wanderung, während es immer in dem niedrigen Felsgebirge auf und ab ging und wir beständig im Walde waren. Wir haben in der genannten Zeit sechsundsiebzig englische, das sind neunzehn deutsche Meilen, zu Fuß gemacht bei drückender Hitze und zum Teil sehr schlechten Wegen. Eine ganz

nette Leistung, nicht wahr? In diesen Tagen habe ich zwölf englische Pfund und in den darauf folgenden noch fünf englische Pfund abgenommen. Nun bin ich so, wie ich bleiben kann, ohne daß jemand mich einen Schmeerbauch zu schelten braucht.

Ich habe aus den wild woods ungefähr dreißig Pflanzen mitgebracht, was nicht ganz leicht war, da ich zu diesem Zweck eine Pflanzenpresse mit mir führen mußte, und habe hübsche Beobachtungen gemacht über eingewanderte Pflanzen, die in der Nähe der wenigen Wohnstätten in den Wäldern vorkommen. Ich habe Wasser getrunken „wie das liebe Vieh" im eigentlichsten Sinne, denn da wir kein Trinkgefäß mithatten, mußten wir das Wasser mit dem Maul aufnehmen, was sehr gut geht, wo das Ufer trocken ist, so daß man sich darauf hinlegen kann. Indem man zum Beispiel auf einer Felsplatte liegt, schlürft es sich sehr gut. Nach meiner Berechnung habe ich während der Wanderung täglich drei bis vier Eimer Wasser getrunken. Zum Glück trifft man immer von Zeit zu Zeit in der Wildnis einen Spring (wie man auch in meiner Heimat sagt), einen Bach oder Fluß. Sehr viel Nutzen gewährt das Wassertrinken nicht, weil die heiße trockene Luft doch sofort den Mund wieder ausdörrt. Aber man kann nicht anders, wenn man das Wasser sieht und hört. Man horcht schon immer, ob nicht ein Rauschen zu vernehmen ist.

Ich habe allerlei kleine Säugetiere im Walde gesehen: Stachelschweine, Chippmunks, Hedgehogs, Eichhörnchen, außerdem eine Schildkröte, verschiedene

Schlangen und reizende große Schmetterlinge und Leuchtkäfer. Verschiedene Vögel wurden auch gesehen und gehört. Den Whippoorwill sah ich nicht, hörte ihn aber, als wir in einem Blockhaus übernachteten.

Kommst Du hier in diese Gegenden, so rate ich Dir, um Deinen Hals einen Kragen zu legen, wie die Damen ihn jetzt tragen, zum Schutz gegen die black flies, die als Nachttiere schlimmer sind als der Skorpion und die Kröte (die ja nach einigen überhaupt nicht stechen soll). Ich brachte aus den wilden Wäldern über zweihundert Schwarzfliegenstiche mit, die mich nachher noch acht Tage lang geplagt haben.

Am Niagara waren wir vor einigen Tagen. Ich hatte vor sechsundfünfzig Jahren schon von ihm im „Pfennigmagazin für Kinder" (Band XXI) gelesen, und muß gestehen, daß die großen Erwartungen, die ich mir danach von ihm machte, nicht getäuscht worden sind.

Ich hoffe, daß es Dir und den Deinen gut geht. Grüße Deine liebe Frau von uns. Auf Wiedersehen!

Dein J. Trojan.

Trojan an Seidel

Berlin, den 20. September 1900.

Das war eine eine Überraschung! Du bist ja der reine Pelikan! Du baust Pastinaken und verzehrst sie nicht selber! Das brächte ich nicht zustande. Magst Du sie vielleicht nicht? Man teilt die Menschen ein

in Pastinakholde und Pastinakabholde. Vielleicht zählst Du zu den letzteren. Dann ist es in hohem Grade anzuerkennen, daß Du sie für einen anderen, der sie gern mag, ziehst, während Du doch auf Deinem Acker für Dich selbst etwas bauen könntest, etwa große Bohnen oder Wrucken.

Habe Dank für die köstlichen Wurzeln, an denen ich mich heute sehr delektiert habe und zwar schon um halb elf Uhr vormittags. Da ich am Donnerstag um zwölf auf die Redaktion muß, so diniere ich an diesem Tage schon sehr zeitig. Wir essen Pastinak und gelbe Rüben (Wurzeln) zusammen mit Hammelfleisch gekocht, was ein Gericht ist, das ein Kaiser an seinem Geburtstag essen kann.

Habe zweitens Dank für die vielen schönen Butterbirnen, die Du mir und den Meinen von Deinen Bäumen gepflückt hast. Heute früh gleich nach dem Kaffee verzehrte ich mit Genuß drei Stück hintereinander. Auf die Pastinaken habe ich dann noch, der besseren Verdauung wegen, ein Pfund blaue Pflaumen verspeist, die ich mir auf dem Wege zur Redaktion kaufte. Denke Dir, Polstorff wirft die wurmmadigen Pflaumen fort. Ich verzehre sie, nachdem ich die Wurmmade herausgenommen und in den Papierkorb geworfen habe. Du machst es doch auch so?

Zum dritten habe Dank für Dein Bildnis, das heute eintraf, als ich gerade mit den Pastinaken beschäftigt war. Ich finde es sehr gut — etwas geschmeichelt.

Dreifach, Seidel, hast Du mich
Reich beschenkt — wie freut' ich mich!
Birnen, Pastinak, dazu
Dein Porträt — wie gut bist Du!
Was als Bestes von den drei'n
Mir erschien — sag' ich dir's? Nein!
Nichts kann ich Dir wiederschenken,
Als mein Bild zum Angedenken,
Weil ich nichts Dir bauen kann.
Nimm es, bitte, freundlich an!

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus Dein
J. Trojan.

Seidel an Trojan

(Großlichterfelde, 18. August 1904.)

Heute kam Dein lieber Brief. Nachdem sich Agnes darüber gefreut hatte, sagte sie mit einem Male: „Hast Du meinen Brief auch abgegeben?" „Natürlich!" sagte ich und glaubte es auch. Aber es kamen Zweifel. Und ich schlich heimlich zu meinem Sonntagsrock und langte in seine Tasche. Und es war, als ob mich eine Kreuzotter in den Finger bisse, und ich wünschte, die Erde täte sich auf und ich käme mit Extrapost dahin, wo ich hingehöre. Ich kann nun nichts tun, als Dir den Brief umgehend schicken; ich selber aber werde bei der nächsten Gelegenheit in die Wüste gehen, den Lüsten dieser Welt entsagen, ein Anachoret werden, von Heuschrecken, wildem Honig und Kubikwurzeln leben und zum Dessert mich mit Skorpionen geißeln. Mit reuevollem Gruß an Dich und sie.

(Großlichterfelde, 16. September 1905.)

Wer seinem Nächsten Spickaal schenkt, ist ein edler Mensch. Ich habe Dich stets für einen solchen gehalten, und diese neue Bestätigung meines Glaubens tut mir wohl. Solcher Edelmut kann nur dadurch übertroffen werden, daß man, obwohl man diese plebejischen Wurzeln haßt und verachtet, dennoch für seinen Freund auf kostbaren Quadratmetern (Metervierecken) Pastinaken zieht. „Übertroffen" riecht vielleicht etwas übel, sagen wir „ausgeglichen".

Boten waren genug da, Trauermäntel und Admirale, die alle in herausfordernder Weise nach Norden verschwanden, wenn ich nachsehen wollte, ob sie was Schriftliches bei sich hätten. Und ich hörte in der Ferne ein taktmäßiges Rauschen, wie ich es zuletzt in Wirklichkeit hörte, als ich, während Du in Zwangssommerfrische warst, von „Schwarzenpfost" aus allein und ohne Karte das Wirtshaus zur Stranddistel aufsuchte. Endlich nach langem Wandern hörte ich in einem einsamen Grunde, der ringsum von wilden Schweinen aufgewühlt war, ein ganz leises zischendes Rauschen in der Ferne: „Die See, die See!" Aber es war kaum zu hören, und es konnte eine Täuschung sein. Ich faßte aber doch Mut und marschierte tapfer weiter, den sanften Hügelhang hinan. Das taktmäßige singende Rauschen ward stärker und deutlicher, und als nach einer Viertelstunde die Höhe erreicht war, da war es, als würde plötzlich ein Schleier weggenommen, und wie ein jauchzender Chor kam es von ferne: „Ich bin die See! ich bin die See!"

Solches Rauschen hörte ich im Geiste, und es zupfte an mir, aber ich blieb stark. Es ist mir wirklich nicht möglich, auf einige Tage abzukommen.

* * *

Im September 1906 konnte das Wirtshaus zur Stranddistel sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern. Vergeblich suchte Trojan den Freund zu sich zu rufen. „Ich käme auch gern am Sonntag ins Wirtshaus zur Stranddistel, aber es geht leider nicht aus mancherlei Gründen. Vorgestern zeigte sich der erste Distelfalter in meinem Garten und sah mich merkwürdig an, aber ich konnte ihm keine Hoffnung machen. Mißmutig verschwand er." Keine Hoffnung — er wußte, daß er im Begriff war, eine andere Reise anzutreten.

So wanderte denn der alte treue Freund allein nach Rosenort.

An einem heißen Nachmittag langte er an. Die Stranddisteln waren längst verschwunden. Die alten Eichen, die dort einst mit südostwärts gerichteten Zweigen im Laub gestanden hatten, waren jetzt ganz abgestorben und kahl. Wie in vergangenen Zeiten ward der Becher mit rotem Wein gefüllt und dem fernen Freunde zugetrunken: „Du sollst leben, Seidel, Du sollst leben!"

* * *

Nach dem Heimgang meines Vaters hat Trojan zweimal in Versen seiner gedacht. Die kleinen Gedichte mögen diesen Abschnitt beschließen:

1

Rief nicht ein Vogelstimmchen noch
Aus blauer Luft herab,
Als wir — erst eben war es doch —
Gesenkt dich in das Grab?

Es war an reinem Gold so reich
Dein heiteres Gemüt,
Und was du gabst, den Blumen gleich
Ist es von selbst erblüht.

Um uns wird's heller Frühlingstag
Bei dem, was du uns schufst,
Und Rosenduft und Vogelschlag
Sind da, wohin du rufst.

Du hast gewahrt dir lebenslang
Getreu der Seele Ruh —
Und auch den letzten schweren Gang
Gingst still und lächelnd du.

2

Zu der Muse, als sie neulich
Bei mir einsah, sagt' ich: „Muse,
Denk, ein Dichter ist gestorben,
Der nichts Schlechtes hat gedichtet
Und dahin doch ging in Armut.
Ist nicht sehr das zu beklagen?"

Als die Muse das vernommen,
Hell aufglänzten ihr die Augen.
„Zu beklagen, meinst du? Nein doch,"
Rief sie, „sehr erfreuend klingt es.
Ganz gewiß hat er erworben,
Was mehr wert als aller Reichtum,
Und gedichtet, was so bald nicht
Wie so viel jetzt ist vergessen.
Ist dem so?"
„So ist es," sagt' ich.

Der Naturfreund

Die Erinnerung an meinen Vater reicht für mich zurück bis in den Ausgang der siebziger Jahre, doch steht seine Gestalt erst anschaulich und in den Farben des Lebens vor mir, wie ich ihn mit Kindesaugen sah im Jahre 1881. Es ist das Jahr, in dem er mit seinem vertrauten Freunde Johannes Trojan seine Wanderungen durch die Rostocker Heide begann, deren Spuren sich in so vielen seiner Heimatgeschichten finden. Wir wohnten damals den August und September über in Warnemünde, ich erinnere mich aber nur, wie wir auf der Rückreise nach Berlin gegen Mittag mit dem Dampfboot an einem Steg landeten, angesichts der alten Stadt mit den sieben Türmen und den sieben Rosengärten. Es roch nach Fischen und Teer; gegen den strahlenden Himmel hoben sich die Rahen zahlloser Segelschiffe ab, die schon vor uns in Rostock angelangt waren. Wir gingen aneinandergedrückt in die fremde Stadt hinein, durch ein dunkles Tor; es war ein großer Lärm vom Hafen her und von den Frachtwagen, die aus der Stadt kamen, und als mein Vater uns einen Augenblick verließ, um in einer Nebenstraße eine Erkundigung einzuziehen, war mir zweifelhaft, ob wir ihn wiedersehen würden. Er kam aber zurück und zeigte eine Munterkeit, die mich überraschte.

Warnemünde war damals noch ein guter Ort, und die Kultur nahm ihren ersten kümmerlichen Anfang in der Person des aus Berlin zugereisten fremden Herren, der ein so lebhaftes Verlangen nach den silbernen Löffeln seiner Mitmenschen offenbarte. Wenn man am Strom spazieren ging, traf man noch nicht die halbe Berliner Friedrichstraße, und in einer knappen Stunde konnte man dem Geschrei der Welt entrinnen. Wir wohnten bei einer Kapitänsfamilie an der Warnow, und mein Vater brachte den größten Teil seiner Zeit unter freiem Himmel zu. Es war im Sommer 1881, als ich zum erstenmal herausbekam, wohin er eigentlich täglich verschwand: denn ich war ihm nachgelaufen und sah nun, wie er sich von einem alten Mann, der eine Stummelpfeife rauchte und Ohrringe trug, in einem baufälligen Fischerboot über den Strom setzen ließ. Die Morgensonne flimmerte über dem leise rauschenden Wasser, drüben aber breitete sich das weite Wiesenland, auf dem schon vor Jahrtausenden die Kühe der Warner geweidet hatten — ich sah, wie mein Vater leichtfüßig ans Land sprang und dem geheimnisvollen Walde zuwanderte, von dem er uns des Abends so oft erzählt hatte, wenn wir in der Glasveranda saßen und die Dunkelheit immer größer wurde, so daß die Segelschiffe auf dem Strom wie finstere Träume an uns vorüberglitten. Es dauerte nicht lange, so nahm ich an diesen Wanderungen teil, und die „andere Seite" enthüllte mir einen Teil ihrer Geheimnisse. Aber die ahnungsvolle Ferne blieb, und der dunkle Wald,

in dem es noch Zwerge geben sollte und der Schwarzspecht mit feuerroter Kappe sein Wesen trieb, stand unergründlich und unerreichbar am Horizont — alle jene Tage, die jetzt nur noch in seltenen Stunden als Klang, Duft und Farbe lebendig werden wollen. Die beiden ungleichen Wandergesellen vertrugen sich gut miteinander; heute überraschen mich ein wenig die Entfernungen, die wir damals zurücklegten. Aber mein Vater, der in Gesellschaften schweigsam war, konnte sich mit Kindern vortrefflich unterhalten, und zu sehen und zu bereden gab es übergenug; man vergaß seine Müdigkeit, wenn er erzählte und jede Einkehr im Wirtshaus an der Landstraße in ein Abenteuer verwandelte, um dessentwillen man über viele Waldhügel hinüberklettern und durch manche Wüsten von Mahlsand hindurchstiefeln mußte. Mehr als einmal ließen wir uns durch vorüberschwankende Schmetterlinge und ferne Vogelrufe vom geraden Wege ablocken, und ich gedenke noch des geheimen Schauers, als wir in einen Farnkrautwald einbrachen und mein Vater plötzlich wie eine Zauberformel die Verse Goethes aussprach:

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad.
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn ...

Und auch dies Bild hat sich mir unvergeßlich eingeprägt: ein Blumenmeer, durch das ich vorwärts-

rudre, immer hinter meinem Vater her, der ein Feldblumensträußchen in der Hand trägt und vor meinem Blick als der Inbegriff von Macht und Güte dahinschreitet. Wir gehen schon lange in diesem Blumenwalde herum, der mir bis ans Herz reicht; meine Hände sind rot von zerriebenem Johanniskraut, und ab und zu bleiben wir stehen und blicken von unserer bunten Düne auf den bläulichen Strand und die weite Ostsee, die ihre breiten Wellen auslaufen läßt und den Rand der Himmelsglocke bespült.

Seit ich so immer wieder mit angesehen hatte, wie mein Vater stundenlang auf einem Hünengrabe mitten im Forst oder auf einer Sanddüne sitzen konnte, das Auge geradeaus gerichtet und horchend auf die Stimmen der Luft und des Wassers, wußte ich eins: daß er wie kein anderer die einsame Lust des Schauens kannte und zu genießen verstand. Er war kein Menschenfeind und hatte einen starken Glauben an das, was aus einem Menschen unter dem Einfluß persönlicher Geistesmacht werden kann; jenem unwahren Optimismus aber, der in philisterhafter Beschränktheit überall nur Licht sieht, war er bitter feind, und es ist schließlich auch ein Stück seiner Menschenbeurteilung, wenn er in seinem letzten Buche den schnurrigen Polizeidiener Mudrach den monumentalen Ausspruch tun läßt: „Ich habe ja in meinem mühevollen und undankbaren Beruf so viel mit den kriminellen Schattenseiten der menschlichen Population zu tun gehabt, daß ich im allgemeinen der Ansicht bin, sie ist keinen Schilling wert!“

Im engen Kreis seiner Familie oder unter vertrauten Freunden, die er fast gar nicht*) unter Literaten hatte, gab es keinen besseren Gesellschafter als ihn; dagegen hatte er bereits eine starke Abneigung gegen das Komödienspiel offizieller Feierlichkeiten, und geradezu schroff, ungesellig und ablehnend stand er allen philisterhaften Geselligkeitsvereinen, die sich nach dem Grundsatz „eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus" zusammenschließen, jeglichem Stammtischwesen, jeder Cliquenwirtschaft gegenüber.**) Er wußte, daß er mit dieser Absonderung um das Heiligtum seines inneren Lebens kämpfte, und blieb sehr gleichmütig, wenn Leute, die sich ihm vergeblich aufdrängten oder ihn in ihre Kreise hineinziehen wollten, über ihn schalten und ihn als einen Menschen bezeichneten, der seinem eigenen Glück im Wege stehe. Sobald er das leise Singen der Wipfel über seinem Haupte vernahm, war jede Verdrossenheit verschwunden, die ihn bei dem „häßlichen Hader,

---

*) Viele seiner Freunde waren Ingenieure. Besonders nahe stand ihm der spätere Leiter der technischen Versuchsanstalt, Adolf Martens; seit der „Tunnel"zeit war er befreundet mit Adolf Slaby und M. Krause; in den letzten Jahren fühlte er sich tief verpflichtet dem Zürcherischen Professor Tobler. Dem Chef des Hauses Cotta, Adolf von Kröner, hatte noch der Sterbende zu danken.

**) Der „Tunnel" war eine Arbeitsgemeinschaft; am „runden Tisch", bei „Hausmann" erschien er nie regelmäßig; bei „Huth" saß er, Zeitungen lesend, allein; der einzige Klub, dem er je angehörte, der Lichterfelder „Klub der Mißvergnügten", war ein Klub ohne Satzungen.

dem tosenden Toben aller Parteien, dem ewigen zänkischen Zeitungsgezeter, dem kraus verwirrten trüben Gewäsch" überkommen mochte; dann war er in seinem Reich und auch bei seiner Arbeit, denn er war ein „Kopfarbeiter" — alle seine Werke sind zunächst auf langen einsamen Wanderungen entstanden und waren bis in die Einzelheiten hin fertig, wenn er sich unwillig und widerstrebend an den Schreibtisch setzte. „Wer sich langweilt, weil er allein ist, langweilt sich, weil er in schlechter Gesellschaft ist" — das ist eine überaus bezeichnende Eintragung in einem seiner Notizbücher.

Bereits in den ersten neun Jahren seines Lebens hat er in dem abgelegenen Pfarrdorfe Perlin ein Verhältnis zur Natur gewonnen, und es ist kein Zufall, daß seine erste Prosaarbeit (1864) ein Schmetterlingsmärchen ist, daß sein umfassendstes Buch (Reinhard Flemmings Abenteuer) die Heimaterde verherrlicht und daß sein letzter Aufsatz, die „Naturstimmen", mit einem Sonnenhymnus schließt. Sein ganzes Leben war beherrscht von der Sehnsucht nach einem Stück Land; als er sich endlich als Dreiundfünfzigjähriger im Besitz eines kleinen Gartens sah, schrieb er: „Endlich wieder ein Verhältnis zur alten Mutter Erde!" Er hat in diesem Garten dann fast alle Zeit zugebracht, die ihm seine poetische Tätigkeit ließ, und selbst jene Arbeit nicht gescheut, die er „dem Garten etwas zu essen geben" nannte. Anfang Juni 1898 erhielt ich den ersten Bericht über dies sein Sommervergnügen; er schrieb: „Im Garten

herrscht große Üppigkeit, und wir werden bald in Erdbeeren schwimmen. An Mietern habe ich im Nußbaume Rotschwänzchens, über meinem Fenster Fliegenschnäppers und in einem hochstämmigen Johannisbeerbusch Zaungrasmückens. Alle drei Familienmütter sitzen und sehen in kurzer Zeit erfreulichem Familienzuwachs entgegen. Die Äpfel haben gut angesetzt, die Birnen weniger, die Kirschen mäßig, dagegen behüte uns Gott vor der Cholera, denn es gibt ein Pflaumenjahr. Die Stachelbeeren werden mit unseren schwachen Kräften nicht zu bewältigen sein, denn Werner und Helmuth mit ihren kleinen kalten Mägen haben keine große Leistungskraft. Die Rosen sitzen voller Knospen, und ich schätze solche in unserem Garten auf weit über tausend, denn die Rankrosen haben geradezu schrecklich angesetzt und stehen so üppig, daß ungezählte Heerscharen von Raupen vergeblich sich fast um Verstand und Besinnung fressen — sie kriegen sie nicht auf. Eine köstliche Sorte von Radieschen, Non plus ultra genannt und diesen Namen verdienend, kommt schon seit Wochen für den starken Familienbedarf genügend aus dem Garten, die Gurken bilden die ersten Blätter, der Salat schießt, und der Zentnerkürbis fängt an, sich breit zu machen. Hinten im Garten sind lauter kleine Klippschulen für neue Sommerblumen und Stauden. Sie stehen artig und manierlich in Reihen und lernen eifrig wachsen und sind dankbar für Nährsalz und Kompost."

Bei seinem Drang ins Freie und seiner körper-

lichen Rüstigkeit, die erst in den letzten beiden Lebensjahren, da er mit dem Tode kämpfte, abnahm, hatte er allmählich eine Kenntnis der Natur erlangt, wie sie wohl selten vorkommt; er war stolz darauf, daß in seinen Büchern immer die richtigen Schmetterlinge aus den richtigen Gebüschen herausflögen und daß seine Blumen nicht die in der Literatur so verbreitete Gewohnheit hätten, in verkehrten Monaten zu blühen; aber dies Einzelwissen setzte er nur als selbstverständliche Bedingung voraus und sah im übrigen die poetische Aufgabe in der Auswahl charakteristischer Einzelzüge: „man muß einen Blick für die Landschaft als solche haben, und den gibt keine Gelehrsamkeit". Ohr und Auge unterstützten ihn in seinen Beobachtungen; wenn er es gelegentlich beklagte, daß die Kulturmenschheit stumpfe Sinne habe, so hatte er, wenigstens in seinen besten Tagen, keinen Anteil an dieser Entartung; das Anschlagen der Wellen ans Ufer pflegte er schon lange Zeit wahrzunehmen, ehe der Strandwald den Blick auf die See freiließ, und es gab zuletzt keinen deutschen Singvogel, den er nicht auf weite Entfernung an der Art seines Fluges oder an der ersten Gesangstrophe erkannte; „das können die Balg- und Knochenornithologen niemals!" sagte er gern mit einer gewissen Befriedigung. Sein Ortssinn war überaus stark entwickelt. Gegen das Wetter war er gleichgültig, es war für ihn immer „gutes Wetter"; nur die feuchte Hitze der Treibhäuser konnte er nicht vertragen. Bei einem Gewitter ließ er sich nur schwer im Hause halten, und sein Auge

folgte dann ruhelos den verzweigten Flußläufen der Blitze, die sich über den Himmel spannen und mit ihrem Schein den Sträuchern und Gebüschen ein geheimnisvolles Leben verliehen. Er besaß eine eiserne Selbstbeherrschung, und man sah selten Tränen in seinen Augen; aber gewissen Offenbarungen der Schönheit stand er mit dem wehrlosen Herzen des Künstlers gegenüber, und ich erinnere mich einer Juninacht in seinem Todesjahre, wo er allein in seinem Garten einer Nachtigall zuhörte und seine Stimme, als er sich mir zuwendete, seltsam unsicher klang.

Seiner Beobachtungsgabe gelang, um ein Beispiel zu nennen, die Entdeckung, daß der Pirol neben seinen bekannten Flötenrufen noch einen leisen und abwechslungsreichen Gesang hat, ein „wunderliches Gemisch von schwatzenden, kreischenden und schirkenden Tönen"; diese Tatsache war, als er sie bekannt gab, den gelehrten Erforschern der Vogelwelt gänzlich unbekannt geworden. Die „kleinen Vögel", mit denen die herkömmliche Poesie Stimmung zu erwecken sucht, wird man in seinen Schriften vergeblich suchen; er arbeitet immer mit individuell verschiedenen Vögeln und versteht es, Gesang und Art eines jeden in anschaulicher und vor ihm fast unbekannter Weise zu schildern; so, wenn er den zierlichen Gesang des Goldhähnchens mit gesponnenem Glas vergleicht, den Eisvogel einen fliegenden Edelstein nennt oder von dem träumerischen Herbstgesang der Amsel sagt: „Die Amsel zieht ihre Fäden wie Gold". Auch darauf darf vielleicht aufmerksam gemacht werden, daß er

wohl Tiere aller Art humoristisch dargestellt hat, aber nie versucht, sie in empfindsamer Weise zu vermenschlichen. Was die Tiere in seinen Märchen sprechen, liegt immer, wenn man so sagen darf, in ihrem Gedankenkreise; das redende Rotkehlchen philosophiert nicht über ewige Schicksalsfragen, sondern sagt zu dem Wanderer, der durch Genuß der weißen Schlange vogelsprachekund geworden ist: „Ach wat, ik nehm' mi 'n bäten Kees, hei ward mi woll nix dauhn!" und der rätselhafte Herr Picus, von dem man nie weiß, ob er ein Mensch oder ein Specht ist, hat in seiner menschlichen Form durchaus Spechtsgewohnheiten.

Als mein Vater in Berlin am Karlsbade 11 wohnte, öffneten sich die Fenster seines Arbeitszimmers nach der Straße; wenn er aber an seinem Schreibtisch saß, so sah er nur das windbewegte Blätterspiel einer mächtigen Silberpappel, deren Stamm von Efeu umsponnen war. Durch die Zweige dieses Baumes jagten sich die Meisen; Fliegenschnäpper und Gartenlaubvögel rasteten darin, und an Frühlingstagen sang der Krähenhahn, der im Wipfel sein Nest gebaut hatte, sein sonderbares Abendlied, dessen unbeabsichtigte Komik meinen Vater stets von neuem erheiterte. Er nannte dies grüne Wunder des Vorgartens, das übrigens auch den meisten Vorübergehenden auffiel wie der letzte Gruß eines verlorenen Paradieses, seinen „Freund" oder auch „den Baum der Stimme und Gesichte"; ich selber erinnere mich, daß ich einst als Knabe in seinem Zimmer an einer ansteckenden Krankheit zu Bett lag und ihn, wohl zum

erstenmal, bei der Arbeit beobachtete: da saß er, den Stuhl ans Fenster gerückt, die Feder in der Hand, hatte alles, auch meine Gegenwart, vergessen und starrte, während er die Lippen lautlos sprechend bewegte, in das Gewirr der mächtigen Krone — bis er dann, dem Tische zugeneigt, eilfertig anhub, zu schreiben. Er muß wohl damals eine Arbeit vorgehabt haben, die ihm manche Qual bereitete, denn als er eines Tages sein Schlußzeichen, eine in der Mitte durchstrichene Spirale, setzte, sprang er auf, rief „Gott sei Dank!“ und stürmte in das Nebenzimmer, wo er plötzlich, zu allseitiger Überraschung, auf dem Kopfe stand.

Eine andere Unterstützung seiner Phantasie fand er darin, daß er anfing, Vögel in Käfigen zu halten; er behauptete, daß ihm in demselben Augenblick, in dem ein Vogel zu singen anfange, das zu diesem Vogel gehörige Landschaftsbild erscheine. Besonders Ende der achtziger Jahre, als ihn nach einem Aufenthalt im Riesengebirge ein Herzleiden beunruhigte — er konnte damals nicht zwei Stunden gehen, ohne die grauenhaftesten Angstzustände zu erleben — mußte er seine ganze Natursehnsucht auf diese Weise befriedigen. Damals war sein treuester Mitarbeiter ein rotrückiger Würger, denn dieser Vogel, zur Gattung der Spötter gehörig, sang bald wie eine Feldlerche, bald wie die Wachtel, dann ahmte er vollendet den Finkenschlag nach oder gab das knarrende Geschwätz des Drosselrohrsängers zum Besten. Mein Vater saß derweil mit abgewandtem Rücken am Schreibtisch, und vor seinem inneren Auge sah er grünende Saaten,

Kornfelder im Mittagswind, Buchenhallen und Schilfbreiten.

Die Fütterung der Vögel besorgte er selbst, und es war sein Stolz, Insektenfresser durch die Mauser zu bringen, die so empfindlich waren wie die Prinzessin auf der Erbse. Zu diesem Zweck standen auf einem Bord seiner Bibliothek mächtige Steinguttöpfe, mit Pergamentpapier zugebunden, die ihn in den Verdacht eines Leckermauls brachten, jedoch statt der vermuteten Köstlichkeiten eine Mehlwurmzucht enthielten. Ob es wahr ist, wie Herman Grimm gerne erzählte, daß er einst im Eifer des Gesprächs einem Besucher statt einer Zigarre zwei Mehlwürmer überreicht habe, weiß ich allerdings nicht zu sagen. Er selber bemerkt gelegentlich, daß sein Lehrer Friedrich Eggers, der eine Vorliebe für bunte Westen hatte, diese wie eine Ordensauszeichnung an seine Schüler zu verschenken pflegte. Es war jedenfalls auch ein Zeichen großer Gunst, wenn mein Vater von seinen geliebten Mehlwürmern etwas abgab. Er fügte dann solchem Geschenk gewöhnlich einige zierliche Klageverse bei, etwa in der Art:

Die vom Herzen mir gerissen,
Krabbelfroh und fromm und gut,
Ach, wie werd' ich sie vermissen,
Die geliebte Mehlwurmbrut!

Die ich pflegte, die ich nährte,
Die mein Auge liebend traf,
Die so glücklich sich vermehrte,
Fleißig, tugendhaft und brav!

Doch es schallt des Freundes Klage,
Seiner Vögel Hungerschrei,
Und nun heißt es: Herz entsage!
Zeig dich edel, stark und frei!

Kann es bess're Tugend geben
Und noch größern Biedersinn?
Sieh, ich habe tausend Leben,
Und ich opfre sie dir hin!

Einige Vögel, vor allem ein Graupapagei und ein Rotkehlchen, durften zeitweise frei im Zimmer umherfliegen; „ich habe eine Greifhand für Tiere," pflegte er zu sagen, „wenn ich will, dann kriege ich sie in einer Minute!" Starben sie, so verbrannte er sie im Ofen, und einmal erlebte ich es, daß er ein kleines Geschöpf, das sich nicht gewöhnen konnte, aus dem Fenster in die Luft warf mit den Worten: „Mach, daß du fortkommst, ich habe genug von dir!" Es flog davon wie ein Pfeil; er sah ihm nach, blickte dann die übrigen Tierchen an, als wolle er sie hinterherschicken; da hub eins an zu singen, er schloß das Fenster, setzte sich und hörte ihm befriedigt zu. Später, als er in Lichterfelde einen eigenen Garten besaß, hat er keine Vögel mehr in Käfigen gehalten.

Für seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien hat mein Vater besonders bei zwei Menschen Verständnis gefunden: bei seinem Freunde Trojan und seinem Bruder Hermann,*) den er zugleich als Be-

*) Hermann Seidel (1855—1895), starb als leitender Arzt des herzoglichen Krankenhauses zu Braunschweig.

urteiler seiner Schriften schätzte. Ich teile aus den Briefen an Hermann Seidel einige Schilderungen mit:

(Berlin, 3. Februar 1887.) Allerlei Ornithologisches bewegt meine Seele. Auf der letzten Ornisausstellung waren zwei Sumpfrohrsänger, der eine war nicht da und der andere war ein Sonnenvogel. Nein, bei dem letzteren irre ich mich, es sollte ein Gartenlaubvogel sein, in dem Bauer mit dessen Nummer aber saß ein Sonnenvogel und richtete, wie ich selbst mit anhörte, bei bildungsbedürftigen angehenden Ornithologen heillosen Kohl an, denn sie glaubten an den Katalog. Herrliche Gestalten kriechen übrigens bei solcher Gelegenheit ans Licht. Da war so ein verhutzeltes Männlein mit einem längst verstorbenen Hemdkragen und einer schmierigen Schnur um den Hals, die vor uralten Zeiten einmal ein seidenes Tuch gewesen war. Es war angetan mit einem Rocke von einer Farbe, die es nie gegeben hat, angefertigt von einem Schneidermeister aus der Zeit der Völkerwanderung, der schließlich aus Mangel an Kunden Hungers gestorben ist, und trug zu kurze Hosen mit Beutelknien, jedenfalls höchst wertvoll dadurch, daß sie aus der ersten Zeit der Erfindung dieses Kleidungsstückes stammten, richtige Inkunabelhosen. Seine Stiefel hatte Hans Sachs verfertigt in einer bösen Stunde, nicht nach Maß, sondern nach Phantasie, als diese gerade erschöpft war. Solche Leute kriegt man nur auf Vogelausstellungen zu sehen. Ich denke mir, er hat zu Hause zwei federlose Grasmücken,

welche er mit Semmel und Mohrrüben am Verhungern verhindert. Dabei fallen mir meine Rohrsänger ein, welche trotz ruppigen Aussehens sehr fidel sind und sich mit Mausern beschäftigen. Mausern ist wie Examenmachen, ob sie durchkommen, weiß ich nicht. Rotschwanz und Dorngrasmücke sind sehr munter. Hinten in unserem Efeu schläft nachts ein Flug von elf Staren, welche auch bei der größten Kälte sehr munter waren. Weißt Du etwas über das Vorkommen der Beutelmeise in Mecklenburg — in Bredentin im großen Graben war mal ein Nest — so schreibe es mir bitte.

(Berlin, 14. Dezember 1887.) Über das Vogelbuch*) mußt Du aber dich noch gehörig auslassen, bis jetzt habe ich nur von Leuten ohne Sachverständnis Urteile gehört. Ich hoffe, Dir sind die Schwierigkeiten, unter denen ich arbeitete — nach Maß, ohne Auswahl und populär — bekannt. Zudem hat Giacomelli etwas sehr Niederdrückendes an sich. Wenn man solche Sachen sieht wie das Goldhähnchennest, da winden sich doch die Gedärme. Oder die echt französische Lerche, die ‚Vive Boulanger!‘ singt. Oder der Stieglitz und der Buchfink, welche beide nach einem Modell gemacht zu sein scheinen und beide Magenschmerzen haben. Vorzüglich ist auch das

*) „Natursänger" von H. Seidel, mit 110 Originalzeichnungen von Giacomelli 1888, bei Elischer; jetzt auch in einer Ausgabe ohne Bilder, vermehrt um sechs Aufsätze, unter dem Titel „Naturbilder", 1909, ebenda.

Nachtigallenpärchen. Sie müssen in Frankreich furchtbar schlechte Ausstopfer haben.

(Berlin, 8. Mai 1888.) Ich habe jetzt einen Schilfrohrsänger, welcher alles um und um singt. Den Sonnenvogel, der bei ihm sitzt, läßt er gar nicht mehr zu Worte kommen. Das erste, was er tat, als ich ihn ins Bauer ließ, war, daß er dem Sonnenvogel einen furchtbaren Stoß in die Rippen gab, um ihm gleich zu zeigen, wer von nun an Herr sein würde. Dieses gute chinesische Schaf hat einen mordsmäßigen Respekt vor ihm. Dieser Rohrsänger knarrt und schwätzt und pfeift den ganzen Tag, so daß ich mir manchmal wirklich einbilde, hinter mir sei ein großer Sumpf, und ich den eigentümlichen Geruch eines solchen in der Nase spüre. Der sogenannte Frühling ist ja nun da, dies läßt sich nicht mehr leugnen, und gestern im Grunewald beschwor es der Kuckuck bis in die Nacht hinein. Ich fahnde auf ein Blaukehlchen.

Mein neues Buch wird viel besser als das letzte, und wird das erste sein, das sich eines einheitlichen Grundgedankens erfreut. Es heißt „Die goldene Zeit", und leider kennst Du alles, was darin ist. Die goldene Zeit ist die Jugend und das Motto des Buches:

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Sein Anfang ist die Geschichte „Die goldene Zeit" aus Westermanns Monatsheften und sein Schluß die Musik zu dem Liede „Die goldene Zeit". Wenn das

die goldene Zeit für mich nicht herbeiruft, dann gibt's keine Sympathie mehr.

Der Rohrsänger schwatzt mich noch um meinen Verstand, heute reitet ihn förmlich der Gesangsteufel. Manchmal macht er das Filpen von Nestjungen nach, und manchmal ruft er so wie die Schwalben, wenn sie über dem Wasser fliegen. Er scheint mir überhaupt ein wenig zu spöttern. Er singt heute immerzu, als ob er es meterweise bezahlt kriegte.

(Berlin, 31. Mai 1888.) Der Sonnenvogel ist doch weiter nichts als ein öder Ausländer, und ich habe mich seiner mit Schaden wieder entledigt, obwohl er ein riesiger Sänger war. Jetzt bin ich aber im Besitze des einzig wahren, allein seligmachenden Neuntöters.*) Ich kaufte mir vor acht Tagen einen für zwei Mark bei meinem braven Noack. Nach einiger Zeit sang er auch, aber nicht schön. Danach und nach seinem Aussehen hielt ich ihn für einen jährigen Vogel. Als ich nun gestern bei Noack war, da hatte er wieder neue Neuntöter, und darunter war ein alter Herr, bei dessen Anblick mir gleich Naumanns Beschreibung von dem recht sehr alten Männchen einfiel. Alles war so leuchtend und feurig an diesem Tier gegen die anderen, die Brust schön rosenrot und der Hinterkopf dunkelblaugrau. Ich dachte: „Ha!" Er sollte auch nur zwei Mark kosten, und auf

*) Lanius collurio (Neuntöter, rotrückiger Würger, Dorndreher).

der Stelle tauschte ich ihn gegen meinen um, indem ich zugleich den Sonnenvogel für sechs Mark zurückverkaufte. Heute nun schon hat das Biest immerzu ganz wundervoll gesungen. Zuerst war er noch zugedeckt, und mit einem Male höre ich, daß da jemand dreimal hintereinander „gark, gark, gark" sagt, und dahinter kommt ein Finkenschlag, so sauber und niedlich, wie er nur sein kann. Dann nach längerer Pause wieder „gark, gark, gark" und dahinter pickperwick, pickperwick und ein ganzer Strämel Feldlerche. Nachher kam er in Zug, und bis jetzt habe ich schon Wachtel, Lerche, Buchfink, Amsel, Rauchschwalbe und Drosselrohrsänger sicher festgestellt, letzteres ganz ausgezeichnet. Außerdem verschiedene Lockrufe und Bruchstücke von Gesängen, welche ich noch nicht recht feststellen konnte. Ich laure nun immer auf Nachtigall, aber leider wird er wohl aus einer Gegend sein, wo es keine gibt. Diese zwei Mark sind, glaube ich, nicht weggeworfen.

(Berlin, 18. August 1889.) Mein lieber Sohn, wenn ich ein Maler wäre, dann wäre ich mehr als die, welche Du nennst, ich glaube, solchen Landschafter haben wir augenblicklich gar nicht — entschuldige diese Selbstüberhebung.

(Berlin, 11. Februar 1890.) Gestern war ich in der Äginthavogelausstellung, sah in der mich interessierenden Abteilung aber nicht viel Neues. Es war eine weiße Bachstelze da und ein ungeheuer gebildeter Star, von hohem Patriotismus beseelt,

da er immer den Kaiser leben ließ. Was mir am meisten an ihm gefiel, war, daß er so schön im Gefieder war, wie ich es selten gesehen habe. Ein Eisvogel fiel mir durch seine Zahmheit auf. Alle anderen, die ich sonst auf Ausstellungen sah, wollten sich immer umbringen vor Angst. Ein Graupapagei-Albino sollte achthundert Mark kosten; der Schwanz war rot geblieben. Ein Vogelhändler aus Altenburg hatte die philisterhafte Idee gehabt, sämtliche Vögel, die in „Hanne Nüte“ vorkommen, auszustellen. In der Mitte Fritz Reuters Büste. Fand natürlich großen Beifall.

Kürzlich kam das Mädchen und sagte, ein Student wolle mich sprechen. Ich dachte gleich an eine Bettelei und traf draußen einen jungen dünnen Mann in langem Überzieher wie eine Mettwurst, welcher sich in gemessener Entfernung hielt und eine, wie es schien, sorgfältig einstudierte Rede begann, was meinen Verdacht noch verstärkte. Endlich schlugen mir die Wörter „hohe Verehrung“ und „wagen dürfte“ usw. an das Ohr, und ich erkannte die Situation. Mein finsteres Antlitz wurde heller, und ich forderte ihn auf, näher zu treten. Es war schließlich ein ganz netter Mensch, er verehrte mich etwa eine Viertelstunde lang und zog dann hochbeglückt wieder ab.

(Berlin, 29. Dezember 1890.) Auf der letzten Ornisausstellung sah ich viel Schönes von einheimischen Insektenfressern. Es waren auch drei gräßliche Nacht-

schwalben da, welche aussahen, als hätte man vier Wochen lang mit ihnen Drosselkäfige ausgewischt. Sie glichen kleinen in Schmutz gewälzten Strupphühnern und saßen fortwährend stillbrütend über ihr elendiges Schicksal da. Ihre Gedanken waren die eines Pessimisten, der sich sieben Jahre nicht gewaschen hat. Aber sie waren eine wahnsinnige Merkwürdigkeit, und ihresgleichen hatte man noch nie in einem Tiergarten oder einer Ausstellung gesehen. Ach, da habe ich wieder einmal gesehen, daß der Ruhm nicht glücklich macht.

(Berlin, 18. Februar 1892.) Hier war wieder eine Vogelausstellung, die ich pflichtmäßig besucht habe. Als fettgedruckte Ausländer finde ich einen Spix-Ara, einen hyazinthblauen Ara, einen Tritonkakadu und noch so viele, daß ich sie nicht alle abschreiben mag. Einheimische Insektenfresser waren reichlich und zum Teil in schönen Exemplaren vorhanden. Hauptmerkwürdigkeit ein sprechender Kanarienvogel, den ich natürlich mit Verachtung gestraft habe, und ein ganz seltsamer Vogel, nämlich ein junger Malaienbär.

Tu mir den einzigen Gefallen und bringe mir bloß kein Tier mit,*) davor habe ich eine schreckliche Angst. Meine Mehlwürmer genügen mir. Sie sind

*) Hermann Seidel befand sich damals in Ägypten und kehrte, wie zu erwarten stand, mit vielen Kisten voll Gewürm und einer lebenden Gazelle nach Braunschweig zurück.

still, freundlich und genügsam, sie schreien nicht, sie stinken nicht und stiften keine Familienzerwürfnisse. Sie sind ein kleines Kapital, das mächtig Zinsen trägt. Auch erfreuen sie durch ihre bloße Anzahl. Sonntags pflege ich sie zu besehen und wühle ein wenig in ihnen wie ein Geizhals in seinen Schätzen. Wenn die Leute nur nicht kämen und mir immer welche abbettelten, könnte ich noch glücklicher sein. Wenn Du Brugsch-Pascha dort triffst, so grüße ihn von mir.

(Berlin, 22. Februar 1894.) Neulich schrieb ein törichter Mann Namens S..... an mich, der zu einer Vogelschutzkommission gehört, ich solle in einem gelesenen Blatte für das Verbot des Haltens von Käfigvögeln eintreten, da er vermute, nach meinen Schriften, daß ich Sympathie für diese Frage hätte. Ich habe ihm geschrieben, daß er sich schmählich in mir täusche und meine Schriften wohl nicht ordentlich gelesen habe.

Die letzte Ägintheaausstellung war reich beschickt, viele einheimische Insektenfresser, drei Braunkehlchen und drei Steinschmätzer, unzählige Sprosser und Nachtigallen, alle Grasmücken in Menge usw.

Die Merkwürdigkeit war diesmal ein Kuckuck, von einem Kanarienvogelweibchen ausgebrütet. Ein rüpelhaftes Vieh ohne Schwanz, das frech aussah und entweder fraß oder das Gegenteil tat. Seine Vizemutter, die sich ganz an Fleischfutter gewöhnt hat, weil ihr Sohn es so gerne ißt, war ganz fidel

und warf zuweilen zärtliche Seitenblicke auf ihr berühmtes Kind, das sie in alle Zeitungen gebracht hat.

* * *

Natürlich hat sich mein Vater auch über den Zusammenhang der Erscheinungen in dieser Welt seine Gedanken gemacht, und es ist eine oberflächliche Behauptung, daß „Weltanschauungsfragen für ihn nicht vorhanden waren". Seine Schriften zeigen genugsam, daß ihm die Erscheinungswelt ein Gleichnis des Ewigen war, und als ihm einst ein eifriger Kritiker den Vorwurf machte, es fehle ihm an „Ewigkeitsperspektiven", zeigte er mir den kleinen Artikel und beschränkte sich dabei auf die Worte: „Und wenn er in ein Kornfeld sieht, so ist es vor seinen Augen verborgen." Als der Dichter Wilhelm Speck ihn fragte, ob er an eine Vorsehung glaube, erwiderte er: er hätte schon als Ingenieur ohne diesen Glauben nicht auskommen können. Eines seiner besten Gedichte, in dem in ergreifender Weise das Erlebnis der völligen Gottesferne Ausdruck findet:

... Der liebe Gott
Ist tot geblieben. Leer ist jene Stelle,
Und schwarze Finsternis ist dort gebreitet.
Nun muß ich meinen Weg alleine gehn,
Ob auch die Pfade rauh sind und voll Dornen —
Vor mir die Nacht und hinter mir, und ach,
Kein Licht dort, wo ich wandle ...

hat er in der Gesamtausgabe von 1903 stillschweigend gestrichen. Von der Macht des Menschen, seines

Glückes Schmied zu sein, und von der menschlichen Erkenntnis der letzten Fragen dachte er gering. Dafür seien zum Schluß noch zwei Zeugnisse angeführt. 1903 schrieb er mir: „Ich wünsche Dir zu Deinem Geburtstage das Allerbeste. Was das ist, entzieht sich menschlichem Ermessen und muß der himmlischen Vorsehung überlassen bleiben. Ich kann nur wünschen, daß das, was zu Deinem Besten ist, Dir auch immer Vergnügen machen möge." Und 1902 schrieb er: „Die Religion ist der Verzicht auf die (verstandesmäßige) Lösung des Welträtsels, die Philosophie bedeutet die Geschichte der menschlichen Irrtümer beim Versuche dieser Lösung." Mündlich fügte er hinzu: „Zuletzt ist alles ein Glauben."

Als er am 31. Oktober 1906 müde und schweigend zum letztenmal durch seinen Garten ging, in dem trotz der späten Jahreszeit Seidelbast, weiße Rosen und hellrote Nelken blühten, und dann ins Krankenhaus davonfuhr, wußte er, daß er sein Haus nicht wiedersehen würde. Es war ein schöner Tag, und lichte Wolken standen am Himmel. Er hatte einst von ihnen gesungen:

Ihr Wolken des Himmels —
Heiter und rosig
Strahlt ihr am Morgen,
Und ach, so selten
Bringt uns der Mittag
Schöne Erfüllung.
Doch nach der Stürme
Grausigem Tosen
Und nach des Regens

Unsäglichen Fluten
Taucht euch des Abends
Versinkende Sonne
Schwindend noch einmal
In rosigen Schein —
Hoffnungsvoll deutend,
Daß hinter des Todes
Dunklem Verhängnis
Wohl noch ein schönerer
Morgen uns blüht.

Unser Vater

Es ist in den vorliegenden Blättern vielfach davon die Rede gewesen, was mein Vater als Poet erstrebt hat und was er anderen durch seine Kunst bedeutete; freilich konnte dies immer nur gelegentlich der Fall sein in einem Buche, das in der Hauptsache persönliche Erinnerungen wiedergeben will und über das Erntefeld eines vergangenen Lebens gleichsam mit der Hungerharke einherfährt. Der Verfasser hat keinen biographischen Ehrgeiz; es genügt ihm, allerlei vergessene Halme und Blumen zum Kranz zu winden und sie denen darzubieten, die daran Freude haben mögen. So ist es vielleicht auch erlaubt, einmal auszusprechen, was er uns Kindern war; sollte es sich dann herausstellen, daß er in den folgenden kleinen Bildern zuweilen nur als Staffage vorübergeht, ein Wanderer, der im fernen Walde verschwindet, während die Kinder auf ihrer grünen Wiese spielend zurückbleiben, so kann ich nur sagen, daß auch die Kindheit, die wir gehabt haben, von ihm geschaffen wurde. Wohin sich in Zukunft die Wege der Seinen wenden werden, läßt sich nicht sagen, und die Öffentlichkeit hat damit nichts zu schaffen; was wir aber in jenen Jahren erlebt haben, da er unter uns war, ist zuletzt nur ein Stück *seines* Lebens.

Hier ist nun zunächst auszusprechen, daß er uns

Kindern allezeit der V a t e r gewesen ist und daß es sehr lange gedauert hat, ehe wir merkten, daß auch andere an seinem Werk und Leben Anteil nahmen. Auch wenn er keine Zeile geschrieben hätte, würden wir mit unserer Mutter ihm gegenüber das Gefühl der Lebensbereicherung und des tiefsten Dankes bewahren. Er hat nicht nur, oft unter Entbehrungen, für uns gesorgt; was er uns gab, war besser und größer, nämlich das unvergeßliche Bild eines wahren, treuen und selbstlosen Mannes.

Auch wer die Lebensleistung meines Vaters gering einschätzt, wird um die Tatsache nicht herumkommen, daß der Name Heinrich Seidel in gewissen Jahren in vieler Munde war und auch heute noch mit Achtung genannt wird. Über diesen Zustand — man nennt ihn ja wohl „Berühmtheit" — hat mein Vater selber sehr kühl gedacht. Er hat Liebe und Vertrauen höher eingeschätzt als den Ruhm. So schrieb er 1892: „Ich werde jetzt alle Tage ein bißchen berühmter. Ich werde mir nächstens einen Lorbeerkranz machen lassen und ihn stets beim Dichten aufsetzen. Oder meinst Du, daß ein Spickaal mich besser kleiden würde?" Das ist nicht das Wort eines selbstgefälligen Mannes. Er freute sich gewiß der Anerkennung, zumal da er darauf fast dreiundzwanzig Jahre hatte warten müssen, aber daß aus ihm etwas Besonderes gemacht wurde, ging ihm von Anfang an wider die Natur. Dem Geiste eitlen Literatentums hat er stets sein Haus verschlossen, und wir Kinder danken es ihm, daß wir ihn als „berühmten Mann" erst kennen lernten, als wir

längst durch ihn gelehrt waren, die Wertlosigkeit des Scheines und aller jener menschlichen Einbildungen zu erkennen, die sich mit einem Wirken in der Öffentlichkeit verbinden. Wir haben als Kinder nie etwas Besonderes darin gesehen, daß er jene seltsame Kunst besaß, wehrlosen Geschöpfen das Herz im Leibe umzudrehen und ihnen Lust und Schmerz zu schenken in einer Seligkeit; wenn wir über den kleinen Engelbert weinten oder uns erheiterten an Eugen Knillers Geizkragenseele, so war uns kaum bewußt, daß es sich hier um literarische Leistungen handle. Wir wußten ja, wie er erzählen konnte, und vielleicht fanden wir seine Kunst, indianische Bogen herzustellen, Rohrflöten zu bauen und aus Streichholzschachteln, Hölzchen und Siegellack Eisenbahnzüge anzufertigen, nicht minder bemerkenswert.

Wenn ich mich frage, wie er uns erzogen hat, so komme ich in einige Verlegenheit; „gar nicht" wäre eine falsche Antwort, dagegen kann man auch nicht sagen, daß er in bemerkenswerter Weise durch Strafen oder Ermahnungen eingriff. Nun liegt ja die Erziehung in den meisten Familien bei der Mutter, auch in der unsrigen war es nach vielen Seiten hin nicht anders; dennoch haben wir alle eine starke Einwirkung auch von ihm erfahren. Sie erfolgte durch das Beispiel seines ganzen Lebens und durch Schweigen. Ihn schweigen „zu hören", zählte nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins. Man verlor plötzlich seine Existenz; die besten Rechtfertigungsgründe, die man soeben noch mit der Wortfülle des schlechten

Gewissens vorgebracht hatte, standen auf ihren dünnen Beinen nackt und kümmerlich da und froren sich zu Tode. Wesentlicher aber erscheint mir heute das, was er vor unseren Augen war. Er konnte viel Derbheit vertragen und war nicht zimperlich mit Worten; etwas Unreines und Niedriges aber haben wir nie aus seinem Munde gehört. Gewisse Witzblätter, die unter dem Deckmantel der Kunst auf die erbärmlichsten Instinkte der menschlichen Natur spekulieren, duldete er nicht in seinem Hause; er rechnete dazu auch nach dem überwiegenden Teil seiner Beiträge den Münchner Simplizissimus, was auf die Gefahr hin gesagt sei, daß Leute, die ihre Gründe dazu haben, fortan sein Bild als das eines engherzigen und unfreien Mannes entstellen. Wer ihn kannte, weiß, wie wenig engherzig er war. Ich war noch nicht vierzehn Jahre, als er mir erlaubte, Goethes Faust, den ungekürzten Don Quixote, Gulliver und den Gil Blas des Lesage, alles von Dickens und Storm zu lesen; sehr bald darauf gab er mir auch E. T. A. Hoffmann und den „Grünen Heinrich" von 1854 in die Hand.

Gänzlich frei war er vom „Schulehrgeiz", gegen den sich ja auch schon mancher Berufserzieher gewendet hat; er wußte aus vielfacher Erfahrung, wie wenig glänzende Schulleistungen für die spätere Entwicklung zu bedeuten haben. „Der Hohn des Schicksals hat mir jetzt zwei Primusse beschert," schreibt er einmal über zwei seiner Söhne und teilt dann mit, daß der dritte wenigstens mit einem Zeugnis Nr. 2 b nach Hause gekommen sei. „So gibt es bei jedem Ver-

hängnis doch immer einen kleinen Trost.“ Überhaupt schätzte er die gegenwärtigen Unterrichtsweisen gering ein und behauptete kaum mit Unrecht, daß in der Regel die höhere Schule mehr verderbe als entwickle; wer vom Gymnasium komme, habe meistens die Fähigkeit eingebüßt, zu sehen und die bunte Welt der Erscheinungen in sich aufzunehmen. Daß er trotzdem im Hause die Achtung vor dem Lehrer unterstützte und seine Kinder anwies, Schulärger und gelegentliche Unbilligkeiten nicht tragisch zu nehmen, zeigt, daß er sich auf die Erziehung verstand. Eine starke Abneigung hatte er gegen Altklugheit und frühreifes Wesen; er war der Ansicht, daß Kinder gar nicht lange genug Kinder bleiben könnten und zum Beispiel in Abendgesellschaften nichts zu suchen hätten. Auch gegen jede Schaustellung und Vorführung, wie sie eitle Eltern nur zu gerne mit ihren Sprößlingen anstellen, war er von Anfang an eingenommen. Zwischen seinem Willen und dem unserer Mutter gab es keinen Unterschied, wie es denn in unserem Hause nie vorgekommen ist, daß die Mutter etwas vor unserem Vater verborgen hätte oder umgekehrt. Er war milde in der Beurteilung aller Verfehlungen, die aus kindlicher Übereilung, Übermut und Unachtsamkeit hervorgingen, hart wohl nur gegen die Lüge, die er ein paarmal, was auch genügte, durch körperliche Züchtigung bestrafte. Später hat er mir erzählt, daß er sich in jenen Fällen nicht anders hätte helfen können, er habe es aber als einen Mangel empfunden, nicht ohne solche Mittel auszukommen.

Es hat immer etwas Bedenkliches, wenn ein Mensch mit Kindern nichts anzufangen weiß oder diese gar als eine widerwärtige Begleiterscheinung des Lebens ansieht; kaum ein Wesenszug verrät sicherer die Selbstsucht und Minderwertigkeit eines Charakters. Derlei trübselige Geister pflegen sich an anders gearteten Erwachsenen dadurch zu rächen, daß sie diese als große Kinder bezeichnen und ihnen den Makel der „Harmlosigkeit" anheften. Auch mein Vater ist diesem Schicksal nicht entgangen. Weil er im Kinde den Menschen sah, aus dem noch alles werden kann, und in seiner Kunst immer wieder versuchte, Kinder darzustellen (eine sehr schwierige Aufgabe, wie jeder Kenner weiß), so gilt ein Teil seines Werkes vielen Beurteilern als belanglos; es ist ihm sehr bitter gewesen, daß ein Mann, den er sonst schätzte, den ersten Band des Reinhard Flemming mit Rücksicht auf die große Lesermasse vom Abdruck in einer bekannten Zeitschrift ausschloß; „dieses Buch sei als eine Geschichte von lauter Kindern in einem Familienblatt unmöglich und der Verfasser möge es als Jugendschrift herausgeben" — eine etwas befremdliche Anschauung, da im Grunde erst der Erwachsene den Reiz von Kinderschilderungen restlos nachempfinden kann und der Stoff eines Buches doch wenig zu bedeuten hat gegenüber der Art, wie er bewältigt wird. Gerade weil das Leben des Kindes im ganzen noch unbelastet ist von Schicksalswendungen und Verwicklungen, die mit ihrem Spannungsreiz die allgemeine Teilnahme erwecken, gehört die höchste

Kunst der Persönlichkeitsschilderung und Beobachtung dazu, das kindliche Leben und die ahnungsvolle Welt der Unerwachsenen dem Leser nahezubringen. Daß meinem Vater dies mehr als einmal gelungen ist (Jorinde; Nachbar der Sterne; Engelbert; am See und im Schnee; R. Flemmings Abenteuer; Kinderlieder und Geschichten; Wintermärchen), werden auch strenge Beurteiler zugeben müssen. Gerade nach dieser Seite seiner Kunstübung hin wird man das Wort Neckers zu beachten haben, daß sich das Verständnis seiner Kunst vorwiegend erst Menschen erschließe, die ein Stück Lebenserfahrung hinter sich haben. Übrigens hat er bei seinen Kindermärchen ebensosehr an erwachsene Leser gedacht wie an Kinder; die einen würden sich, meinte er, an den bunten Spielen der Phantasie erfreuen, die anderen an dem, was zwischen den Zeilen zu lesen sei. Freilich müsse einer diese Kunst verstehen; die Masse der Durchschnittsleser (und auch höchst gelehrte Leute gehörten dazu) sei im allgemeinen nicht geneigt, Gedankengänge, die in Leben und Anschauung umgesetzt sind, aufzufassen.

Mein Vater hat sich zu allen Zeiten viel mit seinen Kindern beschäftigt, nicht indem er sie bewunderte und in sie hineinblickte wie in einen goldenen Becher — dazu war er zu wahrhaftig — sondern indem er für sie zu haben war und sich mit ihnen abgab. Selbst beim Arbeiten verschloß er nicht sein Zimmer; er besaß die Kunst, sich stören zu lassen, in beschämendster Weise. „Ich sehe," sprach er dann wohl, „daß du einen Bogen Papier brauchst, und der Himmel weiß,

warum es jetzt sein muß: aber hier ist er!" Worauf er einen freundlich ansah, sichtbar in einen Brunnen der Nachdenklichkeit hineinfiel und weiterschrieb, als sei nichts geschehen. Später, als wir vernünftiger waren und ihn schonten, fragte ich ihn einmal, wo er sich diese beneidenswerte Gabe der augenblicklichen Konzentration erworben habe. Er antwortete durch die Gegenfrage: „Hast du schon mal in einer Eisengießerei lyrische Gedichte gemacht? Ich hab' es!"

Wie oft hat er uns auf Spaziergängen mitgenommen! Als wir noch am Karlsbade wohnten, gab es kaum einen Tag, an dem er nicht, durch die Matthäikirchstraße gehend, den Tiergarten aufsuchte; den Rückweg nahm er dann meist am Kanal, vorüber an der alten chinesischen Gesandtschaft. Oft begegnete uns Fontane, in seinen berühmten Schal eingewickelt, und noch öfter kam Julius Rodenberg uns entgegen, von dem mein Vater zu sagen pflegte: „Das ist der Mann, der die besten deutschen Novellen zugeschickt bekommt." Ich wußte lange nicht, was das für Tiere seien, dachte, es wären wohl fremdartige Vögel, und stellte ihn mir vor, wie er aus Husum und Zürich (diese Orte nannte mein Vater; Gott allein mochte wissen, wo sie lagen) geheimnisvolle vergitterte Kästchen empfing, in denen es schnirkte und trillerte. Hatten wir den Tiergarten erreicht, so begann ein wunderliches Spiel. Mein Vater nahm eine geflammte Glaskugel und warf sie mit Macht voraus, worauf wir hinterherstürmten, um sie einzufangen. Dies wiederholte sich ununterbrochen, es wurde dabei

nicht geredet, und mein Vater gewann Zeit, zu arbeiten, denn auf solchen Gängen schrieb er im Kopf Geschichten und erfand Sonderlinge.

Freilich war er nicht immer „im Lande Nirgendwo". Daß wir mit ihm alles, was flog oder im Grase blühte, betrachteten, braucht kaum gesagt zu werden. Wir haben in einem kalten Winter selbst Eisvögel im Tiergarten beobachtet, kannten einen Baum, auf dem Waldkäuze wohnten, erlebten die merkwürdige Einwanderung der Amsel und der wilden Enten, und wußten, wo es Immergrün und Parasolpilze gab. Auch verbessert haben wir, so gut es in unseren schwachen Kräften stand, die etwas dürftige Tiergartenflora. In der Nähe eines Reitweges (der Kenner weiß, warum) haben wir die Blume Fingerhut gesät und die Freude gehabt, daß sie dort drei Tage mit vielen roten Honigbechern blühte; am vierten war sie verschwunden. Der Tiergarten hatte damals noch etwas dschungelartiges an sich, und auf den „wilden Wegen" begegnete einem höchstens ein preußischer Prinz, der, wie es hieß, auch Gedichte machte. Besonders beliebt war der Besuch des „Kakaobaumes", eines morschen alten Stammes, der in seinem Innern ein mulmiges Pulver von rötlicher Farbe enthielt; wir trugen es in kleinen Schachteln sorgfältig nach Hause, und mein Vater stand während der Entnahme dieser Kostbarkeit geduldig dabei und bestärkte uns in dem Glauben, daß nicht jeder so glücklich sei wie wir.

Ich selber habe als der älteste wohl die meisten

Spaziergänge mit ihm gemacht, während meine Brüder ihm später im Lichterfelder Garten halfen. Aus der frühesten Zeit sind mir besonders drei Bilder im Gedächtnis geblieben. Einmal begegnete uns, als wir Anfang der achtziger Jahre unseren Weg am Kanal nahmen, der Maler Fritz Werner, schon damals kein junger Mann mehr, ein lieber Freund meines Vaters. Er führte uns in seine Wohnung und war von einer seltsamen Güte gegen mich; später hörte ich, er habe gerade in jener Zeit seinen einzigen Sohn verloren. In dem halbdunklen Zimmer, in das er uns eintreten ließ, stand ein mächtiger Schrank, und aus diesem Schranke tat sich alsbald eine der wundervollsten Muschelsammlungen des Festlandes hervor. Auch mein Vater ging damals bei der Betrachtung aus seiner gewohnten Ruhe heraus, so seltsame und groteske Bildungen bedeckten alsbald den spiegelnden Tisch und flammten wie Mondsilber und Purpur; einige Seltenheiten waren von einer Winzigkeit, als seien sie am Strande von Liliput aufgelesen; um sie zu besehen, mußte man das Vergrößerungsglas zu Hilfe nehmen. Andere lagen wie der Schmuck einer morgenländischen Kaiserin auf blauem Sammet, und noch andere wohnten wie eine afrikanische Medizin in zugekorkten Glasröhrchen. Noch sehe ich uns vor mir: ich selber mit einem getüpfelten Gehäuse in der Hand, dem zwischen den Zähnen ein Zettel mit dem Zauberwort Ostindien steckt; die beiden Männer in flüsterndem Gespräch begriffen über die abenteuerlichen und mit Mord und

Totschlag verbundenen Wege, auf denen eine kleine unscheinbare Muschel, die der Maler in der Hand hielt, schließlich in sein Haus gekommen war.

Ein anderes Mal gingen wir zusammen durch Schwerin. Wir waren dabei allmählich in eine fast ländliche Gegend gelangt, denn zur Rechten lag ein Teich, in dem buntgeflügelte Enten schwammen. Und dort saß ein Mann, auf einem Kinderstühlchen, wie mir schien, und hatte vor sich ein schräges Brett aufgestellt. Das Brett war weiß, und das wunderbare war, daß jener Mann mit langen spitzen Pinseln den Teich und alles, was dazu gehörte, auf dieses Brett malte. Ich sah ihm über die Schulter und begriff nicht, wie er einen Fußsteig auf einer glatten Fläche anlegen konnte, der ordentlich in die Tiefe hineinging; ich dachte, er müßte auf der Rückseite des Brettes wieder herauskommen — aber da war nichts zu sehen als braune Holzfarbe. Als ich dann an der Hand meines Vaters weiterging und wir schon lange Korn und roten Mohn zu Begleitern hatten, mußte ich plötzlich sagen: „Ich habe es deutlich gesehen: es ging durch und es ging nicht durch!" Mein Vater lachte und sprach: „Ja, es sind Teufelskerle, aber sie können es!"

Und noch ein Bild wird lebendig: Wir sind den ganzen Tag mit der Eisenbahn gefahren und steigen in Hirschberg aus, wo zwei Wagen auf uns warten. Es ist mir vorher viel von dieser Reise ins Gebirge erzählt worden. Wir sollen in einem Tal wohnen, und ich stelle mir eine tiefe Schlucht darunter vor, in der man den Himmel kaum sehen kann, weil blau-

grüne Zweige sie zudecken. Zuweilen wird es ganz finster in ihr: dann donnert eine Lawine über sie hinweg, und zuweilen kommt mit gelben, hungrigen Augen der Lämmergeier und holt sich Kinder; ich hoffe im Stillen, daß er sich an Sextaner nicht heranmachen wird, bin aber meiner Sache nicht ganz sicher. Doch das Gebirge wartet noch in der Ferne, und wir fahren dahin. Wir kommen an weißen Landhäusern vorüber; auf den Rasenplätzen der Sommergärten blühen Rosenstöcke, und große blauschillernde Glaskugeln stehen wie geheimnisvolle Wunder fast vor jedem Haus. Aber das Schönste sind allerlei zierliche, lachende Wesen, die in leichten blumengestickten Kleidern durch die Steige rauschen; ich denke in meinem elfjährigen Herzen, daß es herrlich sein müsse, mit ihnen zu spielen und ihnen ins Gesicht zu sehen, mir wird ganz wunderlich in dem behaglichen Gefühl dieses Gedankens, und ich drehe vorsichtig meinen Kopf herum, um jenen Zaubergarten noch einmal zu sehen; allein der ist schon verschwunden, und ich erblicke nur, in einer großen Staubwolke, den zweiten Wagen, in dem die Frauen mit den Tragekindern sitzen und uns zuwinken. Das ist auch nicht übel; ich komme mir auf einmal vor wie ein fast erwachsener Mann und sehe ernst und feierlich zu, wie mein Vater und sein Freund Martens sich benehmen, und beschließe, es ihnen gleich zu tun.

Wir fahren dahin, und alles geht an uns vorüber wie ein Traum.

In der Bibliothek

Den kleinen Erinnerungen an die Bibliothek meines Vaters möchte ich einige Mitteilungen voranstellen, in denen er sich selber über die Neigung, Bücher zu sammeln, ausgesprochen hat. „Wie mancher Sammler," so heißt es dort, „hat wohl den brennenden Wunsch, einmal ungestört auf den stillen Bodenkammern alter Patrizierhäuser nach vergessenen Büchern stöbern zu dürfen. Denn dort ruhen gewiß noch manche Schätze verborgen, schweinslederne Scharteken, vom Besitzer nicht gekannt und gar verachtet, obwohl gerade die schweinsledernen, wie der Rentier Zademack in der bekannten Posse sagt, die besten sind. Nur der Bücherwurm interessiert sich für sie, indem er seine kümmerliche Nahrung aus ihnen zieht und sie von oben bis unten durchbohrt, so daß oft jegliches Blatt an derselben Stelle mit einem zierlichen runden Löchlein geziert ist. Oder er zieht es vor, seine Wanderungen in horizontalem Sinne anzustellen und in die einzelnen Blätter wunderliche labyrintische Gänge zu fressen. Ich habe mir die Tatsache, daß diese so seltsam geschweift verlaufen, nicht anders zu erklären gewußt, als daß der Bücherwurm eine besondere Vorliebe für einzelne Buchstaben besitzt und diesen stärker nachtrachtet, wie

es ja denn auch sofort einleuchtet, daß ein weiches d leichter zu verdauen sein muß als ein hartes t. Wovon sich aber dies frugale Insekt in früheren Zeiten ernährt hat, als es noch keine Bücher gab, dies ist ein Rätsel, über das ich trotz tiefen Nachdenkens keine Auskunft zu geben vermag.

„Starke literarische Interessen ähnlicher Art hat auch die Maus, und man hat bisher allgemein geglaubt, daß sie Papier fräße, wenn keine andere Nahrung sich darböte. Ein unsterbliches Verdienst meines Freundes Johannes Trojan besteht aber darin, nachgewiesen zu haben, daß solches nicht der Fall ist, sondern daß sie aus den fein zernagten Papierfragmenten ein ungemein weiches und molliges Nest für ihre Jungen bereitet, dem Grundsatze folgend, daß für unsere Kinder das Beste eben gut genug ist. Spätere Forscher wollen nämlich bemerkt haben, daß sie gerade die seltensten und kostbarsten Werke für diesen Zweck am meisten schätzt und daß jede richtige Mäusemutter den Ehrgeiz besitzt, für ihr Nest vorzugsweise Unika zu verwenden.

„Weitere und nicht die ungefährlichsten Feinde der alten und neuen Literatur sind die Kinder, indem sie Bücher zu allerlei ungewöhnlichen Zwecken, zum Beispiel als Bausteine und Wurfgeschosse, mit Vorliebe verwenden. Vor allem verderblich wirkt die aufregende und gründliche Art, in der solche Bücher, wenn sie sich durch Bilderschmuck auszeichnen, von jüngeren Kindern „besehen“ werden. Streitigkeiten, die bei dieser Gelegenheit nicht selten aus-

brechen, werden stets auf Kosten des Buches entschieden. Welche Schätze auf diese Art oft zugrunde gehen, mag der Umstand beweisen, daß einer meiner Bekannten einst in einem Hause, wo er als Arzt verkehrte, die kleine Passion von Dürer in seltener Vollständigkeit und den besten Abdrücken in den Händen der Kinder fand, die sie als Bilderbuch zu besehen pflegten. Es gelang ihm leicht, von dem Vater „die alten häßlichen Bilder" zu erhalten, und diese bilden jetzt den größten Schatz seiner Sammlung. Ohne solche glückliche Dazwischenkunft wäre aber das Schicksal dieser hochgeschätzten Blätter besiegelt gewesen. Das Geheimnis, daß einer der wenigen Buchhandlungszweige, die sich noch heutzutage der Blüte erfreuen, auf dem Gebiete der Kinderliteratur zu suchen ist, darf man nicht zum geringsten Teile darauf zurückführen, daß infolge der ungemein starken Besehkraft unseres jugendlichen Nachwuchses der Verbrauch ganz beträchtlich ist. Ja es gibt Heroen und Drachentöter unter diesen Hosenmätzen, vor deren Heldenkraft das ‚unzerreißbare Bilderbuch' so wenig Bestand hat wie Märzenschnee.

„Als eine vierte und gefährlichste Quelle des Verderbens für alte Bücher ist der ungeheure Bedarf der Krämer und Dütendreher an Einwickelpapier zu bezeichnen. Diesen Weg sind wohl die meisten alten Bücherschätze gegangen, und man möge sich den unsagbaren Schmerz eines fanatischen Sammlers vorstellen, wenn er sein Stückchen Käse oder seinen geräucherten Hering in ein Blatt eines alten Buches

eingewickelt findet, dem er zeitlebens vergeblich nachgetrachtet hat. Welcher Wert zuweilen in einem so unscheinbaren Gegenstande stecken kann, mag folgendes beweisen. Einer meiner Freunde kaufte bei einem Antiquar eine altfranzösische Novellensammlung für fünfzehn Mark. Das Buch kam ihm gleich verdächtig vor, und um sich zu überzeugen, schickte er es nach Paris an einen der ersten Kenner und Antiquare zur Abschätzung. Nach einiger Zeit schrieb ihm dieser zurück: Fünfzehnhundert Franken seien bereits für das Buch geboten, ob er es dafür fortgeben oder weitere Gebote abwarten wolle. Es war nämlich, wie mein Bekannter schon vermutet hatte, die sehr seltene und von Sammlern gesuchte erste Ausgabe dieses Buches.

„Wenn nun so ein Werk alle diese Fährlichkeiten, wozu auch noch besonders die Einwirkungen des Feuers und des Wassers gehören, glücklich überstanden hat und in die Hände eines Bücherfreundes gefallen ist, da sind seine Leiden zu Ende, es erfreut sich eines behaglichen Platzes und einer gesicherten Existenz, Wohlwollen und Beachtung werden ihm zuteil und die liebevollste Behandlung.“

Auch mein Vater ist ein Büchersammler gewesen, und auf manchem Bande seiner Bücherei ruhte sein Auge mit Wohlgefallen. Aber er war nie ein Bibliomane und behielt bis zuletzt die Fähigkeit, selbst Seltenheiten ersten Ranges an irgend jemand, dem er eine Freude machen wollte, zu verschenken. Er schätzte das wohlausgestattete Buch, war aber der

Meinung, daß die erlesensten Ausgaben nichts taugten, wenn sich der buchausschmückende Künstler einbilde, seine Arbeit habe gegenüber der Arbeit des Poeten einen selbständigen Wert. Häufig sprach er über die heute so verbreitete Büchernarrheit, die sich einzig freut am geschmackvollen Einband, an einem Vorsatzpapier, auf dem weiße Hirsche durch grünen Spinat springen, an der Type „die ein Meister geschnitten hat", am Ornament, das Seite für Seite den Text verschlingt, an jener Kabbala, die die Seitenzahlen überall dahin setzt, wo sie der gewöhnliche Sterbliche nicht vermutet, am Papier, dessen Lumpenstammbaum auf der ersten Seite feierlich genannt wird; für diese kindliche Lust, die vor lauter „Ausdruckskultur" gar nicht dazu kommt, das angebetete Buch auch zu lesen, hegte er nur schweigende Verachtung. Er hatte mancherlei wackere Werke zusammengebracht, die edlen Inhalt in würdiger Ausstattung darboten, aber wenn er eines von ihnen seiner Sammlung hinzufügte, so tat er es aus dem veralteten Bestreben, dies Buch auch zu lesen. Er sammelte Originalausgaben, weil es gut sei, einen firnen Kometenwein auch aus einem alten Römer zu trinken, und weil der Geist der Vergangenheit nicht nur aus den fremdartigen Sätzen und Gedankenspielen eines Buches, sondern auch aus seinem lavendelfarbenen Kleide, seinen als Vignetten dargebotenen Fruchtkörben, Urnenhügeln und springenden Löwen dem Leser entgegen komme. Auch über Bücherillustrationen hatte er seine besonderen

Gedanken und ließ auf diesem Gebiet nicht allzuviel gelten; besonders häufig beklagte er, daß allzuoft die Zeichner über die Grenzen ihres Vermögens hinausgingen und darzustellen versuchten, was der Poet mit seinen Mitteln zehnmal besser veranschaulichen könne. „Der Illustrator," pflegte er zu sagen, „soll unsere Phantasie nicht vergewaltigen; seine Kunst ist die Andeutung, die Arabeske; aber das merken die wenigsten, malen hin, was höchstens der Dichter wagen darf, und kaum hat sich der Leser in seiner Phantasie ein göttliches Bild gemacht, dann kommt der Illustrator angejagt und schlägt ihm das Wunderwerk zusammen; es ist gerade so, wie in Schillers Turandot, wenn die Worte gesprochen werden: „Schau her und bleibe deiner Sinne Meister!" Alles ist aufs höchste gespannt, und was sich entschleiert, ist Fräulein Piefke aus Schmalleninken!"

Wenn ich von der Bibliothek meines Vaters spreche, so ist das ein feierliches Wort; er hat es nie dazu gebracht, seine Bücherschätze in einem besonderen Zimmer aufzustellen. Er saß an seinem Eichenschreibtisch, den ihm unsere Mutter einst geschenkt hatte und auf dem ein schon früher ihm gehörender Aufsatz mit Fächern stand; hinter ihm aber und wo sonst in dem kleinen, von den Gartenbäumen stark beschatteten Zimmer Platz war, standen seine Bücherschränke. Der Schreibtisch hatte eine schwer aufzuziehende Schieblade, in die er Briefe hineinstopfte; diese Schieblade hieß das Massengrab, und die Redewendung: „wenn ich das Massengrab einmal aufräume..."

bezeichnete einen in der Nähe des jüngsten Tages liegenden Zeitpunkt. Was auf dem Schreibtisch lag, spottet eingehenderer Schilderung; es war ein Berg von Papier und Schriften und sehr vielen anderen Dingen, die nach Art der trojanischen Schichten die verschiedenen in den Ozean der Vergangenheit gesunkenen Zeiträume darstellten. „Ich muß immer in meinem eigenen Müll sitzen," pflegte er zu sagen, und man kann zugeben, daß er sich in seinem Müll gut zurechtfand. Die verschiedenen Papierhaufen bändigte er durch schwere Gegenstände, unter denen die Schneide eines Feuersteinbeils angenehm auffiel. Die für Fremde unlösbare Frage, in welchen Streichholzschachteln Blumensamen und in welchen Schwefelhölzer zu finden waren, löste er ebenso sicher wie die Entscheidung darüber, ob ein Kasten aus Zedernholz Zigarren oder photographische Films enthielt. Oben auf den Schränken aber und auf dem Aufsatz standen alte Deckelkrüge, die in früheren Zeiten aus dem grünen Zaubertuch eines wandernden Antiquars herausgekommen waren. Auch ein Bildwerk befand sich dort, erinnernd an eine Redaktion, die die Beiträge ihrer Mitarbeiter durch Kunstgegenstände zu honorieren liebte („welches eine schändliche und verabscheuenswerte Gewohnheit ist"). Radierungen hingen an den Wänden: ein Geiger von Röhling, der fidelnde Tod von Böcklin, der „Mann mit der Nelke", ein lesender alter Mann von Rembrandt, sowie das Lenbachsche Porträt von Wilhelm Busch. Ein Stich, darstellend die holde Erscheinung der

„jungen Gräfin“, sowie die Zeichnung des Berliner Bienenschauers erinnerten an die Heimat. Das Bild unsrer Mutter sah auf ihn herab, wenn er lesend auf dem Sopha lag.

Schritt man durch den Lichterfelder Vorgarten, so konnte man ihn häufig sehen, wie er auf seinem Stuhl eine Wendung gemacht hatte und gerade ein Buch aus dem hinter ihm stehenden Bord herausnahm. Es war dies der „Garten der Romantik“; er hatte für diese Poetenschule viel übrig, am meisten aber für E. T. A. Hoffmann, dessen Werke er am Ende seines Lebens vollständig besaß. Als er anfing, Hoffmanns Schriften zu sammeln, war dieses einzige Genie unter den Romantikern den meisten Lesern unbekannt geworden. Er selber hatte Hoffmanns Werke schon als Knabe kennen gelernt; einer seiner ersten Prosaversuche, der noch unter den Augen seines Vaters entstand, war eine Nachahmung des „goldenen Topfes“. Eine weitere Beziehung zu Hoffmann befindet sich im Einleitungsgedicht zu den „Winterfliegen“.*) Es heißt dort bei der Schilderung eines Winterabends:

„Ein Märchen les' ich gern in solcher Zeit,
Den alten Hoffmann hab' ich aufgeschlagen:
‚Der goldne Topf‘, die ‚Königsbraut‘ und auch
‚Des kleinen Zaches‘ putzige Geschichte,
Das liest sich gut in solcher Winternacht.
So lieg' ich nun gemächlich hingestreckt,

*) 1880; der Inhalt dieses Buches ist in die Gesamtausgabe der Gedichte (1903, Cotta) übergegangen.

Zuweilen schlürfend goldig klaren Trank
Aus Chinas Flur, dem aus kristallner Flasche —
Zu Ehren Hoffmanns — beigefügt ein Schlückchen
Des Feuersaftes aus Jamaika."

Die Wirkung der Hoffmannschen Schriften auf jugendlich-empfängliche Gemüter hat er, Kindheitserinnerungen wiedergebend, mehrfach und mit stets wachsender Kunst geschildert, so im „Schwarzen See" (1871) und vor allem im dritten Bande seines Reinhard Flemming (1906). Seinen Wintermärchen stellte er (1885) die nie genug zu beachtende Kunstregel aus den Serapionsbrüdern als Motto voran: „Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden"; er pflegte zu sagen, daß hier das Geheimnis aller Kunstwirkung ausgesprochen sei und daß er diesen Satz Hoffmanns einst wie eine Offenbarung entdeckt habe. Nur wer von hier aus die Qual des Schaffens im Niesichgenügen auf sich nehme, werde als Poet etwas leisten.

Die Erinnerung, daß er selber am zwanzigsten Todestage des Meisters geboren sei, brachte ihn dann im Jahre 1892 auf den Gedanken, noch einmal in besonderer Weise seiner Verehrung für Hoffmann Ausdruck zu geben. In einem Phantasiestück („Was sich am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages ereignete") schilderte er einen Gratulationsbesuch seiner bekanntesten Gestalten: da erscheinen Leberecht Hühnchen, der ewig durstige Bornemann, der Major ohne Pointe, Doktor Havelmüller, der ur-

alte Mann aus dem „Haselwurm“ und zuletzt jener von Storm so geliebte Daniel Siebenstern, der eine Visitenkarte mit der näheren Bezeichnung „Revenant“ abgibt und auf die entsetzte Frage: „Aber ich bitte Sie, Sie sind ja bereits am 15. Januar 1876 gestorben und längst begraben!“ mit wehmütigem Lächeln antwortet: „Sehr wohl, mein verehrter Herr! Doch soll mich das durchaus nicht abhalten, Euer Hochwohlgeboren zu dem soeben vollendeten ersten halben Jahrhundert meine allerbesten Glückwünsche darzubringen.“ Die Fülle der auf ihn eindringenden Gestalten treibt schließlich den Autor in die Flucht, in einer Droschke rettet er sich in das alte Berlin und beschließt, dort eine Weile spazieren zu gehen. An der Gertraudtenbrücke steigt er aus, seltsam bewegt durch den Anblick eines geheimnisvollen kleinen Hauses der Friedrichsgracht, das stets verschlossen ist, heute aber ununterbrochen Besuch erhält durch höchst merkwürdige Besucher in altertümlichen Trachten. Nun heißt es:

„Bald kam von der Gertraudtenbrücke her ein sonderbares, kleines Männchen im kastanienbraunen Rock und mit Kniehosen und Stulpenstiefeln angetan. Wetter, was hatte der in seinem Gesicht für eine Hakennase und ein spitziges Kinn! Das Männchen eilte mit großer Beweglichkeit auf die bewußte Tür zu und klopfte ebenfalls. Jetzt hörte ich es ganz genau, es geschah im Rhythmus eines rein daktylischen Hexameters! Der kleine Herr merkte, daß ich ihn beobachtete, seine überaus beweglichen Stirn-

muskeln fingen an zu zucken, und ehe er in der Tür verschwand, warf er mir von der Seite einen scharfen, giftigen Blick zu. Wie ein Blitz ging mir nun ein Licht auf, warum mir das Männchen gleich so bekannt vorgekommen war. Das war ja der alte E. T. A. Hoffmann, wie er leibte und lebte, wie ich ihn aus Bildern und Beschreibungen genugsam kannte. Zwar waren heute genau siebzig Jahre seit seinem Tode verflossen, aber hatte ich nicht an diesem verdrehten Tage schon Dinge erlebt, die ebenso unglaublich waren?! Mich befiel eine unwiderstehliche Neugier, die Geheimnisse zu ergründen, die hinter der eisenbeschlagenen Tür verborgen waren. Im Besitz des Einlaßzeichens war ich, und mehr wie herausgeworfen konnte ich nicht werden." Es wird nun erzählt, wie der Verfasser durch einen dämmrigen Gang eine uralte Weinstube betritt und sich dort so still wie möglich in der finstersten Ecke niederläßt. Das Zimmer ist von einer trübe brennenden Schirmlampe erhellt, auf dem von Alter gebräunten Eichentisch steht ein Kasten mit Tabak, lange Tonpfeifen liegen zur Hand. Die altertümlichen Männer unterhalten sich leise, jeder hat einen andern Wein vor sich, Hoffmann eine Flasche Chambertin, was der Eindringling mit Befriedigung feststellt. Als letzter Gast erscheint Fritz Reuter und hält alsbald eine begeisterte Rede auf den vor siebzig Jahren erfolgten Todestag Hoffmanns.

„Nun erhoben sich alle, brachten ein dreimaliges Hoch aus und stießen mit dem kleinen sonderbaren Männchen an, das gar bewegliche Gesichter schnitt

und auf verwunderliche Art durch ganz schnelle Biegungen des Nackens seinen Dank ausdrückte."

Der Verfasser will diese nie wiederkehrende Gelegenheit, dem trefflichen Meister seine Verehrung auszudrücken, nicht vorübergehen lassen, er erhebt sein Glas Chateau d'Yquem und trinkt auf das Wohl Hoffmanns, der daraufhin unter heftigem Paffen seiner Tonpfeife loslegt: „Wer sind Sie, Verehrtester? Was veranlaßt Sie, sich einzudrängen in eine Gesellschaft friedliebender Revenants? He? Revenants, die unter sich sein möchten, mein Teuerster?"

In der weiteren Unterhaltung legt dann der Autor des „Daniel Siebenstern" ein Bekenntnis ab von dem Einfluß Hoffmanns auf eine Reihe seiner frühesten Schöpfungen. —

Ich glaube, daß es wenig Jahre in seinem Leben gegeben hat, da er nicht einen Teil der Hoffmannschen Werke durchlas. „Nußknacker und Mausekönig" gehörte für ihn ebenso zu Weihnachten wie der Duft verbrannter Tannenzweige und die Pfeffernüsse des Herrn Lemke in Schwerin. Wohl am höchsten von Hoffmanns Schriften stellte er den Kater Murr und darin die Memoiren des Katers, die in ihrer Bedeutung als tiefsinnige Satire auf menschliche Torheit zu Unrecht hinter den Kreisler-Kapiteln zurückgestellt würden.

„Murr, étudiant en belles lettres" gehörte zu den poetischen Schöpfungen, die mein Vater am häufigsten anführte. Als einer seiner Söhne im August 1906 seinen dreißigsten Geburtstag feierte, fand er sogar

einen Dankbrief des Katers auf dem Geburtstagstisch. Es war ein mit Krallenpfote petschiertes Schreiben; in einer Ecke waren einige ausgerissene wollige Haare befestigt mit der Unterschrift: „Von dem hellen Fleck auf meinem Herzen.“ An jenem Tage hatte nämlich mein Vater in der Katzenfalle seinen schlimmsten Feind gefangen, einen gewitzten alten Papa, der auf dem Gartenzaun spazierend sich lustig machte und junge Grasmücken fraß, ohne daß man ihm beikommen konnte. Zu Ehren des Festes und Hoffmanns wurde er freigelassen.

Der Tag, an dem mein Vater das einzige ihm noch fehlende Werk Hoffmanns, den „kleinen Zaches“ erstand (Oktober 1905), war einer der letzten glücklichen Augenblicke seines Lebens; schon früher hatte er die größte Seltenheit, die „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden“ (libellus procax maledicens contra Napoleonem, wie sie der Vorbesitzer genannt hatte) in einer Ausgabe von makelloser Erhaltung aufgespürt. Viel las er auch in Wieglebs natürlicher Magie, jener bändereichen Quelle für Hoffmanns Schilderungen automatischer Künste.

Von den Hoffmann-Schülern schätzte er Contessa wegen des „Gastmahls“ und Weisflog wegen des „Zwiebelkönigs Eps“, zweier anmutiger Märchen, die mit Unrecht vergessen sind.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Bibliothek war ihr großer Reichtum an Sammlungen von Volksmärchen und Sagen. Wer die Schriften meines Vaters wirklich kennt, wird darüber nicht verwundert

sein. Allerdings: wie Storm sein Leben lang gewissen Leuten der Dichter des „Immensee“ blieb, wie Raabe noch heute für die große Menge der Verfasser der „Sperlingsgasse“ ist, so ist Heinrich Seidel einstweilen der Mann, der den „Leberecht Hühnchen“ geschrieben hat. Eine unbefangenere Zeit wird erkennen, daß bei allen Verdiensten jenes beliebten Volksbuches die eigentümliche Bedeutung meines Vaters auf dem Gebiet der Märchendichtung liegt; er selber hat die etwa fünfzig Geschichten, die in seinen „Wintermärchen“ und „Phantasiestücken“ vereinigt sind, mit Entschiedenheit als sein Bestes bezeichnet und sich darin bei der ihm eigenen scharfen Selbstkritik wohl nicht geirrt. Von gelegentlichem Einfluß Hoffmanns und Reinicks abgesehen, hat sich übrigens seine Märchenkunst durchaus auf dem Boden der Volksüberlieferung entwickelt.

Daß in seiner Bücherei die Zahl naturwissenschaftlicher Werke nicht gering war, wird den Kenner gleichfalls nicht überraschen. Auf dem Gebiet der Ornithologie hatte mein Vater die Kenntnisse eines Fachmanns; ein Neudruck seines Vogelbuches „Natursänger“ ist im Jahre 1909 bei Elischer unter dem Titel „Naturbilder“ erschienen.*) In der Woche seines Todes sagte er gelegentlich zu mir: „Die Literatur wird einem doch immer gleichgültiger!“ Ich fragte ihn: „Wofür hast du denn jetzt etwas übrig?“ Worauf er mit einer ihm sonst nicht eigenen Leidenschaftlich-

*) Vermehrt um sechs Aufsätze.

keit ausrief: „Naturwissenschaften! Naturwissenschaften!" Seine Naturschilderungen stammen immer aus der Anschauung; daneben ging das ununterbrochene Studium wissenschaftlicher Werke.*) Die in der Bibliothek enthaltenen Schmetterlingsbücher (darunter Rösel von Rosenhof mit den wundervollen handkolorierten Stichen) dienten ihm zum Beispiel zur Vorbereitung auf die Novelle „der Schatz".

Überhaupt nahm er, mit Hoffmann zu reden, die Kunst des sich „Imprägnierens" ernst. So las er zwanzig Jahre hindurch alle älteren Robinsonaden und „preßte einen alten Admiral aus wie eine Zitrone", um für die „neue Insel Felsenburg" (Band V des R. Flemming) gerüstet zu sein.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch das Vorhandensein zahlreicher älterer Autoren und alchymistischer Schriften**) zu beurteilen; eine innere Neigung für Lohenstein, Harsdörffer, Moscherosch und Hoffmannswaldau besaß er nicht; sie waren ihm aber willkommen als Fundgrube kulturgeschichtlichen Stoffes; manche, wie den braven Campe, hielt er wert als unfreiwillige Satiriker. Er vertrat überhaupt den Grundsatz, daß es eben die Kunst des Lesens sei, auch aus den kümmerlichsten Werken Anregung zu gewinnen. Und obwohl er ganz und gar ein Mann des praktischen Lebens war und sich bis zuletzt eigent-

---

*) Er war Darwinist (aber kein Anhänger Häckels); die Grenzen der Naturerkenntnis blieben ihm stets bewußt, vgl. sein Wort über die Religion, S. 247.

**) Vgl. die Novelle „Eva"!

lich nur im innigsten Zusammenhang mit der Natur glücklich gefühlt hat, so bekannte er doch immer wieder, daß er „Büchern mehr verdanke, als er sagen könne".

Über das Lesen und den Leser hat er sich allerlei Gedankenspielen hingegeben. Ich drucke wenigstens eine derartige Aufzeichnung ab: „Vor allen Dingen sei hier der echte, wahre Leser erwähnt, der Leser, den sich der Autor wünscht, dem er die Beiworte ‚geneigter', ‚lieber' und dergleichen erteilt und den er bei der Niederschrift seiner Gedanken allein im Sinn hat. Er denkt ihn sich wohlwollend, verständig und voller Feingefühl, wie ein Saiteninstrument, auf dem jede noch so leise angeschlagene Taste einen vollen Widerklang erzeugt. Aber ach, wie selten sind diese dem Autor so sympatischen Erscheinungen und wie viel ungeschätzte kommen auf einen der geschätzten Leser! Da ist der Leser aus Langeweile, der nur liest, um wieder ein Stück der bleiernen Zeit hinter sich zu bringen, der blasierte, auf dessen entnervtes Gehirn nur Paprika und Scheidewasser noch Eindruck macht, der unaufmerksame, dem zum zehnten Male einfällt, daß er sich noch immer am Ende der ersten Seite befindet und nicht weiß, was darauf steht, der böswillige, der nur das Mißlungene kritisch herauspickt, und jener schändliche ironische Bösewicht — er sei vermaledeit — der uns liest, um einschlafen zu können.

„Es gibt Menschen, die an einer krankhaften Freßsucht leiden und vermöge einer merkwürdigen Organisation ihres Magens imstande sind, fortwährend

ungeheure Quantitäten der verschiedensten Eßwaren zu sich zu nehmen. Diese finden auf geistigem Gebiet an einigen Lesern ihresgleichen, die ebenfalls literarische Omnivoren sind und Lektüre in unglaublichen Mengen verschlingen. Dagegen bildet einen angenehmen Kontrast die Genügsamkeit des alten Inspektors Bräsig, der in seinem ‚immeritierten‘ Zustande auf Haunerwiem saß und ‚sich's Abends mit Lesen behatte‘, indem er die alten Jahrgänge des mecklenburgischen Staatskalenders der Reihe nach durchstudierte.

„Wer erinnert sich nicht aus der Zeit seiner Kindheit jenes unvergleichlichen Genusses, den damals das Lesen bereitete, und der andachtsvollen Inbrunst, mit der man Robinsonaden, Indianergeschichten und die unglaublichsten Reise- und Jagdabenteuer in sich aufnahm. Was mich selber betrifft, so gehören die also lesend verbrachten Stunden zu meinen angenehmsten Erinnerungen, und oft wünsche ich mir fast mit Leidenschaft diese verloren gegangene Genußfähigkeit zurück. Welch ein prickelnder Schauer überkommt mich noch heute, wenn ich an den unvergleichlichen Genuß denke, den es gewährt, verbotene Romane auf Taubenböden, in Torfställen oder in heimlichen Feldgräben zu verschlingen. Ich habe als Knabe Bulwers ‚Nacht und Morgen‘ zweimal hintereinander auf diese Art gelesen, und stille Wehmut ergreift mich noch immer, daß solches Glück auf ewig dahin ist.

„Wie es Leute gibt, die in die Kirche gehen, um

zu schlafen — wenigstens sieht man sie niemals dort etwas anderes betreiben — so giebt es auch solche, die sich vorlesen lassen, um dabei besser ihren Gedanken nachhängen zu können, indem das einförmige Tönen der hintereinander wegfließenden Wörter gleich dem Rauschen eines Springbrunnens den Hang zu träumerischem Sinnen in ihnen erweckt. Ja, es gibt sonderbare Heilige in diesem Punkte. Ich kannte eine alte Dame, die sich von ihrer Gesellschafterin täglich vorlesen ließ; sie besaß aber ein so weiches Gemüt, daß es ihr unerträglich war, ergreifende und herzbewegende Darstellungen anzuhören. Die Gesellschafterin mußte deshalb alle Bücher zuvor lesen, und sobald sie dann bei ihrem Vortrag an eine solche Stelle kam, wo die Wogen der Erzählung anfingen, höher zu gehen, so hielt sie inne und sagte: ‚Frau Doktorin, nun kommt's!‘ Worauf die alte Dame mit voller Gemütsruhe erwiderte: ‚Schlags über, mein Kind,‘ und die Vorleserin einfach überhopste und an einer Stelle, wo sich die Wasser wieder geglättet hatten, fortfuhr."

Mein Vater gehörte zweifellos zu den guten Lesern, wenn auch nicht zu denen, die dem Autor immer bequem sind. Da er selber dem literarischen Kampfe fern stand und trotz seiner Mitarbeit an den Äolsharfen-Kalendern nie einer literarischen Partei oder Klique angehörte, so war sein Urteil überaus unbefangen. Ich erinnere mich keines Falles, wo er sich in der Beurteilung eines Kunstwerkes geirrt hätte. Er hat E. T. A. Hoffmann, Mörike, Storm, Keller,

John Brinckman gepriesen, als alle diese noch hart mit dem Unverstand der Allgemeinheit zu ringen hatten, und sein Urteil über die Ende der achtziger Jahre hervortretende Generation ist jetzt zur allgemeinen Meinung geworden oder wird es doch in zehn Jahren sein. Die Autoren, die er damals schroff ablehnte, haben sich ausnahmslos als Blender erwiesen, während Liliencron, für den er sich bereits 1889 nachdrücklich einsetzte, die allgemeine Schätzung errungen hat. Die Anerkennung Brinckmans, den er in der Ächtheit und poetischen Kraft Reuter gleichstellte, wenn er auch zugab, daß Reuter zu einer weiteren Entfaltung seines Talentes gediehen sei als der in Nahrungssorgen untergehende Rostocker Poet, hat er im Bunde mit Klaus Groth und Trojan fast erzwungen. Er hat Brinckman übrigens persönlich gekannt, wie aus folgender Niederschrift von 1891 hervorgeht:

„Es ist sonderbar, die Erinnerung an John Brinckman ist für mich unweigerlich mit einem Nashornkäfer verknüpft. Das hängt aber so zusammen. Es mag im Jahre 1865 gewesen sein, da ging ich an einem schönen Sommerabend in der guten alten mecklenburgischen Vorderstadt Güstrow aus, um ein Glas Bier zu trinken. Unterwegs fing ich mit einem glücklichen Griffe aus der Luft einen umhersummenden Nashornkäfer und nahm ihn mit mir. Als ich in die am Pferdemarkt belegene Bierstube eintrat, saß dort bereits John Brinckman, den ich oberflächlich kannte, und nachdem wir uns begrüßt hatten, setzte ich meinen

Nashornkäfer auf den Tisch, wo das saubere, glänzend schokoladenbraune Tier mit der komischen Gravität solcher großen Käfer eifrig einhermarschierte. John Brinckman sah ihm eine Weile mit den schönen, klugen Augen stillschweigend zu, dann sagte er mit der ihm eigentümlichen Würde: ‚Ein nobles Tier!‘ Ich glaube, es ist nicht ohne Grund, daß ich diese kleine unbedeutende Geschichte behalten habe und nicht ohne sie an John Brinckman zu denken vermag. Denn ich bin der Meinung, daß ihm dieser Käfer unbewußt so gefiel, weil er in dessen glänzender Sauberkeit und in der Gravität seines Auftretens ein Abbild seines eigenen Wesens sah. Denn John Brinckman war, was man hierzulande einen noblen Kerl und in England einen Gentleman nennt. Nichts in seinem Auftreten deutete darauf hin, daß er nur ein armer Schulmeister war, der bei einem Gehalte von zuerst dreihundert und zuletzt siebenhundert Talern unter Zuhilfenahme des Honorars für unzählige Privatstunden eine sehr große Familie zu ernähren hatte, sondern er sah genau so aus, wie man sich einen armen Schulmeister aus der guten alten Zeit nicht vorstellt. Wäre man ihm in Rostock auf der Straße begegnet, so hätte man ihn wohl für einen Großkaufmann gehalten, dessen Schiffe auf allen Meeren schwimmen. Aus solchen Kreisen stammte er auch her, denn er wurde am 3. Juli 1817 als Sohn eines Rheders in Rostock geboren. Er besuchte dort bis 1834 das Gymnasium, studierte dann ebendaselbst die Rechte und ging später zum Studium der neueren Sprachen und Litera-

turen über. 1837 und 1838 war er an einer Privatschule tätig und ging dann über England nach New York, wo er bei einem älteren Bruder ins Geschäft trat und später einige Zeit im Bureau des brasilianischen Gesandten arbeitete, bis ihn das Klimafieber veranlaßte, nach Mecklenburg zurückzukehren. Er übernahm hier, nachdem er einige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, eine Pensionsanstalt in Goldberg, ging 1849 an die Realschule in Güstrow und wirkte dort als Lehrer für neuere Sprachen bis zu seinem Tode am 20. September 1870.

„John Brinckman ist als plattdeutscher Dichter noch lange nicht so bekannt, wie er es verdient. Er war sich des eigenen Wertes wohlbewußt, denn ich erinnere mich eines Stoßseufzers von ihm, der also lautete: ‚Ja,‘ sagte er einst, ‚hätt' ich nicht die große Familie und müßt' ich nicht den ganzen Tag Privatstunden geben, da wäre ich schon ebenso berühmt wie Fritz Reuter.‘ Und hier haben wir das Schicksal seines Dichterlebens. Von diesem großen Humoristen, dem er vollständig ebenbürtig war, ward er verdunkelt, dieser kam in den Sonnenschein, und John Brinckman blieb im Schatten. Um ein Beispiel aus höheren Regionen zu geben, wir hatten ja früher in dem kleinen Weimar Schiller und Goethe nebeneinander. Diese aber verdunkelten sich nicht, sondern hoben sich aneinander hervor, und schließlich war man froh, ‚zwei solche Kerle zu haben‘. In dem kleinen Mecklenburg dagegen tauchten zwei humoristische Talente ersten Ranges auf, die leider aber in

der Anlage zu gleichartig waren, um in der Gunst des Publikums nebeneinander bestehen zu können. Die große Menge entschied sich für den auch dem Hochdeutschen leichter verständlichen und breiter angelegten Fritz Reuter, während John Brinckman sich mit einer kleinen Gemeinde begnügen mußte. Die hohe Anerkennung tieferer Kenner der plattdeutschen Literatur hat er jedoch immer besessen, und besonders Klaus Groth hat mehrfach auf ihn hingewiesen. So schreibt er im Jahre 1876: „John Brinckman gehört unter die plattdeutschen Schriftsteller ersten Ranges. In seinem ‚Vagel Griep‘ finden sich Lieder und Romanzen voll Reiz und Schönheit, sein ‚Kaspar-Ohm un ick‘ ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeihen darf: man wird ihn lesen, so lange man Plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde wird wachsen in den Jahren.“ Das ist nun auch geschehen, aber viel zu langsam, was um so wunderbarer ist, als ‚Kasper-Ohm un ick‘ ein höchst amüsantes Buch ist und bei jedem Leser, der Sinn hat für humorvolle und charakteristische Darstellung wirklichen und eigenartigen Lebens, ein unvergleichliches Behagen erzeugt. Klaus Groth schrieb die vorhin erwähnten Zeilen zur dritten Auflage, und seitdem sind vierzehn Jahre verflossen, bis sich der Verleger unter Zagen an dem Erfolg zur vierten Auflage entschloß. Das muß gegenüber einem Werke von einer Vollendung und Eigenart, die in unserer deutschen Literatur leider sehr selten ist, anders werden, und längst war es mein Wunsch, so viel in meinen

schwachen Kräften steht, dazu beizutragen. Die deutsche Literatur ist merkwürdig arm an humorvollen poesieverklärten Darstellungen der Wirklichkeit. Durch unsere meisten in moderner Zeit spielenden Romane von Bedeutung geht ein tendenziöser Zug, man will irgend etwas beweisen, für irgendeine Sache kämpfen oder eine Idee entwickeln. Selbst dem ‚grünen Heinrich‘ des von mir so hoch verehrten Gottfried Keller wackelt ein niedliches pädagogisches Zöpfchen im Nacken. In unseren Novellen werden psychologische Probleme aufgestellt und seltsame Konflikte gelöst. So entzückende und harmlose Darstellungen wirklichen Lebens, wie zum Beispiel ‚Beim Vetter Christian‘, sind auch bei dem vortrefflichen Storm selten. Gustav Freytag verließ den mit ‚Soll und Haben‘ so glücklich eingeschlagenen Weg sehr bald und zog sich in ferne Jahrhunderte zurück. Unser Volk hungert aber nach solchen Darstellungen, das beweist die außerordentliche Verbreitung von ‚Soll und Haben‘, das beweist noch mehr der für Deutschland geradezu märchenhafte Erfolg einer noch dazu im Dialekt geschriebenen Geschichte wie Fritz Reuters ‚Stromtid‘. Um so mehr ist es verwunderlich, daß das diesem Werke vollkommen ebenbürtige Gegenstück ‚Kasper-Ohm un ick‘ fast unbekannt bleiben konnte. Denn was die ‚Stromtid‘ in unübertrefflicher Darstellung mecklenburgischer ländlicher Verhältnisse bietet, dasselbe leistet Brinckman, indem er uns die Schifferkreise der alten See- und Handelsstadt Rostock mit ihren wunderlichen Originalen,

ihrer Freude und ihrem Leid vorführt. Und wenn es durch die ‚Stromtid‘ weht wie ein Erdgeruch frisch aufgebrochenen Landes und ein Duft nach Heu und reifem Korn, so geht durch ‚Kaspar-Ohm un ick‘ ein Hauch von frischer Seeluft und ein leiser Hafengeruch nach geteertem Tauwerk.“

Als besonders bemerkenswert erschien ihm bei Brinckman, daß dieser im Gegensatz zu Reuter ganz frei sei von Empfindsamkeit und nie plattdeutsch geschriebene, aber hochdeutsch gedachte Ausführungen bringe.

Um Keller hat er mancherlei Kämpfe geführt. So schreibt er einmal 1889, offenbar in bezug auf einen Angriff von weiblicher Seite: „Daß Du Keller liesest, ist sehr vernünftig, Du wirst nun wohl Deinen Zorn gegen diesen großen Schriftsteller schwinden lassen, der niemals frivol und niemals lüstern ist, sondern stets nach der Wahrheit strebt. Diese sind wir aber in unserer Literatur wenig gewohnt, und darum wirkt diese Darstellung eines begabten Menschen, der aus Mangel an Anleitung elend zugrunde geht, in ihrer einschneidenden Wahrheitsliebe auf viele, besonders weibliche Leser, verletzend. Du wirst wahrscheinlich eine der späteren Ausgaben lesen, wo er sich noch wieder zurechtfindet; in der ersten, welche ich für bedeutender halte, geht der ‚grüne Heinrich‘ elend unter. Lies ‚Die Leute von Seldwyla‘ und überhaupt alle anderen Bücher von ihm mit Ausnahme der Gedichte, die merkwürdig schwach sind. Die ‚sieben Legenden‘, fürchte ich, werden

dir nicht behagen.*) Als ich den ‚grünen Heinrich‘ gelesen hatte, war ich längere Zeit wie zerschlagen, er wirkte auf mich wie eine ganz neue Offenbarung.“

Er hat sich übrigens gleichfalls einmal gegen den Vorwurf der Frivolität verteidigen müssen; es handelte sich dabei um die Novelle „Eva“**). Der erste Bericht über diesen Vorfall findet sich in einem Brief an Hermann Seidel. Er schreibt am 25. Mai 1887: „In der ‚Deutschen Dichtung‘ erscheint im Juni eine Novelle ‚Eva‘, über welche Du Dich vielleicht etwas wundern wirst, denn ich habe einige neue Töne darin angeschlagen. Mindestens sieben Blätter haben sie vorher wegen zu großer ‚Unanständigkeit‘ abgelehnt. Wenn man glaubt, man hat mal einen in ungewöhnlichen und ungesunden Verhältnissen ausgebildeten Mädchencharakter recht richtig geschildert, so kommt eine wunderliche Prüderie und verdreht die Augen, eigentlich nur darum, weil dies Mädchen weiß und es auch ausspricht, daß ihr Vater nicht ihr Vater ist. ‚Ja — diese Geschichte können wir nicht nehmen, was würde die Frau Konsistorialrätin sagen.‘ Das ist ein schlimmes Hindernis, wenn man für Zeitschriften schreibt. Sie sind alle mehr oder weniger von der großen Leserhorde abhängig, so sehr sie auch

*) Er selbst hielt sie für ein in der deutschen Literatur unübertroffenes sprachliches Juwel. Von Kellers „Landvogt von Greifensee“ pflegte er zu sagen, dies sei das „wunderbarste, was wir in deutscher Sprache haben“.

**) Geschrieben 1886. Abgedruckt in der „Goldenen Zeit“ und in den „Heimatgeschichten“, Bd. I.

sich anders stellen.“ Kaum war im Sommer 1888 die Novelle mit drei anderen zusammen in der „Goldenen Zeit“ als Buch erschienen, so lief der erste Protest ein. Er antwortete, sich gegen seine Kritikerin wendend (4. Juli 1888): „Wenn Du bei ‚Eva‘ sorgfältiger nachspürst, so ist das Gemisch von Unschuld und Begehrlichkeit gerade das, was mich zur Darstellung gereizt hat, und motiviert wird ihr Wesen erstens aus einer Erbschaft des Blutes als Sündenkind, zweitens aus ihrer Erziehung durch unpassenden Stadtklatsch und schlechte Romane. Forsche nur noch einmal näher nach, so mußt Du allerlei dergleichen kleine Motivierungen eingestreut finden. Du weißt ja, ich überlasse es dem Leser, seine Schlüsse zu ziehen, und darin beruht der Hauptreiz aller wirklichen Dichtung.“ An Trojan schrieb er um dieselbe Zeit: „Ich muß Dir noch sagen, daß es ziemlich mein bestes Geburtstagsgeschenk war, daß Dir ‚Eva‘ gefallen hat und zwar am besten von den vier Geschichten. Dies war mein Schmerzenskind, und ich war mir nicht klar darüber, ob es irgendeinen Wert besaß. Wenn Du wüßtest, mit welchem Widerwillen ich darüber gebrütet habe und wie ich vor manchen Seiten viele Wochen gedruckst habe, ehe ich mich überwinden konnte, weiter zu schreiben, dann kannst Du Dir denken, wie mich Dein Urteil erfreut hat. Als ich es Jansen*) im Manuskript zu lesen gab, meinte er, diese Geschichte zeuge überall von einer großen Ermüdung, was mich

*) Albert Jansen, Rousseauforscher, † 1899 in Gries bei Bozen.

natürlich auch nicht aufheitern konnte. Dann erhielt ich sie von sieben bis zehn Redaktionen, von denen ich zum Teil dringend um Einsendungen gebeten war, höflichst wieder zurück, bis endlich Franzos darauf reinfiel. Was mich besonders erfreut, ist auch, daß Du an der etwas sinnlichen Färbung keinen Anstoß nimmst, einer der besten Beweise für mich, daß ich die richtige Mitte getroffen habe. Was mir übrigens an der Geschichte am besten gefällt, ist Einleitung und Schluß."

Über seine Lieblingsautoren hat er sich in seinen Schriften und vor allem in der Selbstbiographie hinreichend ausgesprochen. Bis zuletzt las er mit unverminderter Freude Charles Dickens, für den 1912 plötzlich so viele Leute ihr Herz entdeckt haben; allerdings lassen sich mit Dickens gegenwärtig gute Geschäfte machen, auch wenn ihm „leider nur eine allzu bürgerliche Seele gegeben war" und er sich weder an Nietzsche noch an Stephan Zweig bilden konnte. Mein Vater sah in Dickens das größte schöpferische Genie, das England seit Shakespeares Tagen hervorgebracht hat, und bezeichnete als dessen eigentümlichste Gabe die Kraft, die den Dichter macht: Menschen zu erschaffen, die nicht sterben können. „Dickens war ein Menschenkenner schon in den Windeln."

Das Bedürfnis, in literarischen Dingen auf der Höhe der Zeit zu bleiben, hat er nie besessen. Er hielt die Höhe der Zeit im allgemeinen für den Abgrund der Ahnungslosigkeit. Modebücher las er nur, wenn er dringend darum gebeten wurde. Von den

bekannteren Erscheinungen der letzten zwanzig Jahre ist ihm nicht allzuviel zu Gesicht gekommen. Die „Buddenbrooks“ hat er gelesen; „talentvoll, aber im Grunde ohne Liebe, denn Mitleid ist nicht Liebe. Der Verfasser hat trotz seiner Kühle keinen Abstand von den Dingen“; dagegen lobte er sehr die Tanzstundenszene in „Tonio Kröger“, wie er denn von der Zukunft Thomas Manns viel erwartete. Von Frenssen kannte er nur den „Jörn Uhl“, der ihm zufällig in die Hände geriet, ehe das fürchterliche Hallelujahgeschrei anhub. Die unwahre Psychologie und überhitzte Darstellung des Buches war ihm stark wider die Natur, doch hörte ich zufällig, wie er eines Abends beim Lesen leise vor sich hinsprach: „Um ‚Lena Tarn‘ soll dir vieles verziehen sein.“ Was er über Hilligenlei gesagt hätte, würde sich kaum zum Abdruck eignen; immerhin kann man bedauern, daß er „Peter Moor“ nicht mehr erlebt hat. Das letzte Buch, in das er sich vertiefte, waren Hermann Hesses „Nachgelassene Schriften von Hermann Lauscher“ (1901). Er hatte es in meiner Bücherei entdeckt, kam damit an mein Krankenlager und sagte dann: „Diese Schweizer“ — dafür hielt er Hesse — „sind doch sehr merkwürdige Leute.“ Wer ihn kannte, wußte, daß er damit die höchste Form des Lobes aussprach.

Aus der Werkstatt



Im Juni 1865 erschien die erste Prosaarbeit meines Vaters; es war ein Sommermärchen, und die Hamburger „Jahreszeiten“ druckten es ab. In den Jahren 1871—1880 gab er, erst bei Hoffmann in Breslau (der aber nur ein Beauftragter von Karl Eggers war) und dann bei Luckhardt in Berlin sieben Bändchen heraus. Sie lagen bei ihren Verlegern wie Blei. 1882 veröffentlichte Liebeskind in Leipzig „Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten“, weitere Bände, zum Teil den Inhalt jener sieben Bändchen erneuernd, folgten. Im Mai 1887 schreibt mein Vater an seinen Bruder Hermann: „Im übrigen bin ich sehr unzufrieden mit den praktischen Fortschritten, welche meine Bücher machen. Der brave Deutsche verhält sich immer noch renitent. Die Hoffnung, ja die Gewißheit, auch in dieser Hinsicht durchzudringen, habe ich, aber wann? Was nützt es, wie Anakreon sagt, den Leichenstein zu salben? Ich kann mich nur mit dem schönen Worte trösten, womit ich meinen Freund Röhling ärgerte, als er vor widerwärtiger Arbeit nicht aus und ein wußte: Nur immer munter!“ Im Jahre 1888 stellte sich dann der Erfolg ein, wenn dieser auch, worüber sich niemand wundern wird, ein Modeerfolg nie war. Mein Vater

hat somit dreiundzwanzig Jahre auf die allgemeine Anerkennung warten müssen und war sechsundvierzig Jahre alt, als er die Gewißheit erhielt, an den äußeren Notwendigkeiten des Lebens nicht zugrunde zu gehen. Und auch diese Gewißheit schien sich ihm gegen Ende seines Lebens aufzulösen. In der Zeit, als er seine besten Novellen schrieb, hatte er jedesmal Schwierigkeiten, sie in Zeitschriften anzubringen; „Eva" kam siebenmal zurück. Man wird also doch wohl nicht, wie es geschehen ist, von seiner „leichten literarischen Laufbahn" reden dürfen. Es ist ihm ergangen wie bisher noch allen echten Künstlern.

Den Mut hat er nie verloren. „Ich habe wenig Initiative, aber ich bin zäh wie Sohlleder." Wie die meisten Norddeutschen hat er eine langsame Entwicklung gehabt. Er sei, sagt er einmal, mit siebenundzwanzig Jahren, wo der moderne Dichter schon ein Greis und gewöhnlich längst vergessen sei, noch sehr jung gewesen.

Seinen Arbeiten hat er von Anfang an das Entstehungsjahr vorangestellt; wie wenig ihm das geholfen hat, geht aus der Tatsache hervor, daß ihn eine Literaturgeschichte, ohne sonst noch ein Werk zu nennen, als den Verfasser des „Rosenkönigs" bezeichnet; er wird also dort beurteilt nach seinem ersten Erzählungsversuch,*) der zwar etwas von dem Rosenschein jedes Erstlingswerkes an sich trägt, jedoch stark durch Raabe und Storm beeinflußt ist und von seiner

*) Davor sind nur vier Märchen und eine plattdeutsche Schnurre entstanden.

Eigenart so gut wie nichts verrät. Ich glaube, daß man die Jahre 1863—1879 bei ihm durchaus als Vorbereitungszeit anzusehen hat. In dieser Zeit sind entstanden:

1864 Ein Sommermärchen.
1866 Das wunderbare Schreibzeug.
1868 Die kleine Marie.
1869 Erika. Hans Peiter Semmelmann.
1869—70 Rosenkönig.
1870 Sonnenuntergang. Die drei Knaben. Die blaue Blume.
1871 Mondschein. Der schwarze See. Der Kirchturmhahn. Mondschein.
1872 Der gute alte Onkel. Das Zauberklavier.
1873 Das Hünengrab. Die Seeschlange. Eine Weihnachtsgeschichte. Das Atelier (Lustspiel). Die Geschichte des jungen Herrn Anton. Der Maler.
1874 Prinzessin Zitrinchen. Eine Storchgeschichte. Dornröschen. Der unbekannte Garten.
1875 Das alte Haus. Das arme alte Gespenst. Professor Muckensturms Lebensretter.
1876 Der Luftballon.
1877 Daniel Siebenstern. Lang lang ist's her.
1877—78 Das Atelier (Novelle).
1879 (wahrscheinlich das erste Stück von) Leberecht Hühnchen.

Die durch Druck hervorgehobenen Arbeiten zeigen das Aufwachen seiner persönlichen Art, sowohl im

Märchen als in den Heimatsgeschichten, im Idyll und in der Burleske. In den anderen sind, wenn auch nie eigenartige Züge fehlen, wie bei den Jugendwerken jedes Dichters die Einflüsse der literarischen Ahnen zu merken: E. T. A. Hoffmann (Das alte Haus; Prof. Muckensturms Lebensretter; Siebenstern); Andersen (Zauberklavier — doch nur schwache Abhängigkeit; Storchgeschichte; Zitrinchen); Reinick (Erika); Storm (Rosenkönig — hier auch Raabe; Sonnenuntergang; Dornröschen; Atelier — hier auch Stifter).

In geradezu überraschender Weise beginnt dann mit dem Jahre 1880 die Zeit selbständigen Schaffens; in „Jorinde" (1880) macht sich noch vorübergehend Storm bemerklich, und in „Drei Rosen an einem Zweig" ist die Idee angeregt durch G. Kellers „Landvogt von Greifensee", die Ausführung aber ist, wie mein Vater selber mit Recht erklärt, „durchaus Heinrich Friedrich Wilhelm Karl Philipp Georg Eduard Seidel!" In allem übrigen, das seit 1880 entstanden ist, gehört ihm Erfindung, Stimmung, Sprache bis zum letzten Buchstaben; es ist das Werk seines Lebens, für das er mit seiner Person eintritt und das ohne ihn nicht denkbar ist.

Man wird diese Zeit wiederum mühelos in zwei Abschnitte zerlegen können.

Zunächst die Jahre 1880—1893. In diesen Jahren entstehen die Hauptwerke: 1. Leberecht Hühnchen (18(79)80—1893). 2. Die Märchen (Wintermärchen 1880—1882; Die Monate 1886; Der Haselwurm 1888;

Waldfräulein Hechta 1889). 3. Die besten seiner Heimat- und Vorstadtgeschichten (Die Schleppe 1880; Engelbert 1882; Odysseus 1884; Eva 1886; Der Schatz 1892).

Die dritte Periode (1893—1906) ist beherrscht von dem Bedürfnis, das eigene Leben in einem umfassenderen Werke zu gestalten, sowie von der zuletzt alles andere verdrängenden Teilnahme an den Naturwissenschaften. Er schreibt die Selbstbiographie (1893 bis 1894), die Biographie in dichterischer Gestalt: „Reinhard Flemmings Abenteuer" (I: 1898—1899; II und III: 1905—1906), sowie in einer Reihe von einzelnen Aufsätzen („Naturstimmen", „Der Garten") wenigstens anfangsweise das geplante Werk über Naturbeobachtung.

Sein bekanntestes Buch ist Leberecht Hühnchen. Er selbst unterschrieb sich zuweilen, die Vorrede eines englischen Herausgebers anführend, als the inimitable author of Leberecht H. Das war Ironie, denn er liebte dieses Buch nicht, weniger um dessentwillen, was er darin gegeben hatte, als wegen des Mißbrauchs, den oberflächliche Leser damit trieben. Mit Recht verstimmte ihn die Auffassung, durch die sich die breite Lesermasse jenen Charakter zurechtlegte. Leberecht Hühnchen gilt als der Typus des rosenroten Optimisten. Das ist Unsinn, denn die Art, mit der er die Welt überwindet, ist nicht harmlose Blindheit gegenüber den Wirklichkeiten des Bösen und des Übels, sondern der aus der Liebe geborene Wille, der nicht nur den Geist der natürlichen Selbstsucht durch be-

harrliche Offenbarung des Guten zu besiegen trachtet, sondern auch den im Lebenskampf Benachteiligten als Ersatz für vergängliche Dinge die ewigen Güter des inneren Lebens, der zu den Sternen fliegenden Phantasie, des guten Gewissens anbietet. Gewiß predigt jenes Buch Genügsamkeit, nämlich in dem Sinne, daß der am reichsten ist, der am wenigsten bedarf. Ebenso aber verkündet es, in einem höheren Sinne, die Ungenügsamkeit, das unersättliche Verlangen nach Licht und Leben, nach innerer Freiheit und Kraft brüderlicher Barmherzigkeit. In einer Zeit, die dem materialistischen Dogma verfallen ist, konnte es nicht ausbleiben, daß die unbequeme Mahnung, die auf allen Blättern dieser einfachen Erzählungen in der Form einer lebendig angeschauten Persönlichkeit ausgesprochen wurde, den Makel philisterhafter Beschränktheit erhielt; man vergaß, daß dieser Vorwurf einen Größeren treffen würde, der auch „philisterhaft" genug war, die Welt des Geistes und Gemütes über das Pfund Rindfleisch zu stellen, mit dem man heute die Nöte der Menschheit kurieren will.

Wenn man, von den besten Absichten beseelt, die Gestalt Hühnchens mit meinem Vater gleichsetzte, so durfte man dies tun, soweit in ihr jene eigentümliche Macht tatkräftiger Liebe veranschaulicht wird, die er selber den Seinen vorgelebt hat. Im übrigen hat er sich alle Freiheiten des Poeten genommen und Wesenszüge hinzuerfunden, die ihm selber nicht eigen waren, auch vieles ausgeschieden, was ihm, aber nicht jener Gestalt, zugehörte. Der mit Hühnchen

so wenig verwandte Wohland*) trägt in seiner knappen und wortkargen Art, seiner nüchternen Sachlichkeit, seiner Furcht, die Empfindung des Herzens zu verraten, gleichfalls Charaktereigenschaften seines Schöpfers zu Lehen. Überhaupt läßt sich die Person meines Vaters nicht fassen, wenn man, wie es meistens geschieht, seine Gedichte außer acht läßt. Man wird dort (wie auch in den Märchen) nicht nur entdecken, wie ernsthaft ihn Weltanschauungsfragen beschäftigten, sondern auch wahrnehmen, daß er wieder und wieder von schwermütigen und trüben Gedanken heimgesucht worden ist. Ihm war das Leben, so oft er sich auch der Gegenwart hingab und sich guter Tage freute, kein leichtes Spiel, sondern eine ernste und nachdenkliche Sache.

Vielleicht werden nun dennoch einige Mitteilungen über die „Originale" in Leberecht Hühnchen willkommen sein, so wenig wichtig im ganzen die Frage ist; was den Wert einer Schöpfung ausmacht, wird zuletzt doch immer auf Kosten des Schöpfers kommen.

Ich erlebte es im Jahre 1902, als ich in einer befreundeten Familie den Anfang des Buches vorlas, daß eine alte Dame plötzlich bei der Gestalt des „Majors ohne Pointe" ausrief: „Das ist ja Guido!" Sie fühlte sich, ohne sagen zu können, warum, an einen lange verstorbenen Vetter erinnert. Ich schrieb meinem Vater das Erlebnis und er antwortete: „Der Major hieß Troschel, ob Guido, weiß ich nicht,

*) In R. Flemming.

aber wenn es eine Gerechtigkeit in der Welt gibt, muß er so geheißen haben.“ Drei Tage später fuhr er fort: „Ich weiß immer noch nicht, ob der Major Troschel nun wirklich ein Verwandter der Familie war*) und stelle hiermit seine Personalien fest, soweit es mir möglich ist. Er war ein Major a. D. und bei der Anhaltischen Bahn als Plankammerverwalter angestellt. Er war klein und trug zu einem weißen Schnurrbart eine blonde Perrücke. Sein Glanzpunkt muß in Pillau gewesen sein, denn er fing seine Erzählungen gern an: ‚Als ich noch Platzingenieur in Pillau war.‘ Er hatte eine Frau, die ich nie gesehen habe, und keine Kinder. Er malte, sang Tenor und dichtete. Er hatte mal ein Lustspiel eingereicht, das ihm Hülsen mit ‚einem sehr liebenswürdigen Briefe‘ zurückgeschickt hatte. Er hatte es dann in sein Pult verschlossen, ‚denn auf einer anderen als der Königlichen Bühne lasse ich meine Stücke nicht aufführen.‘ Aus seinem Munde (fast wörtlich) sind die Geschichten vom Grog und dem Pökelfleisch und Sauerkohl, vom Baugefangenen, vom Leutnant Besenried (Kiekebusch ist Zutat), von den Pfannkuchen, von dem infrotablen Ingenieur (Hennemann) und was in ‚Ein Tag aus dem Bureauleben‘ vorkommt. Das Übrige ist in seinem Sinne erfunden. Havelmüller, Wendebach**)

*) Es stimmte.

**) In „Thüringische Kartoffelklöße“. Gemeint ist der ausgezeichnete Herausgeber der Monumenta Germaniae paedagogica, Prof. Kehrbach. Sein Gegner ist der spätere Wirkl. Geh. Legationsrat Hammann, einer der treuesten Freunde meines Vaters.

und der Major sind die Figuren, die am genauesten ‚nach dem Leben‘ gezeichnet sind.“

In Leberecht Hühnchen als Großvater hat er vielfach Erlebnisse der eigenen Familie dargestellt.

Von der Entstehung anderer Dichtungen mag wenigstens ein Beispiel berichten, das Trojan in einer Zeitung aus dem Jahre 1888 erzählt: „Im Wald herrschte tiefe Stille, und auch wir waren schweigsam geworden. Als wir Markgrafenheide erreichten, fand es sich, daß dort der Hausherr mit seiner Gattin ausgeflogen war, zum Glück aber waren ein Mädchen aus der Verwandtschaft und die Magd zu Hause geblieben. Während wir im Dunkeln in der kleinen Veranda saßen und in tiefen Zügen das erquickende Labsal — ein mäßiges Waldbier — tranken, fingen wir allmählich wieder an, auf das, was außer uns noch in der Welt vorhanden war, acht zu geben. Da drang zu unseren Ohren ein allerliebstes Getön, wie von plaudernden kleinen Vögeln, das ging aus von den beiden jungen Frauenzimmern, die sich in der Küche zu schaffen machten und dabei schwatzten und lachten. Das klang eigentümlich in der Dunkelheit aus dem Schweigen rings umher. Als aber Heinrich Seidel das hörte, sagte er: ‚das wird etwas!‘“ Es wurde die „Goldene Zeit“.*)

Mein Vater arbeitete langsam. Man hat ihm gelegentlich wohl einmal vorgeworfen, daß er sich so viel Zeit lasse, selbst auf die Gefahr hin, durch

*) Ein zweites Motiv ist S. 103 angegeben.

mangelnde Produktion in äußere Schwierigkeiten zu geraten. Wenn man ihn fragte, wie weit gewisse Pläne Gestalt gewonnen hätten, pflegte er zu antworten: „Nun — es kristallisiert sich so allmählich heran; wir wollen noch ein paar Jahre warten!" und in Perioden des Verstummens hatte er für ungeduldige Freunde die gleichmütige Entgegnung: „die Bassins müssen erst wieder vollaufen!" So hat er sich in allen seinen Arbeiten Genüge getan und jedesmal vor dem Niederschreiben die Qual des Schaffens reichlich erfahren. Ruhelos wanderte er in solchen Zeiten umher oder saß unbeweglich in seinem Arbeitsstuhl und starrte in die grünen Baumwipfel vor seinem Fenster. Schon 1891 findet sich in einer biographischen Skizze die Bemerkung: „Meine besten Sachen sind unter Ekel und Abscheu aufs Papier gekommen." Ich erinnere mich in diesem Zusammenhange auch an ein Gespräch, das ich mit ihm über die Durchdringung und Beseelung des Stoffes hatte. Damals rief er, in Erinnerung an manche schlaflosen Nächte: „Das gönne ich meinem schlimmsten Feinde nicht!"

Was er in tiefster Seele erlebt und zur Verarbeitung ergriffen hatte, blieb ihm in Kopf, Herz und anschauender Phantasie so lange verankert, bis er es brauchte; von dem Hilfsmittel des Notizbuches hat er im ganzen geringen Gebrauch gemacht. „Was einer nicht ohne weiteres behält, ist in der Regel wert, wieder vergessen zu werden." Dennoch hat er einmal ein Notizbuch jahrelang benutzt. Es war

dies in der Zeit von 1869—1879, damals, als er seiner poetischen Begabung langsam gewiß wurde. Seinem künstlerischen Gedächtnis zunächst mißtrauend, fing er an, allerlei Einfälle und Stoffe für spätere Erwägung festzulegen. Anscheinend sollte das Notizbuch ursprünglich eine Art Tagebuch darstellen; die ersten Eintragungen, mit genauem Datum versehen und ziemlich blaß, sind persönlich gefärbt; sehr bald aber werden sie abgelöst durch Notizen, die dem zeitlosen, zu rein sachlicher Darstellung drängenden Kunstwillen entstammen. So finden wir die zarten Umrisse von Märchen, Gedanken über Naturschilderung, anschaulich bezeichnende Wendungen. Zuweilen wird ein Charakter durch einen einzigen Ausspruch angedeutet; wir erkennen Benno Bachs Stimme (aus dem „Atelier"), wenn wir lesen: „Ich schreibe nicht gern mit Bleifeder, es ist mir nicht monumental genug!" Mehrfach werden Bemerkungen von Freunden und Bekannten festgehalten, so einmal ein Ausspruch Adolf Menzels. Von besonderer Anziehungskraft sind endlich die Prosaentwürfe einzelner Gedichte; man vergleiche etwa die Prosaform des „Schädels" mit dem schließlich entstandenen Gedicht (vgl. Gesamtausgabe der Gedichte, S. 53), und man wird erkennen, wie ein spröder Stoff in der ihm zukommenden Form restlos bewältigt worden ist.

Was den nun folgenden Abdruck der Notizen betrifft, so bemerke ich, daß an den Aufzeichnungen nichts geändert ist, daß aber einzelne Notizen aus verschiedenen Gründen gestrichen, andere aus noch

vorhandenen Blättern hinzugefügt wurden, und daß die Zeichensetzung und die Fußnoten von mir herrühren. Die unter III mitgeteilten Verse sind nicht als abgeschlossene Kunstwerke, sondern um ihres Inhaltes willen mitgeteilt; die Lyrik meines Vaters, soweit er sie gelten ließ, steht in der Gesamtausgabe der Gedichte.

I. Aufzeichnungen aus den Jahren 1869—1879

Wer nicht zuweilen das Bedürfnis verspürt, närrisch zu sein, ist entweder ein Narr oder ein Esel. 6. 8. 1869.

*

Fortgesetztes Mißverstehen eines Charakters von anderen befördert seine Ausbildung nach dieser Richtung hin. Wer fortwährend für wahnsinnig gehalten wird, verfällt zuletzt in Wahnsinn. 6. 8. 1869.

*

Ein finsteres Aussehen verbirgt oft eine Welt von Humor. Die wahre Tiefe sucht sich dem Blick zu entziehen. Der Oberflächliche prangt im Raketenfeuer des Augenblickswitzes, das Pulver verpufft, und es bleibt ein übelriechender Rückstand. 6. 8. 1869.

*

Die Unvollkommenheit des Menschen zwingt ihn, Menschen und Verhältnisse mit falschem Auge anzusehen, indem er sie nach sich beurteilt. Solche Menschen gleichen gefärbten Gläsern, die eine Gegend in falschem Licht erscheinen lassen. Der Art sind

viele Dichter. Lenau, der alles durch die dunklen Gläser seiner Melancholie betrachtet, Heine, der bald durch das feurige Glas der Sinnlichkeit, bald durch den Zerrspiegel die Welt ansieht; Goethe jedoch ist der reine klare Spiegel, der objektiv wiedergibt in dichterischer Verklärung, was dem unbefangenen Blick sich darbietet. 6. 8. 1869.

*

Von gewaltigem Einflusse ist der augenblickliche Zustand der Witterung auf das Gemüt und die Entschließungen der Menschen. Nicht mit Unrecht bildet darum das Wetter einen so wichtigen und doch oft geschmähten und belächelten Teil unserer Unterhaltungen. Der lähmende Einfluß langer trüber Tage hat gewiß manche Entschließung verhindert, während ein frischer, sonniger Frühlingstag mit seinem Hoffnung weckenden, belebenden Einfluß manchen Gedanken zur Tat gekräftigt hat, der sich sonst wohl als Gedanke überlebt hätte. Merkwürdig verschieden ist die Wirkung auf verschiedene Charaktere. Mich stimmt es immer freudig, wenn ich Morgens beim Erwachen den Regen ans Fenster klatschen höre. 7. 8. 1869.

*

Es gibt viele Menschen, welche im Augenblick der Verzweiflung im Ernst gewünscht haben, sie wären tot, aber sehr wenige unter diesen, welche in demselben Augenblick, von einer Todesgefahr bedroht, nicht mit allen Kräften versucht hätten, sich zu retten. 7. 8. 1869.

*

Wenn man alles aufschreibt, was man denkt, so wird man sich in späterer Zeit wundern, welch ein schrullenhaftes Ding das menschliche Gehirn ist. 7. 8. 1869.

*

Wenn man alles spricht, was man denkt, so wird man sich bald in der menschlichen Gesellschaft unmöglich machen. 7. 8. 1869.

*

Verstünde man alles, wovon man sich den Anschein gibt, es zu verstehen, so wäre man ein Monstrum menschlichen Wissens und menschlicher Fähigkeiten, wie es die Welt noch nie gesehen hat. 7. 8. 1869.

*

Mancher wird für beschränkt gehalten, weil er bescheiden von seinen Fähigkeiten denkt, während er doch viele andere geistig überragt, die die Welt vorzügliche Köpfe nennt. 7. 8. 1869.

*

Ein wirklich dummer Mensch, der sich für klug hält, ist eines der glücklichsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden, denn niemals drückt ihn ein beschämendes Gefühl seiner Unwissenheit und Ohnmacht. 7. 8. 1869.

*

Ein Quentchen Selbstgefühl ist zum Fortkommen in der Welt mehr wert als ein Zentner Wissen und Können. 7. 8. 1869.

*

Wer seine Wangen schminkt, schminkt auch seine Seele. 28. 11. 1869.

*

Eine Novelle zu schreiben, welche nur einen Abend spielt, während des Sonnenunterganges und der folgenden Stunden. Szene auf einem Gute am Ufer eines großen norddeutschen Landsees, wo man fern am gegenüberliegenden Ufer die Türme einer größeren Stadt liegen sieht, hinter welchen die Sonne versinkt. Anknüpfungspunkt das Bild der sinkenden Sonne usw. Vielleicht hat er sie in der Stadt kennen gelernt. 9. 12. 1869.*)

*

Märchen.**) Er geht dem Bache nach, der durch ein wildes, dunkles, mit Felstrümmern bedecktes Tal fließt. Uralte Tannen und Fichten. Er sitzt an dem Bache, und es schwimmen Rosen an ihm vorbei. Er fischt eine heraus und riecht daran — da erfaßt ihn die Sehnsucht. Dem Laufe des Baches entgegen. Die Gegend ist verrufen, so daß niemand wagt ... (Der Bach) drängt sich dichter und dichter zusammen, zuletzt braust er aus einer Felsspalte.

Windet sich durch, kommt in ein wunderschönes Tal. Das Rosental. Liebt die Rosenfee. Darf nicht davon sprechen usw. 10. 12. 1869.

*

Einer, der zu etwas quantifiziert ist.

*

Wie mannigfach verschiedene Ansprüche werden doch an die Geschöpfe der Erde gemacht. Zum Bei=

*) „Sonnenuntergang" (1870), jetzt Heimatgeschichten, Bd. II.

**) „Die blaue Blume" (1870), vgl. „Fliegender Sommer" (1873); nicht wieder abgedruckt.

spiel zu einem Schwein, dessen vorzüglichste Tugend darin besteht, fett zu werden, geht mir jegliches Talent ab. 24. 1. 1870.

*

Wann werde ich mich einmal gewöhnen, alle Gedanken und Einfälle sofort aufzuschreiben. Im Augenblicke der dichterischen Empfängnis verspüre ich immer die wenigste Lust dazu, und alles steht mir so klar und lebhaft vor Augen, daß ich glaube, alles behalten zu müssen. Nachher ist es verwischt und verflogen, und so, wie es einmal gedacht und empfunden, kommt es kein zweites Mal wieder. Wenn man dann später etwas aufschreibt, ist es die abgeblaßte Erinnerung. 24. 1. 1870.

*

Zuweilen rühren oder erheben mich Gedanken und Einfälle, welche zu einer anderen Zeit mich ganz kalt lassen, so daß ich nicht begreifen kann, wie es möglich war. Ich habe mich einmal höchst ergriffen gefühlt, daß mir die Tränen in die Augen kamen, bei der Vorstellung, daß über meinem verfallenen Grabe das Gras im Winde woge, und dieser triviale Gedanke erschien mir in demselben Augenblicke höchst poetisch. 24. 1. 1870.

*

Im Winter findet man die meisten Vogelnester — aber leer. 7. 3. 1870.

*

Wenn der Winter rauh das Laub verweht,
Busch und Baum mit nackten Ästen steht,
Viele Nester wird man dann entdecken,
Die im Sommer sich im Laub verstecken,

Doch die Vögelein sind fortgeflogen,
Übers Meer in schönres Land gezogen.
Also finden wir in späten Tagen
Das, wonach wir in der Jugend jagen,
Aber kahl ist dann des Lebens Baum,
Fortgeflattert leise Traum auf Traum,
Und, was wir erreicht, will uns bedeuten:
Leere Nester ausgeflogner Freuden!

*

Wo die Bäume im Walde dicht beieinander stehen, wachsen sie alle in Gleichartigkeit zur Höhe, doch wo Platz zum Ausbreiten um sie herum ist, da entwickeln sie sich nach ihrem Charakter und nach ihrer Eigenart. 20. 4. 1870.

*

Märchen von den Wichtelmännchen, welche Teil nehmen an dem Gedeihen des Kindes. Die Mutter ist an der Wiege eingeschlafen, und sie kommen heimlich heran, um sich über den gesunden Schlaf zu freuen. 23. 4. 1870.

*

Ein Kind, das in einem Sarge als seiner Wiege schläft.

*

Finger wie fünf kleine Saucischen.

*

Ihre Hand war nicht klein, aber schön, was viel seltener ist.

*

„Selbst schlechte Bilder müssen von guten Meistern sein, wenn sie was taugen sollen.“ Menzel.*)

*

Prinzessin Pumphie. Ein Märchen.

*) Wohl aus einem Gespräch Menzels im Rütli notiert.

Musikalische Leiden.

Nichts ist entsetzlicher, als wenn der Musikteufel in die Menschen fährt. Zuweilen werden ganze Städte von diesem bösen Geiste besessen, und dann wehe dem armen unmusikalischen Menschen, der dann zu einer gesellschaftlichen Null herabsinkt, wenn er nicht wenigstens Kartenkunststücke kann oder einen abgerichteten Pudel hat oder Anekdoten erzählen kann oder sonst wertvolle Künste versteht. Dreimal wehe aber demjenigen, der wirklich musikalisch ist — Höllenqualen gibt es für ihn. Diese grassierenden Musikstücke, diese epidemischen Melodien, welche dann die schönen Sommerabende vergiften, wo in jedem Hause bei geöffnetem Fenster jemand sitzt und das Gebet der Jungfrau oder den Perlenregen oder dergleichen verarbeitet; diese ewig wiederholten, tausendmal mit allen möglichen Fehlern gehörten Bravourstücke — sie treten sich schließlich einen Fußsteig in das musikalische Gedächtnis, und Jahre gehören dazu, um diese Verödung wieder mit dem Gras des Vergessens überwachsen zu lassen. Und dann diese musikalischen Abende mit obligatem Klaviergetrampel und süßlichem Teegezwitscher — o, da ist der Unmusikalische glücklich zu preisen, denn ihm ist alle Musik ein mehr oder minder angenehmes Geräusch, und sie macht ihm keine Qual und langweilt ihn bloß. Der Musikalische aber verzweifelt; zornig eilt er aus der Stadt hinaus ins Freie und atmet hoch auf, wie im letzten Hause der letzte Ton des letzten Klaviers verklungen

und nur das Jubeln der Lerchen noch zu vernehmen ist, die die sinkende Sonne ansingen. Und über die Wiese kommt das Geläut der heimziehenden Herde, und der Hirtenjunge singt mit heller Stimme dazu:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt ...

Und der Musikalische fällt auf seine Knie und ruft aus: Herr Gott, ich danke dir, das ist doch wenigstens Natur! 15. 10. 1870.

*

Dilettantentum.

Der Mensch hat eine unwiderstehliche Neigung, alles Hohe, Schöne und Große zu seiner Kleinheit herabzuziehen und es sich für seinen Privatgebrauch „zu Paß zu machen", wie der unsterbliche Fritz Triddelfitz so schön sagt. Wenn es nun Dilettanten von jeder Art und Neigung gibt, so haben sich doch die meisten auf die Verarbeitung der schönen Künste geworfen. Es ist so angenehm, sich einen Dichter, einen Komponisten, einen Künstler nennen zu hören, das Eitelkeitsknötchen, welches nach Töpfer an allem Schuld ist, wird davon so angenehm gekitzelt. Ich habe ja nichts dagegen, wenn jeder beliebige Mensch zu jeder beliebigen Zeit solche künstlerischen Schandtaten irgend beliebiger Art begeht, allein, das ist es auch nicht, was die unangenehme Seite des Dilettanten ausmacht. Die Unausstehlichkeit und die Nichtberechtigung des Dilettanten beginnt gerade in dem Moment, wo er sich einbildet, kein Dilettant mehr zu

sein. Mag einer noch so viele Aquarelle mit unmöglicher Luftperspektive und Bäumen wie grüne Teigklumpen und mißgeborenen Menschen oder das beliebte moderne Blumenzeug als betrübende Beigabe zu einem schönen Dichterwort malen — meinetwegen — aber er behalte es für sich und stecke es in eine Mappe, wo es weder Sonne noch Mond bescheint, oder verlange wenigstens nicht von Leuten, die in der Kunst die herrlichsten Geschenke Gottes verehren, sie sollten es bewundern. Oder es kann einer meinetwegen so viele Verse machen, als er will, ich gestehe ihm eine unbegrenzte Anzahl zu, meinetwegen noch zehnmal mehr als Calderon und Lope de Vega zusammengenommen, und ob sie um soviel und soviel Füße zu viel oder zu wenig haben, es soll die Ruhe meines Gemütes nicht im mindesten stören, und wenn sie auch alte Gedanken in hergebrachter Weise in dem Schmucke längst verbrauchter Bilder mit Reimen wie Liebe, Triebe, Herzen, Schmerzen, Sonne, Wonne, Luft und Duft bringen, ich habe nichts dagegen, wenn der Betreffende dies in seinem Kämmerlein tut, wo es niemand sieht als sein Freund, der Mondschein, und niemand hört als eine schaudernde Maus in ihrem Winkel. Bei seinen Freunden höchstens soll er bleiben, wenn sie es vertragen können. Aber die bewußten Freunde haben immer Schuld. Da wird dann mit einem Male „dem Drängen meiner Freunde nachgebend" ein Bändchen Gedichte in die Welt gesetzt, und das Unglück ist da. Dann kommen die Klagen über den mangelnden Sinn der Zeit für die

Dichtkunst, und der unglückliche Mensch dilettiert sich in den jammervollen Zustand eines verkannten Genies hinein und verachtet seine große, schöne, gewaltige Zeit, die freilich etwas anderes zu tun hat, als sich um wäßrige Tee- und Mondscheinpoesie zu bekümmern, die sich aber noch nie einer wirklich bedeutenden Leistung auf dem Felde der Poesie auf die Dauer verschlossen hat. Warum soll ein junger Mann, ein junges Mädchen oder überhaupt ein Mensch sich nicht mit den Künsten, soviel es in seiner Macht steht, auch ausübend beschäftigen? Gewiß mögen sie zeichnen und malen und dichten und sich mit Musik beschäftigen, aber sie sollen auch hier Ernst, Ausdauer und Fleiß zeigen oder, wenn sie das nicht wollen, sollen sie lieber davon bleiben. Zum Vergnügen, wie man sich ein Reitpferd hält, soll man keine schönen Künste treiben, es soll gearbeitet sein. Und ich will selbst zugeben, daß das letzte*) seine Berechtigung hat, aber dann soll er nicht jedem Menschen seine Künste zeigen und trotzdem sagen — wie so die beliebte Redensart ist —, wenn man diese Arbeiten dann vom künstlerischen Standpunkt beurteilt: „Ja, das mache ich nur für mich, und um Regeln kümmere ich mich nicht, das werfe ich nur so hin!" Wenn es so ist, dann behalte es doch für dich und zeige es doch nicht jedem, der es gar nicht einmal sehen will!

Den größesten Maßstab soll der Mensch an seine

---

*) Die Kunstübung als „Vergnügen".

Leistungen legen. Meßt eure Werklein an den Werken der großen Männer, der Heroen der Kunst, und ihr werdet sehen, wie sie dastehen wie das Gänseblümchen vor dem Eichbaum. Und ihr werdet lernen, bescheiden denken und der Welt nicht mit dem Gelüst, bewundert zu werden, zur Last fallen. 16. 11. 1870.

*

Nichts ist mehr dazu angetan, das Naturgefühl zu verstärken, als der Aufenthalt in einer großen Stadt, wenn man früher gewohnt war, in der freien Natur zu leben. Ich habe wohl Talent zu einem solchem Stadtleben, allein zuweilen bricht der Drang nach der Natur mit sehnsüchtiger Macht in mir hervor, und ich kann dann im Anblick einer öden Heide mit dem wechselnden Wolkenspiel am Himmel und der eintönigen dämmernden Ferne eine Befriedigung finden, die in ihrer Anspruchslosigkeit mich selber in Staunen versetzt. 31. 1. 1871.

*

Es gewährt einen außerordentlichen Genuß, die Natur mit dem Auge des Landschafters zu betrachten. Ich meine nicht des Malers, sondern des Dichters. Ich habe mich unwillkürlich so daran gewöhnt, daß mir die bezeichnenden Worte der Schilderung sogleich durch den Sinn gehen. Ich zeichne gewissermaßen die Landschaft in meinem Geiste nach, und ich habe infolge dieses Studiums schon die große Leichtigkeit bemerkt, mit welcher ich die landschaftlichen Bilder meiner Schilderungen gestalten kann. 31. 1. 1871.

*

Gute Naturschilderungen sind mit die schwersten Aufgaben der Dichtkunst. Es ist durchaus nicht leicht, die betreffenden charakteristischen Züge des Darzustellenden so hinzustellen, daß der Leser ein leichtes und deutliches Bild des Geschilderten erlangt. Die einfachsten Mittel führen hier am leichtesten zum Ziele. 31. 1. 1871.

*

Die Wirkung guter Naturschilderungen besteht nicht nur in der Deutlichkeit der Vorstellung, die dem Leser beigebracht wird, sondern eine gute Naturschilderung erregt auch, da der Mensch immer gewohnt ist, auf sich und seine Beziehungen zurückzugehen, die menschlich verwandten Gefühle und Gedanken, die diesem Zustande der Natur ähnlich sind. Deshalb ist bei psychologischen Schilderungen die Naturschilderung ein gutes Mittel, um indirekt den Zustand der Menschen zu schildern. 31. 1. 1871.

*

Wir sehnen und hoffen und seufzen über unser Los, jeder wünscht ein anderes, die meisten möchten gerne haben, daß es ihnen so in den Schoß fiele. Wir sind sonderbare Menschen, denn das ist ja unser Glück, daß wir hoffen und sehnen können und daß ein wirkliches Glück uns nicht in den Schoß fällt, sondern errungen sein will. Und was ist Glück? Die meisten Menschen kennen es nur vom Hörensagen, und was sie Glück nennen, ist nur ein dumpfes Behagen, ein Widerschein, wie ein spiegelndes

Fenster die Sonnenstrahlen in ein nach Norden gelegenes Zimmer wirft. Wahres Glück — ach, wer es erlangen könnte! Aber wir sehnen und seufzen darnach und geben uns doch keine Mühe, es zu erreichen. Wir jagen Schattenbildern und bunten Täuschungen nach. Und derweil wir nach gaukelnden Schmetterlingen haschen und ihnen mit rauher Hand den bunten Staub von den Flügeln streifen, wenn wir sie erwischen, blüht die Wunderblume unbeachtet an unserem Wege und duftet vergebens. 2. 2. 1871.

*

Ich habe eigentlich nie ein ruhiges Gewissen, weil ich bei jedem Schritt über die Leichen nicht gehaltener guter Vorsätze stolpere und ihre abgeschiedenen Geister des Abends um mein Lager stehn. Aber es geht mit den Vorsätzen auch so: der König ist tot, es lebe der König! 2. 2. 1871.

*

Traum: Es kommen lauter kleine Teufelchen, Amors, Bachüsser und Sorgenvögel aller Art geflogen, jeder nimmt ein Haar von meinem Haupt und entfliegt damit. 23. 4. 1871.

*

Märchen: Jemand, der zu den vier Jahreszeiten geht in irgendeiner Angelegenheit hintereinander. Reich des Frühlings usw. Er sucht etwas, das er verloren.

*

„Albert, was willst du werden?“ „Kuchenfrau!“

*

Ein einsames Gefühl im Magen.

*

Er hatte schon seit mehreren Jahren nächste Woche anfangen wollen.

*

Er hatte einen frommen Rock an.

*

Weniger regel- als mäßig.

*

Er heult wie ein angestochener Nachtwächter.

*

Wer brüllt da mit den Füßen?

*

Was nützt einem die Popularität, wenn einen niemand kennt?

*

Kirchhof zu Oldenburg: „O ewich is so lank!"

*

Er singt 'ne schöne Handschrift.

*

„Denn wenn dei Mensch keinen Kaffee kriegt, denn sall hei woll dei Lust an't Leben verlieren!"

*

„Heute gibt's Kuchen — mein Papa ist tot!" 11. 12. 1871.

*

Der Nachtwächter aus Mißverständnis.

*

Der Episoderich.

*

Es zisselt und kichert aus allen Ritzen und Winkeln.

*

Ein goldverbrämter Bösewicht.

*

Er hatte eine fröhliche Weste und einen vergnügten Rock.

*

Der Examen. „Ja, hü mal, Korl, wenn du bei die Eiserbahn willst, denn mußt du erst durch den Examen fallen. Ich will dich mal erzählen, wo mich das gegangen is. Ich komme da 'rein in ein Zimmer, was ganz voll Aktens is, un da sitzt einen blassen Menschen mit 'ne rote Backenbort un 'ne goldene Brill un kuckt mir so ausverschamt an von unnen bis baben un grient sich so veninschen, nu un ich denk', wenn ich man so dürft', as ich möcht', dich wollt' ich das Grienen schon ablernen. Das war nämlich der Eisenbahnmensch, der mir examinieren sollt'. Un nu fragt er mir: „Können Sie lesen?" Ich denk', wenn du „Ne" sagst, denn geht's nich gut, ich sag' also ganz laut „Ja!" Das ist ja nu aber 'n Geriebenen un hält mich 'ne Buch hin. Ich kuck da ja auch 'rein, un die Buchstabens krimmeln mich wie Ämsen vor die Augen, un ich denk' in meine Angst,

vielleicht hilft dich der liebe Gott, daß du das 'rauskriegst, was das heißen soll. Mittlerweil aber reißt er mich das Buch wieder aus die Hand und sagt zu mir: „Sie halten das Buch ja verkehrt 'rum! Na, es ist gut," sagt er, und grient sich wieder so infamten, daß ich dacht', wenn ich man könnt', as ich wollt', gegen dies alte Gegrien, da wüßt' ich woll 'n Mittel. „Können Sie schreiben?" fragt er mir da. „Jawoll!" sag' ich. „Dann schreiben Sie mal ihren Namen," sagt er. Na, das konnt' ich ja nu auch, denn das hatt' ich mich von'n Schulmeister extra lernen lassen, aberſten, da muß ich doch woll 'ne H zu viel oder 'ne A zu wenig gemacht haben, denn er bekuckt das von rechts un links un schürrkoppt un grient un sagt: „Es is gut! Können Sie rechnen?" „Na gewiß," sag' ich. Da glupt er mir durch seine Brillengläsers so recht hinterlistig an un fragt mir: „Dann sagen Sie mich mal, woviel ist die Hälfte von fiev?" Na, dies war ja nu eine ganze niederträchtige Frag'. Drei, das wußt' ich woll, drei, das war zu viel, un zwei, das wußt' ich auch woll, das war zu wenig, aber ich dacht', weil der Kerl doch zu ausverschamt un gemein is, sollst ihm drei bieten. Un ich sag': „Drei!" Na, da lacht er sich ja wieder über seine ganze keesige Visaje un sagt zu mir: „Es is gut, Sie können nu gehn, Sie sind durch den Examen gefallen!" Na, was sollt' ich denn da machen, da gung ich nach Haus. Un nach vierzehn Dag', Korl, hü mal, nach vierzehn Dag', da hatt' ich meine Anstellung!"

*

W i n t e r f l i e g e n. Wie das braust und stürmt draußen, wie der Regen gegen die Fenster schlägt! Das ist das rechte Wetter, damit einen Schauerroman anzufangen. Aber es ist auch die Zeit, von der das alte englische Lied sagt:

... Hört nur, wie draußen der Wind
Den Regen ans Fenster schlägt!
Das ist die Zeit, wo das Menschengemüt
Einen Humpen mehr verträgt.

Im traulichen Zimmer ist es warm und gemütlich, der alte Winterfreund, der Ofen, brummt und bullert vor Vergnügen, und lustig tanzt der Feuerschein auf dem Fußboden. Das ist die Zeit, am Schreibtisch zu sitzen bei der Lampe und Gedanken zu spinnen, zurückgelehnt im weichen Lehnstuhl dem Rauch der Pfeife nachzuträumen und sinnend in die blauen Wolken zu starren. Aber ich bin doch nicht allein. Eine Fliege kreist um die Lampe und senkt sich dann wieder auf das weiße Papier. Das muß ihr doch vorkommen wie eine große weiße Wiese. Wie sie da herumspaziert mit ihren sechs Beinen! Jetzt kratzt sie sich bedenklich hinterm Ohr, dann werden die Flügel gestrichen, und schließlich putzt sie sich zierlich das Köpfchen. Nun sitzt sie auf dem Rande der Teetasse und schlürft am hängengebliebenen Tropfen. Welch ein winziges kleines Leben! Und doch ist sie ein Riese gegen das kleine Volk, dem der Wassertropfen eine Welt ausmacht.

Fliegen im Winter bedeuten Glück. Ach, es gibt nur wenige unter ihnen, die ihn überleben. Wenn

die erste Kälte kommt, dann fallen sie „wie die Fliegen", und nur einige werden zu Weihnachten aufgehoben, damit sie auch wissen, wie schön das ist. Das sind die besonders seligen Fliegen, die Weihnachten auf dem Tannenbaum sitzen dürfen und von den süßen Pfeffernüssen essen. Die alten Fliegengroßmütter aber erzählen im Herbste dies herrliche Märchen den jüngeren Generationen, und diese summen dann vor Vergnügen, aber sie erleben es nicht so leicht. Es sind nur wenige, die durch den Winter kommen, und es gehört eine warme Stube dazu.

Ja — der Wind braust, und der Regen schlägt ans Fenster — wohl dem, der eine warme Stube hat! Es geht nichts über eine warme Stube im Winter! — Und die Stürme der Welt und der Regen der Alltäglichkeit schütteln und rütteln an den Menschenkindern — wohl dem, der sich ein warmes Herz bewahrt! Die unschuldsvollen Träume der Jugend schwinden dahin — es sind nur wenige, die durch den Winter kommen, und es gehört ein warmes Herz dazu. —

*

Sommernacht. Gibt es etwas Schöneres als eine warme, liebliche, wolkenverhangene Sommernacht? So lau und milde; das leise Atmen der schlafenden Natur glaubt man zu vernehmen. Ich streifte einmal allein durch die nächtlich stille Stadt. In den Vorstädten ruhten dunkel und schweigsam die Häuser in den blütenduftigen Gärten. Im schwarzen Gebüsche schlägt eine Nachtigall; von fern antwortet

eine zweite. Ich schwang mich auf eine hohe Gartenmauer und schaute in den stillen schlafenden Garten hinein. Frau Nachtigall, wie singst du so schön! Die Rosen duften, und ein sanfter Hauch trägt den süßen Duft zu mir herüber. Wer mag dort wohnen in dem dunklen stillen Hause? Vielleicht ein wunderholdes Mädchen, ein Traum meiner einsamen Stunden — und ich werde sie nie sehen. Hier im Garten wandelt sie durch die Steige zwischen ihren Schwestern, den Blumen, von allen die schönste Blume. Morgen mit dem jungen erwachenden Tage tritt sie heraus aus der Gartentür, taufrisch wie eine Rosenknospe, die zuerst dem Morgenstrahle ihr junges Herz erschließt. Und jetzt? Träumend ruht sie im weißen Bettchen, die aufgelösten Haare fallen über die vollen Arme, wie sanft atmet die Brust ... „Sei dor, will'n Sei mal von dei Mur herunne!" so stört mich plötzlich die rauhe Stimme eines Wächters der Nacht. „Na, Wächter," sage ich, mich von der Mauer schwingend, „da trinken Sie einmal, aber wer wohnt denn in dem Hause da drüben?"

„Je, dat dor, ne, dat weiten Sei nich? Dor wahnt jo dei olle Rasmussen mit all dei ollen Hun'n un Katten un Papageiers, hebben Sei dat oll Frugensminsch denn nie seihn, mit den hogen Stürmerhaut un dat bunte Dauk, un all dei Hun'n bi sik, wenn sei spazieren geiht?"

„Sooo? — na, gute Nacht, Wächter," sagte ich.

„Gun Nacht ok und gehn's nu man still nah Hus, dei Klock hett all twölf slagen!"

*

„Haben Sie frischen Hering?" — „Ne, haben tun wir alleweil grade keenen noch nich, aber kriegen wär es vielleicht bald der Fall, daß wir welche täten!"

*

„Sehen Sie, mein Freund und ich, wir leben wie Brüder zusammen. Was der eine hat, gehört auch dem anderen. Ich rauche zum Beispiel seine Zigarren, und er bezahlt meine Schulden. Ich trage seine Kleider, und er trägt die Ausgaben für Wohnung und Heizung. Ich gehe auf seinem Abonnement ins Theater, und er macht derweil meine Arbeiten — und so teilen wir alles, Freud und Leid, miteinander..."

*

Omnibussauce.

*

Im Vordergrunde, wo das Rohr Schutz gab, der blanke Spiegel; doch wo der leichte Luftzug das Wasser erreichte — wie mattgeschliffen.

*

„Hier kommt das Material hinein, dort das Glas heraus. Die große Hitze kommt von den vielen Steinkohlen. Dürfte ich nun um ein Trinkgeld bitten?"

*

Er steht sich schlecht mit dem Normalprofil — da haut er hinein, wo er ihm nur begegnet.

*

Seine Beine sahen aus wie ein Mißverständnis.

*

Er hatte Ohren, mit welchen er schaufelweise hätte hören können.

*

Er war so dumm, daß er nie begriffen hatte, daß er es sei.

*

Manche werden für verschlossen gehalten, weil sie nichts zu verschließen haben.

*

Er redete am besten über Sachen, die er nicht verstand, denn diejenigen, die er verstand, waren gar nicht der Rede wert.

*

Ein Selbstmörder begeht einen Diebstahl an anvertrautem Gut.

*

Die Königssöhne spielten Ball mit Zeptern und Reichsäpfeln. Der Vater hatte nämlich so viele Königreiche erobert, daß diese im Überfluß vorhanden waren. Übermut.

*

Welches ist das teuerste Futter? Kanonenfutter. In einem Märchen: Der König futtert seine Lieblingskanonen.

*

Es war Fleisch von einem Tier, dessen Mutter eine Gummikuh und dessen Vater ein Guttaperchastier gewesen war.

*

Wie die Sonne mit ihrem Scheine um die Erde eilt und mit ihren Strahlen das Leben erweckt und das Brausen anheben läßt, während hinter ihr wieder alles in Nacht und Schweigen versinkt. Und das unablässig so fort.

*

Heidebild. Das Heidemädchen, eine Verkörperung des Heidecharakters.

*

Es war einmal eine Prinzessin, die war so fein, daß sie abends, wenn der Mond schien, mit einem Mondschirm im Garten ging, um sich nicht einzubrennen.

*

Einsam trinkend in fremdem Lande...

*

Wankte, schwankte, fiel und lag.

*

Warum trinkt es sich so gut in gewölbten Räumen?

*

Blinde Suppe.

*

Der Backofen, der wie ein memento mori in das Kornfeld hinausschaut.

*

„Ich schreibe nicht gern mit Bleifeder, es ist mir nicht monumental genug!"

*

Einen ganzen Haufen Zeit
Schafft er in die Ewigkeit.

*

Eine dünne, klebrige Stimme.

*

Ein frühzeitiger Frühlingstag. Die Welt liegt still wie gebannt, als begriffe sie ihr Glück garnicht und möchte kaum sich rühren, damit es nicht wieder entflieht. Hält still dem langentbehrten Sonnenschein. Wie ein junges Mädchen zum ersten Male in Liebe sich dessen halb unbewußt ist.

*

Heucheltrab.

*

Er war so geizig, daß er uralt wurde, weil er aus Scheu vor den Beerdigungskosten es nicht übers Herz bringen konnte, zu sterben.

*

„Erreiche ich diesmal nicht mein Ziel, so kauf' ich mir für'n Groschen Gift und — werf's ins Wasser!"

*

Nach der Zerstörung der Tempel entstand eine große Wohnungsnot unter den Göttern. Dem ist erst in der Neuzeit durch die Gründung der Museen, welche gewissermaßen Asyle für obdachlose Götter sind, abgeholfen.

*

Das ist so gewiß wie Butter an der Sonne.

*

Wie ein Windhauch, der zur Frühlingszeit über blühende Gärten gleitet, angefüllt ist von Wohlgeruch, so ist der Gedanke an deine Schönheit voll Lieblichkeit. Wie ein Sonnenblick in dunklen Waldesgrund fällt, so leuchtet der Gedanke an deine Liebe in die Nacht meiner Sorge. Wie nach heißem Tage kühlend sich des Abends Schatten legen, so erfüllt mich der Gedanke an dich mit beseligender Ruhe. Nach allem Sturm und Wirrsaal bleibt der Gedanke an deine Liebe schön und sicher stehen wie der Regenbogen über der verstürmten Welt.

*

Wie eine Mondstraße auf dem Wasser fing es an auf dem Papier zu flimmern, die Buchstaben tanzten durcheinander wie zitternde Wellen, und dann usw...

*

Ein rosa Sonnenkleid, mit Mondschein besetzt.

*

Zu einem Aufsatz über das Schweigen könnte man als Motto benutzen

. . . .

v. Moltke.

*

Frieden bis aufs Messer.

*

„Wer mir sagt, daß es einen Gott gibt! Na, es wird schon einen geben, aber er wird sich um die Menschen nicht kümmern. Denken Sie sich, diese reiche Frau gab uns bloß 5 Silbergroschen!“

*

„Der Weihnachtsmann hat mehr zu sagen als der König von Preußen!“ (Antwort eines Kindes.)

*

Er taugt nichts mehr — er ist unter die Menschen gegangen.

*

In einem Konzert in Sommers Salon war ein Gewitter. Der Donner grollte gewaltig in die Beethovensche Symphonie hinein. Als nach demselben die Sonne hervorkam und die tropfenden Blätter beglänzte, jubelte eine Nachtigall gegen ein Flötensolo auf und siegte mit Leichtigkeit.

*

„Dit 's dat best von dei ganz Musik.“
(Die Stelle in ‚Meeresstille und glückliche Fahrt‘, wo die Pauken solo einsetzen.)

*

Was lebst du so in wildem Taumel?
Ich will das Glück vergessen!

*

Eine graue, nachdenkliche Luft.

*

Er hatte eine schnelle Verdauung und dichtete heute schon in der Manier des Dichters, den er gestern zum ersten Male gelesen hatte.

*

Das Wettermachen. In einem Märchen. Aus einer Pfanne, in welche allerlei Kräuter und Dinge

geworfen worden, steigt ein gerader Rauch auf, der sich am Himmel zu hellem Dunst ausbreitet usw. In der Pfanne selber kann sich der Hergang des Ungewitters vorbilden durch blitzende Funken und das Prasseln des Rauchwerks und regenartiges Zurückströmen des Dampfes. Das Märchen könnte heißen „Die Wetterhexe". Ein bösgesinnter, neidischer Mann, der seinem Nachbar sein Glück nicht gönnt, geht zur Wetterhexe, um dessen Feld verwüsten zu lassen. Dieser hat aber einem Schutzgeiste des Feldbaues einen Dienst geleistet (weshalb sein Glück), und dieser steht ihm bei, das Verderben auf die Felder des Neidharts richtend. Ein Kampf zwischen dem guten und bösen Element. Eine Windhose, welche sich aus der Pfanne des alten Weibes entwickelt und über dem Fluß sich voll Wasser saugt, geht auf den Acker des Guten zu, und hier entspinnt sich nun der Kampf mit dem Schutzgeiste usw.

*

Der Knabe, welcher den Zwergen einen Dienst leistet, die von den Sumpfgnomen vertrieben werden sollen. Der Kampf der Zwerge und Gnomen usw.

*

Das Säen des Unkrautes durch kleine Dämonen (Windgeister) kann dargestellt werden. Bei dem einen vernichtet sie der gute Geist wieder, bei dem anderen läßt er sie wachsen.

*

In harten Kriegszeiten werden aus den Glocken Kanonen gemacht und in Friedenszeiten aus den Kanonen wieder Glocken.

*

Das Märchen vom Storch, der alle die deutschen Kinder gebracht hat, weshalb auch das Reich seine Farben erwählte.

*

Plattdeutsches Märchen von dem Jungen, der die Pferde hütet, und den Unterirdischen. Schilderung seines Treibens und seines Lebens in der Natur und mit der Natur. Sein Widerspiel der Kuhhirte. Eines Tages um die glühende Mittagszeit liegt der Pferdejunge am Hünengrab und hört drinnen zur Harfe singen. Der Refrain lautet: durandora, durandora usw. Er singt unwillkürlich ein passendes Klangwort hinzu. Die Unterirdischen belohnen ihn dafür durch eine schöne Stimme. Der Kuhhirt versucht das gleiche, allein er fährt mit häßlichen Tönen dazwischen und wird zum Stotterer.

*

Ich höre doch viel lieber jemand ordentlich kunstgerecht das Maul halten, als sinnlos schwatzen.

*

Ich bin fest überzeugt, daß meine uralten Vorfahren in Germaniens Wäldern eine unüberwindliche Vorliebe für die Bärenhaut und für starken Met gehabt haben, denn diese beiden Neigungen stecken tief in meinem Blut.

*

Wenn doch einmal vom Affen abgestammt werden soll, so mutmaße ich bei mir auf die Nebenlinie Faultier.

*

Er hatte sich das Gehirn verrenkt.

*

Der schattige Briefkasten.

*

Das arme alte Gespenst, welches an einem Ort zu spuken hat, wo niemand hinkommt und wo es ohne Anerkennung bleibt. Endlich kommt mal einer, der fürchtet sich aber gar nicht vor ihm, erlöst es aber.

*

Frau Fortuna kam lächelnd und glänzend auf ihrer schimmernden Glaskugel vorübergeschwebt, schaute liebreich auf den Schlafenden und leerte ihr rosiges Füllhorn über ihn aus. Und dann rollte sie heiter davon; gleichgültig vorübergleitend vielen sehnenden, nach ihr ausgestreckten Armen, der aufsteigenden Sonne entgegen.

*

Das Märchen vom Storch könnte spielen während eines Siegereinzuges nach dem Kriege. Die jungen Störche fürchten sich vor der wallenden aufgesteckten Fahne. Die alten kommen dazu, und der Vater gibt seine Erklärung. Zum Schluß, wie der Zug vorbeikommt und das tausendstimmige Hoch schallt, mischt er sich mit Klappern in den allgemeinen Jubel.

*

Logenschließer-Kunstansichten.

*

Beim Anstecken der Laternen. Wie die Gasflammen in die Laternen hüpfen und sich behaglich auf ihren Platz setzen und sich umschauen.

*

Heidemädchen. Vom Sonnengold umschimmert fließt ihr Haar — die weiße Erika, die selten nur — und einsam blüht.

*

Fragezeichen, diese seltsame Schlange, die soeben ein rätselhaftes Ei gelegt hat.

*

Einer, der alle Bücher nach der Art beurteilt, wie sie als Einwickelpapier zu verwenden sind. Zum Beispiel zu Düten, zu Käse usw.

*

Wenn er dann mit seinen hoffentlichen Kindern spazieren geht . . .

*

Seine Werke sind ins Volk gedrungen, weil die Kellerleute Heringe darin einwickeln.

*

Es gibt Leute, die weiter nichts verstehen, als einen Schatten zu werfen.

*

Ich glaube, es gibt in der ganzen Welt keinen Menschen, der einen Postboten haßt.

*

Sich auf den Hühneraugen jemandes etablieren.

*

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß man in seiner eigenen Wohnung mehr Kälte ertragen kann als in einer fremden. Es ist gleichsam, als ob der anheimelnde Gedanke der eigenen Häuslichkeit Wärme erzeugend wirkt.

*

Gesang. Man hat das Gefühl, als ob einem mit einem stumpfen Messer an der Seele gesägt wird.

*

Er unterragt seinen Gegner bedeutend.

*

Einer, der eine Wohnung sucht, wird umhergetrieben wie ein gefiedertes Samenkorn, das einen Platz zum Anwurzeln sucht.

*

Hier herrscht noch geistige Steinzeit, und es kann dir leicht geschehen, daß als letztes Argument des im Wortgefecht in die Enge Getriebenen dir die steinerne Streitaxt eines höchst unpolierten Schimpfwortes vor den Schädel gedonnert wird.

*

Ich kann sehr böse werden, allein, wenn ich einmal böse werde, da werde ich gleich so böse, daß ich lieber gar nicht böse werde.

*

Der feierliche Esel.

*

Betrachtungen über eine chinesische Tasse.

*

Ein Gesicht mit einem Ausdruck bezahlter Wehmut, gemischt mit Durst nach geistigen Getränken.

*

Er kakelte fortwährend von Eiern, die er noch gar nicht gelegt hatte.

*

Sie gingen zu beiden Seiten des Wagens, und in ihren rötlichen Gesichtern trugen sie einen Ausdruck bezahlter Trauer, gemischt mit einem wehmütigen Zug ewig unstillbarer Sehnsucht nach geistigen Getränken.

*

Berlin ist im Sommer als klimatischer Kurort für solche, die an allzu großer Lebenslust leiden, von unschätzbarem Werte.

*

Die Gedanken laufen einem bei der Hitze zu Brei auseinander, wenn man welche hat. Manchmal hat man zwar einen, aber er ist ganz unkenntlich.

*

Ich sehe mir alle Tage auf der Landkarte zur Abkühlung die nördlichen Länder an, aber es nützt nichts.

*

Ich betrachte die Nixe auf dem Bilde mit Neid darüber, daß ihre gesellschaftliche Sonderstellung und ihr Beruf als Wassernixe es ihr gestatten, so wenig anzuhaben.

*

Wenn man eine wichtige Sache schriftlich abmacht, so ist es, als wenn man eine Mine an einer langen Lunte anzündet, so daß man weder den Knall hört, noch von der Explosion beschädigt werden kann. Höchstens ein Sprengstück in Gestalt eines Briefes kann zu einem fliegen.

*

„Ich möchte wohl mal, daß ich alles möchte, was ich möchte." Agnes.

*

Am auffälligsten ist mir immer die Ernsthaftigkeit vieler Lumpe gewesen.

*

Wenn er ohne Hut auf der Straße ging, bellten alle Hunde, denn sie dachten, der Mond sei aufgegangen.

*

Die Ahnen, ein Zyklus von Gedichten. (Die alten Germanen — Der Handwerker und Meistersinger — Der Landsknecht — Der Goldmacher — Der Ingenieur.)

*

Leben*) in Wald und Feld. Der See. Die Inseln. Das Indianerleben. Die Goldburg. Neumühler See. — Schulgeschichten noch mehr zu sammeln. Auch Spukgeschichten. Der ausgestopfte Tote. Der Totenschädel. Träume. — Die erste

*) Aus den folgenden Notizen ist 1880 „Jorinde" und 1897 bis 1906 „Reinhard Flemming" entstanden.

Kindheit auf dem Dorfe. Erste Erinnerungen. Der Elefant. Der herablassende Straßenjunge. Der Kirchhof. Der Garten. Der alte Onkel. Eine Krankheit. Das Schloß. Das Zimmer der jungen Gräfin. Lilla. Wunderbare Spielsachen. Wald und Feld. Ausfahren. Das kleine Mädchen. Die Aprikosen. Das kleine Mädchen kommt zu uns im Sommer. Himbeerenpflücken. Verirrt. Vorher Erzählungen des alten Mädchens, Volkssagen. Allerlei Seltsames und Unverstandenes, was sich an die Eltern des jungen Mädchens knüpft. Das Mädchen wieder fort. Erscheint mir nachher fast wie ein Märchen. Tante Therese. Erstes Erwachen des Naturinteresses. Das alte Buch, das ich nicht wiederfinden kann. Ameisen. Der Hauslehrer und der Stock. Phylax und Hektor. Johann. In die Stadt. Empfindungen bei der Ankündigung. Umzug. Der Engel. Phylax. Peter und Lise. Die Stadt. Das Neue. Die Schule. Traumhaftes Dasein. Erwachen der Naturliebhaberei. Sammlungen. Verschiedene Schülercharaktere usw. Erste Liebe.

*

Mit Blumen überglüht (Mohn).

*

„Ich habe meine Studien an H. S. gemacht, das heißt, die war nicht so, aber sie hätte so sein können, wenn sie anders gewesen wäre."

*

Vom Sturm in den Kamin geschleudert, aus dem Schornstein hervorgeschossen, auf das Dach zurückfallend, herunterrutschend, vom Sturm durch das Fenster wieder in das Bett geschleudert.

*

Das Gebiß, welches beim Baden verloren ist und durch eine Lieblingsspeise wieder geangelt wird.

*

Eine Sammlung alter Weiber, das Material, aus dem eine frühere Zeit ihren Bedarf an Hexen bestritt.

*

Die Nachtigall singt keine Klage, es ist eitel Jubel; wenn du eine Klage hörst, so ist das nur dein eigenes klagendes Herz.

*

Die Geschichte von dem schönen Garten, der immer häßlicher wird und schließlich in eine Einöde verläuft. Er ist mit allen Schönheiten zu Anfang geschmückt, um die Menschen zu verlocken. Selten findet einer in dem Irrsal der verschiedenen Wege den einzigen, der zum Heile führt.

*

Er machte ihm einen Besuch mit weißen Handschuhen und schwarzer Seele.

*

Es gibt erloschene Menschen. Sie haben einmal mit Feuer für eine Sache gewirkt und arbeiten, verjährtem Triebe folgend, in demselben Sinne weiter.

Sie gleichen abgebrannten Feuerrädern, die mit ein paar traurigen Funken sich fruchtlos weiterdrehen.

*

Sie spielt nicht Klavier, sie malt nicht usw. usw. — kurz, ihre negativen Eigenschaften sind die besten.

*

Der aus der Birke Borke Barken baut.

*

Ich bin mit diesem Menschen behaftet, ich habe ihn wie eine Krankheit. Die ewigen Götter haben ihn über mich verhängt als eine grausame Strafe meiner Sünden.

*

Willst du zum einfachen Populationsmultiplikator herabsinken?

*

Ein weißes Gewand, das unten ein zartes Gekräusel umfängt, draus zierlich das Füßchen hervorschaut. Die Finger, vom Lichtschein rosig durchglüht, und mild erleuchtet das schimmernde Antlitz, draus fragend zwei dunkle Sterne mich anschaun.

*

Ein Glück, daß sie nie eine Einsicht gewinnen in die schaurige Wüste ihres Innern — sie müßten sonst verschmachten.

*

Er schlief wie ein pensionierter Nachtwächter (d. h. der alles Schlafen nachholt, was er bei seinem Leben versäumt hat).

*

Das Totennest.

*

„. . . und allein der Kaiser ißt davon, aber auch nur des Sonntags."

*

Himmelblond.

*

„Alle Medizin ist gut, wenn man sie vermeiden kann."

*

Kinder stehen vor der Haustür und lassen es sich in den Mund regnen. (Billiges Vergnügen.)*)

*

Eine alte, hexenartige Frau steht mit dem Besen vor der Tür. Vermutlich will sie ausreiten.

*

Die Epigonen schöpfen stets das Fett ab. Siehe Frauenlob.

*

Unter China stellt man sich gewöhnlich ein sauber lackiertes Land vor mit vielen bimmelnden Glockentürmen von Porzellan. Es wimmelt von spitzhütigen, schlitzäugigen Menschen in buntem Möbelkattun, die eine unüberwindliche Neigung haben, einen Zeigefinger um den andern hochzuheben und dazu: „Tsching-Tsching" zu sagen.

*

---

*) Hier ist die erste Spur von „Leberecht Hühnchen" (1879—1893).

Eine mittagstille, juliheiße, dunstige Straße. Das einzige Lebendige ist das lautlos auf- und zuklappende Gebiß in dem Schaukasten eines Zahnarztes.

*

Der Sänger soll singen wie eine Quelle, nicht wie eine Pumpe.

*

Der Schädel. Ein bleiches, leeres Hohlgebein. In seinen leeren Augenhöhlen wohnen nur noch schwarze Schatten. Warum starrst du mich so an mit knöchernem, totem Grinsen? Du willst mir sagen, daß unter meinem Überzuge von Haut und lebendigem Fleisch ich ebenso grinse, daß der Kern meines Hauptes auch nur ein Knochenschädel ist. Was ist der Wert des Menschen? Es kommt ein Tyrann und wirft mit Millionen Menschenköpfen nach dem Ziele. In den Katakomben liegen die Schädel, wie Blechbüchsen, deren Inhalt verbraucht ist, zu nichts mehr wert — Menschenkehricht. Ihr bettet sorgfältig eure toten Leiber in Grüfte und Kapellen, damit in späteren Zeiten eindringende Barbaren nach Schätzen suchend sie herausreißen, sich in rohem Scherz mit euren Knochen werfen und eure Schädel in den Staub der Straße rollen.

*

Ein muffiges Haus. Es roch darin nach Zichorienkaffee und Mäusen (nach aufgewärmtem Kohl und Zichorienkaffee).

*

Er strapaziert seine Vernunft zu sehr, sie wird ihm noch einmal vor der Zeit alle werden.

*

In den Wahlbezirken muß es die Zahl bewirken.

*

Es war ein Tier mit vier Beinen davorgespannt, von welchem der Kutscher aussagte, es sei ein Pferd. Man konnte den Mann aber nicht für einen klassischen Zeugen erachten, da er bei der Sache interessiert war.*)

*

Der Schauspieler, der so gut war, daß er sich gar nicht verstellen konnte.

*

N. D. D.**) Öffentliches Teckelbeißen.

*

Für die findigen Leute lag das Geld immer auf der Straße, allein daß es in der Gründerzeit auch für die Dummen dort zu finden war, das brachte die schlimmen Folgen hervor.

*

Vom ältesten General bis zum jüngsten Kadetten, vom Jubelsenior bis zum Säbeljunior.

*

„Mit einem schwarzen Bleistift einen braunen Schimmel weiß malen.“ Heini.

*

*) Vgl. „Eugen Kniller“ (1880), Heimatgeschichten, Bd. II.
**) = „Neue Deutsche Dichterhalle“?

Der Idealismus in der Dichtkunst fängt dort an, wo die genaue Kenntnis der Wirklichkeit aufhört. Wer Menschen und Zustände kennt und durchdringt, wird immer ein Realist sein. Die sogenannte ideale Richtung kann immer nur Modesache sein. Schiller ist groß, aber Goethe ist unsterblich.

*

Auf dem feuchten, sonnenlosen Hofe gingen einige traurige Hühner umher, welche sich ohne Hahn behelfen mußten. Eine notdürftige und rein moralische Anregung zu ihrem Eierlege-Beruf erhielten sie einzig durch das Krähen eines benachbarten, der zwei Höfe weiter seine Stimme erschallen ließ. Frau Zimpernich hielt einen Hahn für einen prunkhaften und unnützen Esser, der das in ihn gesteckte Kapital nicht einmal durch das geringste Windei vergüte. Ja, und ließ er sich einmal gar beifallen, ein Ei zu legen, so entstand bekanntlich ein Basilisk daraus, ein Tier, dessen entsetzliche Gefährlichkeit seiner abnormen Herkunft durchaus ebenbürtig war. Es war rührend zu sehen, wie diese armen Hühner Tag für Tag in der Ausübung ihres angeborenen Scharrtriebes einen kleinen ungepflasterten Fleck des Hofes unausgesetzt durchkratzten, während es ersichtlich war, daß sie jede Hoffnung auf eine Beute schon seit lange aufgegeben hatten, und die ganze vergebliche Arbeit nur durch den Antrieb eines inneren dumpfen Instinktes erfolgte. usw.

*

Er hatte nur zwei Stäbchen in seinem Gehirn, auf welchen seine Gedanken unablässig wie gefangene Vögel auf und ab hüpften.*)

*

Daß der Tod alles gleich macht, wird auch durch die unzähligen Schafe bewiesen, welche im Tode alle zu Hammeln werden. Wer kann von sich behaupten, jemals eine Schafskeule gegessen zu haben?

*

Der junge Mann, welcher alles bei sich hat.**)

*

Diese Gedanken hatten sein Gehirn bereits leer gefressen, und es war nur noch etwas Wurmmehl darin, wie in einer hohlen Nuß.

*

Leute, die aus anderer Leute Korn sich ihr Brot backen.

*

Er ist äußerlich und innerlich am besten mit einem Schwein zu vergleichen. Und ich muß es nun mit ansehn, wie er sein Essen in sich hineinrüsselt, ich muß es anhören, wie er in hämischer und unflätiger Weise alle Welt begrunzt, und er würde es sehr übel vermerken, wenn ich nicht zuweilen in sein quiekendes Gelächter mit einstimmte.

*

*) „Eugen Kniller" (1880).
**) „Herr Omnia" (1888).

Als Kind habe ich die Redensart „Das paßt wie die Faust aufs Auge" immer in dem entgegengesetzten Sinne verstanden, und habe oft meine Faust in meine Augenhöhle hineingepaßt und mich gefreut, daß diese Redensart so schön stimmt.

*

Er sah aus wie ein Mephisto aus Semmelteig.

*

Aberrr ... wobei er dieses Wort so lang ausdehnte, daß er damit den Zeitbedarf des Wortes „Konstantinopolitanischer Dudelsackspfeifenmachergeselle" hätte bestreiten können.

*

Es gibt Leute, deren einziges Talent darin besteht, daß sie an sich glauben.

*

Man soll nicht so über die kleinen Länder spotten. Man soll die Wichtigkeit der Stellung ihrer Beamten nicht unterschätzen. Zum Beispiel der Minister des Äußeren von Liechtenstein! Da Liechtenstein eines der kleinsten Länder der Welt ist, so ist sein Äußeres naturgemäß eines der allergrößten und somit liegt die ungeheure Bedeutung und Verantwortlichkeit dieses Ministerpostens auf der Hand.

*

Die Welt ist jung, die Welt ist grün,
Es duftet der blaue Flieder ...

*

Die grüne Eidechse. Ein Märchen.

*

Dieses wipfelselige Schwanken ...

*

Eine alte Frau ging in der brennenden Sonne auf der Straße und rief mit klebriger Stimme Fliegenstöcke aus.

*

Er hatte zwar kein blaues Blut, dafür aber sehr rotes.

*

Der Knickrige. Er hält sich einen kleinen, ganz dünnen Hund, der sowieso nicht viel frißt, und läßt ihn von anderen ernähren. Er selbst bietet ihm allerlei an, das für ihn nutzlos ist, zum Beispiel Rettigscheiben — fragt ihn, ob er eine Zigarre rauchen will usw. Gibt ihm fremdes Brot und schlägt ihn, wenn er es nicht fressen will usw. Fragt ihn, ob er in die Oper gehn will.

*

Falstaff, Sancho Pansa und Bräsig in einer phantastischen Burleske zusammenzubringen.

*

„Ein maller Bengel." Die Anbringung von allerlei Liederrefrains wie heysasa, trallala, vivallera, jubheidiheida usw. mitten in der Rede. Nötig, nützlich, angenehm usw. An, auf, hinter, neben, in usw.

*

... und verzehrte dazu eine Wurst von zweifelhaftem Aussehen, deren Zusammensetzung ein düsteres und blutiges Geheimnis ihres Verfertigers war.

*

Es kam allmählich eine verdünnte säuerliche Lustigkeit in die Gesellschaft.

*

Gemalte Vögel, welche singen.

*

Märchen von dem Storch, der im Winter ein Mensch ist.

*

Die Zeit nimmt doch kein Ende, was nützt es, daß ich ihr nachlaufe, sagte die alte Uhr und stand still.

*

Es war einer von jenen sparsamen Hunden, welche für gewöhnlich nur drei Beine in Gebrauch nehmen.

*

Jemand, der seinen Feind unterschätzt, ist schon halb geschlagen.

*

Das gleichzeitige Nebeneinanderbestehen aller Kulturen und Bildungsgrade in der Welt.

*

„Und was nützen die Gefühle, wenn sie nicht verkäuflich sind!"

*

Warum schmeckt das Wild so gut?

*

Die Erben, welche auswendig schwarz und traurig, inwendig aber karmoisinvergnügt sind.

*

Er saß da so behaglich wie eine Made im Blumenkohl.

*

Märchen von dem Ei, welches gefunden wird. Es kommt Wunderbares daraus hervor.

*

Grünes Blut.

*

Das kleine Haus, das inwendig ungeheuer groß ist.

*

Er sah aus wie ein Kellner in Zivil.

*

Das Mineralfarbenlager.

*

Die Stallfütterung in der Literatur.

*

Der Bach, der ewig gleichmäßig vom Berge rinnt und bleibt, während die Geschlechter der Menschen um ihn sterben und vergehen.

*

Und wenn er schweigt, dann schweigt er Unsinn.

*

Man sagt immer, die Welt sei so nüchtern und prosaisch geworden, das ist gar nicht der Fall, das

wollen uns nur Leute einbilden, welche selber keine Poeten sind und dafür eine Entschuldigung suchen.

*

Der Dichter gleicht dem Posthorn, in welchem die Lieder eingefroren sind. Bei gelegener Zeit kommen sie heraus.

*

Auch die Pfütze spiegelt herrlich den blühenden Rosenstrauch.

*

Der Mann, welcher der eigenen Persönlichkeit so großen Wert beimißt. Tagebücher schreibt. Familiensinn — eine besondere Form des Egoismus. Übertriebene Ordnung.

*

„Ich bin zwar auch ein Schweinehund, allein ich bin ein genialer Schweinehund — ihr anderen seid nur ganz gewöhnliche . . .“

*

Die Stenographie und die gewöhnliche Schrift gilt auch in der Kunst. Demjenigen, welcher sie gelernt hat und versteht, sagt die Stenographie schnell und kurz mehr als jedem anderen, aber die meisten wollen doch die gewöhnliche Schrift.

*

„Papa, würden wir fettere Koteletts haben als die Hämmel?“

*

„Wenn Sie heiraten,“ sagte jemand zu einem jungen Mann, „dann möge Ihre Frau keine andere Verwandten haben als eine alte tote Tante!“

*

Das Glück, das noch nicht Worte fand,
Das wie ein Schimmer das Gemüt erfüllt,
Wie eine Ahnung, daß es blühen soll …

*

Wie die Feinde beide denselben Gott zum Siege anrufen. Und der alte Herr sitzt oben in seiner wunderlichen Situation und weiß Bescheid.

*

„Braut zu sein, besonders einem dritten gegenüber, ist ein undankbares Geschäft.“

*

(Ein Bettler lehnt ein Zehnpfennigstück ab. Der Wohltäter, gekränkt:) „Ein gewisses Maß von Wohltätigkeit ist im allgemeinen wohl erlaubt!“

* *

II. Aufzeichnungen seit 1880

Der Arzt, der von ulklustigen Leuten gerufen wird, weil jemand ein Bein gebrochen habe. Es ist ein Stuhl. Er legt einen regelrechten Gipsverband an, besucht den Stuhl regelmäßig usw. und macht eine große Rechnung.

*

Daß die Engländer, die den Begriff des gentleman festgestellt haben, im Grunde die größte Knotennation sind, ist sinnreich.

*

Wenn Heraklit, der Dunkle, klar geschrieben hätte,
Da wär' er längst vergessen, wie ich wette!

*

Heine, eine Emulsion von Wein und Öl. Sie trennt sich aber immer wieder, wenn sie still steht.

*

Die Welt verachten kann man nur, wenn man sich selbst verachten muß.

*

Es war einmal ein reicher Menschenfreund. Bei N. N., der eine Menschensammlung hatte, war er verzeichnet unter der Nummer 131 mit der Bemerkung: „sehr selten".

*

„Ein Fichtenbaum steht einsam ...", jenes Lied, auf welchem das deutsche Volk den Guano seiner Sentimentalität haushoch abgelagert hat.

*

Blüte der Kunst bedeutet immer Niedergang eines Volkes.

*

„Man muß lügen können und auch das Gesicht dazu haben — das ist das Geheimnis."

*

Der alte Professor orientalis, der zuerst in chinesischen Zeitungen etwas vom Kriege 1870 liest.

*

Der Glückspilz. Alles aber nützt ihm nichts.

*

Siedete und sott. Mein Blut sott.

*

Fröhliche Galle.

*

Der Hypnotiseur. Das Medium sagt in einer Kriminalsache aus, die Mordtat sei von vier Leuten ausgegangen, welche Straße so und so, Nummer so und so wohnten. Die Polizei forscht nach, und dort ist nur eine Baustelle. Die Sache ist aber schließlich doch richtig.

*

Sie kennen Karl Blubber nicht? Einen der größten Dichter Charlottenburgs und Ehrenmitglied des A. D. R.! Pfui, schämen Sie sich!

*

Die Krähen unterhalten sich von der guten alten Zeit, als es noch Galgen gab.

*

Das unschädliche, aber gespenstige Nachmittagsschaf.

*

Der französische Staatsbankrott durch Ministerpensionen.

*

Der Sprung in den Lindenbaum von der Festung.

*

Pfeifenkopfberühmtheit höher als Drehorgel.

*

Das Strandrecht, früher und heute. (Modernes Seebad.)

*

Der längst erloschene Stern, der noch immer am Himmel strahlt; die immer noch weiter verehrte Tagesberühmtheit.

*

Kunst ist weiter nichts als Beschränkung.

*

Es war so wenig Leben in der Stadt wie in einem Pelzladen im Hochsommer.

*

Das größte Unglück auf der Erden
Das ist, wenn Sklaven Herren werden.

*

Dann wurde das Wetter immer dümmer,
Von Westen kamen die Minimümmer ...

*

Der Vater am Bett des totkranken Kindes sieht durch das Fenster im Garten einen Greis, der im Begriff ist, eine Blume zu brechen; durch flehende

Geberden veranlaßt er diesen, zu gehen, und das Kind wird gesund.

*

Der Mann mit der Berserkerwut; die Ohrfeige schlägt dem anderen den Kopf ab.

*

Seelenvöllerei.

*

Einer, der das Weite sucht und es nicht finden kann.

*

Schönes Wetter — es gibt kein schlechtes Wetter.

*

Die kleinen, jetzt in Berlin gezeigten Zwerge — Überbleibsel eines früheren Geschlechtes.

*

Kinderballgespräch: „Waschen Sie sich schon allein?"

*

Nichts ist oft unwahrscheinlicher als die Wirklichkeit.

*

Wie das heilige Feuer der ewigen Wahrheit still bewahrt wird, ob auch zum stillen Hauslämpchen herabgesunken, bis die Zeit kommt, ein Genie damit neu zu entzünden.

*

Am Abend alkoholisch,
Am Morgen melancholisch —
Das ist der Lauf der Welt.

*

Der ziemlich verachtete Abkömmling, der in die ausschließlich praktische Familie nicht paßt, Ingenieur wird, das Kohlenlager entdeckt und ein Tier wird.

*

Doch wie ihr euch immer mochtet verstellen,
Ihr habt uns bezaubert in allen Fällen.

*

Verse sind konservativ. Wie zum Beispiel französische Verse die Aussprache des stummen e's bewahren.

*

Leidenschaft ist Schwäche.

*

Das beste schreibt man aus Sehnsucht und Erinnerung. Die Erfahrung lastet nur.

*

Als Dekoration der Ebene ist das Gebirge ganz nett.

*

Eine unbestimmbare Sorte von Fleisch, die unter dem Pseudonym „Wildbraten“ auftrat.

*

Lügengeschichte: Die Kühe, die auf ihren abgestimmten Glocken zu festlicher Gelegenheit ein Lied spielen.

*

Was wäre das Meer ohne die Bäche!

*

(Der lange Hund.) Wenn er um die Ecke ging, war das eine zeitraubende Sache.

*

Und als er nun so schrecklich rauchte
Und dabei so viel Portwein brauchte...

*

Der Affe, der mit sich selbst Sechsundsechzig spielt (Hinterhand).

*

Man hat ja gar nicht Nase genug, um das alles aufzuriechen.

*

Seine Einnahme war nicht groß. Das einzige, was er verdiente, waren Prügel.

*

Das mit einem Blatte aus einem Schulschreibbuche verklebte Fenster, auf welchem sich ein und dieselbe Tugendlehre fortwährend wiederholt.

*

Er wurde von seinen Freunden das Neunauge genannt, denn sie behaupteten, er habe außer seinen zwei gewöhnlichen noch sieben Hühneraugen.

*

Die Blätter sinken vom Kastanienbaum wie welke Hände.

*

Leihbibliothek — literarische Bedürfnisanstalt.

*

Der alte Herr, der an jedem 22. Dezember bei der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft herumgeht, um den Witz anzubringen: „Man merke doch schon, daß die Tage wieder länger würden."

*

Er verfolgte den Geldbriefträger mit jenem eigentümlich gespannten Blick, den die Raubtiere im zoologischen Garten annehmen, wenn der Wärter vorübergeht.

*

Ein Kennzeichen des echten Talentes ist die Unbekümmertheit, mit der es seinen Weg geht. Ick bün ick.

*

Er hatte immer eher die Neigung, den Tisch zu sich heranzuziehen, als seinen Stuhl heranzurücken.

*

Die Lumpigen freuen sich immer, wenn mal ein richtiges Genie gerade ebenso sauft wie sie.

*

Die silberne Verlobung.

*

Was er will, weiß er nicht, aber Wasser, weiß er, will er nicht!

*

Der Mann, der alles am besten hat; seine Kinder sind kränker gewesen als irgend welche andere usw.

*

Du hohler Zahn der Nordsee, Helgoland . . .

*

Der gespenstische Reiter, von dem man nur den Hufschlag seines Pferdes hört.

*

Titel für ein plattdeutsches Sammelwerk: „Dit un dat".

*

Deutsche Imperativ-Namen: Slintewin, Zuckmantel, Wendenschimpf, Bötefür, Buckup, Dempwolf, Griffentrog, Griepenkerl, Hegewald, Juckenack, Klingebiel, Klövekorn, Rohrdanz, Schmeckpeper, Stövesand, Zickendraht.

*

Deutsche Namen: Gruwel, Dedewich, Poppendik, Bernefür, Beverneſt, Eikhorst, Hackeborn, Ketelhodt, Kulebug, Pustekow, Schadebock, Schnäpel, Kuhlhase, Bulekater, Slöpendriver, Lickefett, Pöttenkieker, Susänger, Suput, Mallerjahn, Drähnbattel, Baltuttis, Gnuschke, Griebsch.

*

Freundschaft ist Bestätigung, Liebe Ergänzung.

*

Im Anfang war der Rhythmus, die Urkunst ist der Tanz. Aus ihm sprießt alles hervor: Das Lied, die Musik, das Drama, die Bildnerkunst (Tanzmasken). Man beobachte die Kinder.

*

So leer sind diese öden Buben
Wie ausgedrückte Farbentuben.

*

Eine Tat wurde aus ihm, wie der Funke aus dem Stahl, immer erst durch Zusammentreffen mit einem harten Stein geschlagen.

*

Die Sicherheit, mit der er alles wußte und konnte, wurde nur von der Gewißheit übertroffen, daß sich später alle seine Angaben als falsch erwiesen.

*

Märchen: Waldfräulein Hechta. — Das große Sterben. — Das Fräulein von der Maienburg. — Der selbstgebackene Mann. — Pumphut. — Das Riesenmärchen. — Die untergegangene Stadt. — Der schöne Garten. — Das wunderbare Ei. — Die vom Maulwurf aufgewühlten Geldstücke. — Pentamerone Nr. 31 (Der Hasenstein, das Mäuseland); Der Pagaluzienstein. — Die abgeschnittene Hand. — Die feine Prinzessin. — Das Zimmer mit den sieben Türen. — Die vier Jahreszeiten. — Der kleine Hund. — Das kleine Haus, das inwendig so viel ungeheure Räume hat. — Die Märchen des Blinden. — Das Pilzmärchen.

*   *

III. Verse aus späteren Jahren

Blühende Kartoffelfelder

Frühlingsgrüne Buchenwälder —
Ei, die sind wohl jedem recht;
Blühende Kartoffelfelder
Find' ich aber auch nicht schlecht!

Wie sie wallen in die Ferne
Mit dem dunkelgrünen Kraut,
Drüber weiß und lila Sterne —
Schönres hab' ich nie geschaut.

Liebster, will dein Herz verzagen
Ob dem öden Menschenpack:
Dieser Anblick soll dir sagen,
Was es wieder trösten mag.

Diese trüben Menschenmassen,
Sind so öd nicht im Gemüt,
Sind nicht so von Gott verlassen,
Daß ihr Herz nicht auch mal blüht!

—

Eine goldne Helle sah
Hoch auf mich herab,
Doch die Sonne war nicht da,
Die den Ursprung gab.
Sie versank ja lange schon
In der andern Welt —
Nur wie ein verlorner Ton
Hat sie uns erhellt ...

*

Vagabundenmahlzeit

„Brot und Brot und nichts als Brot!
Zwar vertreibt's die Hungersnot,
Aber bei dem ew'gen Traben
Will man auch was Bessres haben.
Doch die fetten protz'gen Bauern
Sind so leicht nicht zu belauern,
Ihre Hühner, ihre Schweine,
Diese fressen sie alleine.
Würste wohl von allen Längen
Haben sie im Rauchfang hängen,

Haben Eier, Speck und Schinken
Und ein gutes Bier zum Trinken,
Aber kommt man zugereist,
Wird mit Brot man abgespeist.
Hätt' ich nicht in meiner Tasche
Meine volle Kümmelflasche,
Würd's ein trocknes Futter geben,
Wie ein Ziehhund würd' ich leben."

Also brummt er, ißt und trinkt,
Bis er müde rückwärts sinkt,
Und ins weiche Gras gestreckt
Einen Mittagsschlaf bezweckt.
Über ihm die Blätter rauschen,
Flüsternd ihre Grüße tauschen,
Und ein kleiner Vogel singt,
Ringsum schwirrt es, zirpt und klingt,
Und wie Äolsharfensummen
Durch die Luft mit sanftem Brummen
Tönt der Telegraphendraht —
Heimlicher Gedanken Pfad.
Falter spielen, Blumen nicken,
Und ein freundlich Sonnenblicken
Tanzt mit wechselvollem Licht
Um sein rotes Angesicht.

Denn der Sonne ist es gleich:
Hoch und niedrig, arm und reich,
Die was haben, die was pumpen,
Millionäre oder Lumpen,
Könige und Vagabunden —
Alle werden gleich befunden,
Alle mit demselben Licht
Küßt ihr freundlich Angesicht!

—

Distichen, teuerster Freund? — schon sind vorüber die Zeiten,
Da man in fremdes Gesetz fügte den heimischen Laut.
Mög' es zur Übung geschehn der jugendlich gärenden Kräfte,
Bleibt es doch immer ein Spiel, mehr oder wen'ger gelehrt.
Nimmer noch drang in das Volk, was kunstreich schufen die Besten,
Denn ein Schulgeschmack hängt auch dem Gelungensten an.
Ananas zieht man den üppigen Tafeln der Reichen im Treibhaus,
Aber die Erdbeer' im Wald spendet uns heimischen Duft.
Denk an den herrlichen Storm, wohl war er der Trefflichsten einer,
Nimmer antikes Gebild formte sein sinnender Geist,
Ob er bescheiden auch nannte den köstlichen Mörike Meister,
Welchem der klassische Vers herrlich wie keinem gelang.
Mündig nun ward unser Volk, und mündig auch ward seine Sprache,
Darum in heimischer Form halle sie tönend sich aus!

—

Frühling, holder Frühling,
Komm, o komm daher,
Bring uns holde Blumen,
Die wie blaue Augen
Aus der Erde sehn,
Die wie blanke Sterne
Auf dem Grunde stehn ...

—

Die Deutschen sind ein Volk von Erz,
Das stärkste auf der Welt;
Drum sind sie mitten in das Herz
Europas auch gestellt.
Und dieses Herz ist voll und gut,
Und nimmer wird es leer:
Durch alle Völker rauscht sein Blut
Weit über Land und Meer!

Als einst das stolze Römerreich
Der Welt Gesetze sprach,
Von Deutschland kam der Todesstreich,
Der seine Herrschaft brach,

Doch hob sich neu zu Glanz und Ruhm,
Wie man sie selten sah,
Durch deutsches Longobardentum
Das Land Italia.

Aus Spanien schuf der Goten Heer
Ein gar gewaltig Land,
Das seine Herrschaft übers Meer
Und um die Welt gespannt;
Doch als es dann zu Falle kam,
Als Niederland es schlug,
War's wiederum ein deutscher Stamm,
Der davon Ehre trug.

Der allen Meeren stolz gebeut
Und tut, was ihm gefällt,
Der deutsche Angelsachse heut
Beherrscht die halbe Welt.
Amerika füllt deutscher Stamm,
Und ob die Menschenflut
Aus Holland, England, Deutschland kam —
Es ist dasselbe Blut!

Zwar lag nach dreißigjähr'gem Krieg
Auch Deutschland lang' im Leid,
Doch drang's empor und kam zum Sieg
Und neuer Herrlichkeit.
Drum, deutsches Herz, verzage nicht,
Was dir auch Trübsal schafft:
Du ringst dich wieder auf zum Licht,
Vertraust du deiner Kraft!

*

Frühlingsblumen

Weiße Glöckchen lieblich klangen,
Die sich hin und wider schwangen,
Als es fast noch Winter war.

Zwar für stumpfe Menschenohren
Ist der feine Klang verloren,
Aber dennoch ist es wahr!

Und die Meise hat's vernommen,
Hat das Läuten aufgenommen,
Auch die Amsel flötet schon.
In der Luft die Lerchenscharen,
Und die Finkenschlagfanfaren
Fallen ein mit hellem Ton.

Da beginnt ein sanftes Regen,
Werden, Wachsen und Bewegen,
Und es keimt das junge Sein.
Von den Wurzeln zu den Wipfeln
Quillt es, und in Waldesgipfeln
Schimmert sanft ein grüner Schein.

Aus dem welken Laub, dem Sande,
Aus dem schwarzen Gartenlande
Dringt es leuchtend nun hervor:
Krokos, blaue Veilchenkissen,
Hyazinthen und Narzissen
Und ein bunter Tulpenflor.

Bei den ersten Frühlingsfesten
Sind noch nicht die allerbesten,
Allerschönsten Blumen da:
Nelken fehlen noch und Rosen,
Lilien, die makellosen,
Und noch schönre gibt es ja:

In den Schränken, in den Schreinen
Warten schon die hellen, feinen
Frühlingskleider zart und lind,
Möchten sich so gerne ründen
Und verborgne Schönheit künden,
Angeschmiegt vom leichten Wind.

Scheine, liebe Sonne, scheine!
Lieber Himmel, tu das deine!
Laß uns bald im jungen Grün
Und auf sonn'gen Waldeswegen
Deinen allerschönsten Segen,
Helle Mädchenblumen blühn!

1900

*

Die alte Füchsin an ihre Jungen

Meine lieben Kinder, von heut auf morgen
Müßt ihr nun für euch selber sorgen.
Im Mäusefangen seid ihr perfekt —
Damit ist euch der Tisch gedeckt.
Schätzet die Maus, denn leidet ihr Not —
Sie gibt euch immer das tägliche Brot.
Ihr lerntet den Hasen im Lager beschleichen
Und das flüchtige Rebhuhn im Sprung zu erreichen.
Ihr versteht es, die filzigen Bauern
Um Hühner und Gänse zu belauern,
Und was da kriechen kann und fliegen,
Ist alles euer. — Nur laßt euch nicht kriegen!
Und wo man's zu bequem euch macht,
Da habt Verdacht, da gebet acht!
Mit beiden Füßen im Eisen sitzt,
Wer da nicht schlau ist und gewitzt.
Das ist verdrießlich und kein Spaß,
Drum, lieben Kinder, merkt euch das!
Die Hunde mit zu langen Beinen,
Die sollt ihr fürchten, noch mehr die kleinen,
Die krummgebeinten, tückischen Teckel.
Doch kommt so ein Geck mit modischem Deckel
Und blanker Flinte — darüber lacht.
Vor der rostigen aber nehmt euch in acht!
Haltet ihr euch an diese Lehren,
Werdet ihr eure Jahre vermehren —

Doch endlich kommt, trotz aller List,
Was jedes Fuchses Schicksal ist!
Einmal werden sie doch euch fassen
Und euren Pelz, den müßt ihr lassen.
Darum lebt wohl — bleibt fromm und bieder:
Auf der Leipziger Messe sehn wir uns wieder!

1904

*

Das tolle Tagsgeschrei, das hört man weit im Land,
Was still im Winkel wohnt, ist wenigen bekannt.

—

Was du im Geist gebaut hast,
Mag's noch so wunderbar sein,
Was wirklich du geschaut hast,
Wird leben und wird wahr sein!

—

Die Harfe schlagen und die Leier
Kunz, Lehmann, Müller, Schulz und Meier.
Doch werden sie erst populär,
Wenn sie des Krämers Hand zerstückelt,
Wenn er um Hering, Schmalz und Schmer
Die Lieder und Balladen wickelt.
Ja dann erst werden sie gelesen —
Es wär' auch sonst zu schön gewesen!

—

Du wirst dich nur berauben
Durch Deuteln und durch Klauben —
An Märchen muß man glauben!

—

Stand in der Wüste auch dein Haus —
Der Heimat Zauber löscht nicht aus.

—

Da seht euch die klugen Französlein an,
Die ziehen dem Nichts ein Höslein an
Und putzen's gefällig mit allerlei Tand,
Ein wenig zynisch, ein wenig galant.
Und die Welt glaubt ihnen den blauen Dunst,
Sie hätten wirklich die wahre Kunst,
Und sind doch, seit wir schreiben und lesen,
Fast immer nur Modeschneider gewesen.
Gewannen damit viel Ruhm und Geld
Und herrschen fast über die ganze Welt.

—

Heut mußt du dich nur recht unklug haben
Oder dich wälzen im Schmutz wie ein Vieh,
Da jubeln dir zu die unreifen Knaben
Und nennen gespreizten Blödsinn Genie.

—

Von der Morgen- bis zur Abendröte,
Da hört man nichts als Goethe, Goethe,
Wie Ameisen krabbelt es um und um
Auf diesem Riesenleib herum.
Hätte der Alte erlebt dies Treiben —
Was würd' er für beißende Xenien schreiben!

—

Warum mit Kanonen nach Spatzen schießen —
Ein Blasrohr genügt, sie zu verdrießen!

—

Nachahmen unsrer Väter Erbe,
Das nennt man heute Kunstgewerbe;
Anstatt aus der Zeit heraus zu schaffen,
Sind wir nur des Vergangnen Affen.

—

Mit voller Hand hast du gegeben —
Was ist das Ziel?
Dringt nur ein einzig Lied ins Leben,
So ist's schon viel!

—

Der Herr Professor ist heut obenauf,
Genie ist gar nicht mehr vonnöten.
Was Kopf, was Herz, was Geist! Der große Hauf
Hat sich gewöhnt, das Sitzfleisch anzubeten.

—

Arbeit! Arbeit! Segensquelle;
Heil und Ehre deiner Kraft,
Die aus Finsternis die Helle,
Edles aus Gemeinem schafft!
Aus dem Wirken quillt das Rechte,
Aus dem Schaffen keimt das Echte,
Wehe, wenn die Tat erschlafft!

In der müß'gen Stunde Gähnen
Stirbt das letzte Fünkchen Mut,
Träge in den kranken Venen
Schleicht das böse schwarze Blut;
Tiefer Gram umwölkt die Stirne,
Wahnsinn brütet im Gehirne,
Bis das Herz im Tode ruht.

Völker! Laßt das Murren, Klagen
Über Götzendienerei,
Wollt ihr einen Götzen schlagen,
Schlagt den Müßiggang entzwei!
Nur die Arbeit kann erretten,
Nur die Arbeit sprengt die Ketten,
Arbeit macht die Völker frei!

—

Magst du bis zum Himmel gehen,
Wo die ew'gen Götter sind,
Holderes wirst du niemals sehen
Als die Mutter mit dem Kind.

—

Was zu schön ist, um zu dauern,
Was mit Weh das Herz durchdrang,
Hohe Wonnen, tiefes Trauern
Leben ewig im Gesang.

—

Die größte Kunst der Künstler ist Verschweigen
Und dennoch Reden. Urgewalt'ge Macht
Des Schaffens, die in jedes Menschen Herz
Die schlummernden Gedanken weckt und rüttelt
Zum Selberschaffen! In der Arbeit nur
Und durch die Arbeit fühlt ein jeder Mensch
Das wahre Glück; nur was durch Arbeit er
Zu eigen sich gemacht, gibt ihm Genuß.
Drum Künstler: gib uns Arbeit, willst du wirken!

—

Stark ist der Tod!
Er reißt das Zepter aus des Kaisers Hand
Und von des Papstes Scheitel die Tiara,
Es sinkt vor ihm das sieggewohnte Schwert
Des Helden, dem die Welt zu Füßen lag,
Als wär's ein Strohhalm nur ...

*

Kirchhof im Felde

Zwischen Korn und Kartoffelfeld
Hat der Tod seinen Acker bestellt.

Dort säet er altes und junges Korn,
Was überreif, was eben gebor'n.

Finden auch sie zum Lichte den Pfad,
Oder ist sie verloren, die Saat?

*

Weihnachten

Vor mir liegt einer von den vielen Weihnachtsbriefen Theodor Storms; er schrieb ihn im Dezember 1882 an meinen Vater. Es wird darin die berühmte zwölf Fuß hohe Tanne erwähnt, und als eine Eigentümlichkeit des Stormschen Weihnachtsbaumes werden „Erlensamen in goldenen Traubenbüscheln" genannt. Diese Erfindung Storms glänzte fünf Jahre später in „Leberecht Hühnchens" Weihnachtsfest auf, wo sie der inzwischen zu breiterem Leben gediehene Hühnchen als eine Neuerung aus Husum vorstellt. So waren die beiden Weihnachtsbäume der befreundeten Poeten durch den goldenen Lamettafaden freundlicher Sitte miteinander verbunden, und wenn in demselben Briefe Storm von sich und seinen Söhnen sagt, sie seien alle große Weihnachtsmänner, so hätte man das gleiche auch von meinem Vater sagen können.

Mein Vater hat in seinen Schriften immer wieder versucht, die Weihnachtsstimmung zu gestalten, denn sie war im Grunde die Stimmung seines ganzen Lebens; nicht, als sei er, wie man es unbegreiflicherweise immer noch liest, ein rosenroter Optimist gewesen, der in einer Art von angeborener Punschseligkeit die wirkliche Welt und das bekannte Menschen-

wesen darauf für vollkommen und preisenswert gehalten hätte; diese Weltanschauung des Philisters, der alle Dunkelheit leugnet, solange er im Dunstkreis seines eigenen zweifelhaften Glückes sitzt, ist ja auch so ziemlich das Gegenteil aller Gedanken, die sich an der Wiege Jesu entzündeten. Wenn die Grundstimmung meines Vaters als Weihnachtsstimmung bezeichnet werden darf, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß er es für die Aufgabe seines Lebens und seiner Kunst gehalten hat, die Lichtkräfte des Guten zu offenbaren und die klar erkannte Niedrigkeit der Welt durch Liebe zu überwinden. Er hat in seinem Leben mehr gelitten, als den Fernstehenden bekannt ist, aber er hat seine Last schweigend und geduldig getragen und das Seine getan, anderen das Leben leicht zu machen.

An dem Wege, den er zu meinen Lebzeiten ging, brennen dreißig Tannenbäume, und alle hatte seine Hand geschmückt. Wir Kinder waren längst erwachsen, als er das Anzünden der Lichter immer noch als ein Hausvaterrecht beanspruchte; keiner von uns hätte es ihm auch abnehmen mögen. Er war jedesmal sehr stolz auf seinen Baum, und wenn er gelegentlich sagte, daß jeder Mensch den eigenen Christbaum für den schönsten auf der ganzen Welt halte, so machte er jedenfalls von dieser Regel keine Ausnahme. Bei der Ausschmückung hatte er seine eigenen Grundsätze, war allerdings auch in Einzelheiten auf Neuerungen und Überraschungen bedacht. So durften die Kerzen

stets nur mit einem Lichte des letzten Christbaumes angezündet werden; er bewahrte diesen Träger der heiligen Flamme Jahr für Jahr in einer Perlmuttermuschel auf. Diese silbern glänzende Schale steht jetzt auf meinem Arbeitstisch, und als ich den ersten Tannenbaum meines Hauses aufflammen ließ, hatte ich vorher eine Reise ins Elternhaus unternommen, um ein Licht zum Anzünden zu erbitten. Die Lichter selber mußten aus reinem Bienenwachs bestehen, und er sprach mit Bedauern von jenem bleichen Kunstwachs, das nach fünf Minuten kein Rückgrat mehr habe und „wie ein betrunkener Jockei auf dem Zweige sitze". („Und es soll auch Leute geben, die Stearinkerzen gebrauchen und dem Baum Lichthalter in den Stamm bohren ... Die Welt ist voll Unvernunft, mein Sohn!") An den grünen Zweigen schaukelten mancherlei angenehme Dinge aus gefüllter Schokolade und bemaltem Zucker, später auch Glaskugeln und Glöckchen, immer aber blank geriebene Äpfel, bunte Netze in sorgfältig ausgewählten Lichtfarben und Papierketten. Dazwischen rieselte in vielen tropfenden Quellen Lametta von Zweig zu Zweig, und an der Spitze des Baumes war der goldene Stern befestigt. Dagegen hatte mein Vater eine überaus starke Abneigung gegen künstliche Blumen, Watteschnee und Wachsengel; er war der Meinung, daß mit solchen Hilfsmitteln die Phantasie vergewaltigt werde. Wenn ich an seine Weihnachtsbäume zurückdenke, so überkommt mich das Gefühl, als hätten sie alle etwas vom Geheimnis an sich gehabt,

eine grüngoldene Unergründlichkeit; ja, statt am Weihnachtsmorgen im Sonnenschein ihre Herrlichkeit zu verlieren, wurden sie dann erst recht wunderbar und märchenhaft.

Über den Weihnachtsmann und das Weihnachtsland war er auf das genaueste unterrichtet, und ich erinnere mich, daß ich als Kind jede Blaumeise mit Entzücken vorüberfliegen sah; denn war es nicht dieser Vogel gewesen, der die Nuß mit dem Schlüssel zum Weihnachtslande dem kleinen Werner vor die Füße fallen ließ? Diese Geschichte — sie steht in den „Wintermärchen" — hat mehr als einmal meinen Vater in den Verdacht gebracht, er wisse den Weg in jenes wunderbare Land, in dem es Streuzucker schneit und in der Tiefe eines angenehm duftenden Gebirges die feinste Vanilleschokolade gewonnen wird. So traf kurz vor Weihnachten 1904 folgender Brief bei ihm ein: „Lieber Herr Seidel! Deiner lieben Hedwig ihre Puppe ist weg. Sie hat in der Veranda in ihrem Bett gelegen, und morgens sah ich zu, da war sie weg. Weißt Du wirklich den Weg nach dem Weihnachtsmann? Und gehst Du mal hin? Bitte, geh hin und sieh zu, ob die große Puppe da ist. Sie heißt Elisabeth und war noch schön und heil, bloß etwas kaput. Nämlich vom Kopf war die Perücke ab und ein Stück Blech, und die Nase sah etwas zerschmettert aus, aber nicht so sehr wie Ella ihre, die Bernhard unterm Schaukelstuhl gehabt hat. Aus den Armen guckt noch etwas Draht heraus, und ein Daumen und ein paar Finger sind ab. Sie hat eine

Jacke an, die hat eine verbrannte Stelle, die schon wieder geflickt ist, und viereckige Knöpfe. Ein Hemd hat sie auch angehabt. Wenn Du die arme liebe Puppe da siehst, dann bringe sie bitte wieder mit. Sie hat sicher tüchtig geschrien, wie sie weg mußte. Wenn ich nur gewiß wüßte, ob der Weihnachtsmann sie hat, wäre ich froh. Ich wollte, der kleine Vogel gäbe mir den Schlüssel, und ich könnte ins Weihnachtsland gehen, wo Goldflämmchen ist. Vielleicht ließe sie mich auch reiten. Anneliese schreibt den Brief, weil ich bloß schreiben kann, was keiner lesen kann. Deine Hedwig."

Goldflämmchen ist in jener Geschichte die Tochter des Weihnachtsmannes; danach scheint es, so selten sie erwähnt wird, auch eine Weihnachtsfrau zu geben. Mein Vater pflegte zu sagen, gegen das, was die Weihnachtsfrau zu tun habe, könne er selber nicht ankommen, und dann küßte er meine Mutter und verriet mit keinem Wort, wer eigentlich die Weihnachtsfrau sei.

Die weit verbreitete Sitte, den Weihnachtsmann oder Nikolaus vor Kindern auftreten zu lassen, war ihm verhaßt. Besonders empörte es ihn, daß man die in Schrecken gesetzten Kinder alsdann anhielt, Gebete zu sprechen und damit gleichsam die Gunst des polternden alten Herrn zu erkaufen. Einmal konnte eines der Dienstmädchen nicht verhindert werden, diese Rolle zu spielen; der heitere Vorfall mag mit seinen eigenen Worten erzählt werden. In einem Aufsatz über Weihnachten schrieb er 1904:

„Der Weihnachtsmann, der hinter dem großen Wald zwischen den Bergen in dem wunderbaren Lande wohnt, das noch schöner ist als das Schlaraffenland, der ist der wirkliche Weihnachtsmann; nur alle hundert Jahre bekommt ihn einer zu sehen.

„Da muß man sich denn sehr wundern, daß in der Welt noch so ungemein viele andere Weihnachtsmänner umherlaufen, die alle so tun, als wenn sie der einzig richtige wären. Aber das ist so: der richtige Weihnachtsmann hinter dem großen Wald zwischen den Bergen, der hat keine Zeit. Denkt euch nur, was der um Weihnachten alles zu tun hat — alle Kinder der Welt soll er versorgen, und für alle soll was da sein. Na, und was haben manche für einen Wunschzettel. Ich kannte einen, der hatte fünfundvierzig Wünsche darauf stehen, und was für welche. Natürlich bekam er das nicht alles, aber was macht das Aussuchen schon allein für eine Arbeit. Darum hat der Weihnachtsmann eine Menge Vertreter auf Erden, sozusagen Weihnachtsdienstmänner, aber das ‚Dienst' lassen sie weg, weil sich das nicht gut macht. Ich kenne viele Familien, wo der Weihnachtsmann sich vorher einstellt und nachfragt, ob die Kinder auch artig gewesen sind. Manche fürchten sich vor ihm, und das sind die, die kein gutes Gewissen haben oder ihr Sprüchlein nicht wissen, manche aber fürchten sich nicht, denn ihr Gewissen ist sehr gut, und sie haben ihr Sprüchlein gelernt, manche aber, obwohl ihnen das Herz doch ein wenig bibbert, lächeln überlegen, denn man geht doch schon in die zweite Vorschulklasse,

und Kurt Meyer, der alles weiß, hat doch erst kürzlich gesagt, es gäbe gar keinen Weihnachtsmann, daran glaubten nur noch die Dreiklepper, das heißt die, die in die dritte Vorschulklasse gehen. Und nachher wird er pietätlos und sagt, der Weihnachtsmann habe Vaters Reisepelz angehabt, und sein Sack, das wäre Mutters Wäschebeutel gewesen, und er habe geradesolchen Bierbaß gehabt wie Onkel Eduard, oder er hätte geradeso gelispelt wie Tante Lieschen. Und wenn Tante Lieschen das nachher hört, so sagt sie: ‚der Knabe hat ein ruchloses Gemüt!‘

„Als meine Kinder noch klein waren, da ist der Weihnachtsmann auch zu uns gekommen, und ich erinnere mich eines Abends, wo das geschah, noch sehr wohl. Wir hatten in unserem Wohnzimmer eine gemütliche Ecke, wo es bei Tag ziemlich dunkel war, aber in der Dämmerung oder bei der Lampe saß es sich dort sehr behaglich. Lydia, das Kindermädchen, genannt Lydia mit der Bombenbluse, hatte eben die Lampe gebracht, weil es ganz finster geworden war. Nebenbei gesagt, unsere Köchin Lotte war aus Mecklenburg, und für diese war der Name Lydia eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung. ‚Ich glaub‘, sagte sie, ‚in ganz Mäkelburg gibt es kein Kindermädchen, was Lydia heißt. Da muß ich mir ümmer furchbar über lachen. Aber hier in Berlin, da haben sie jawoll all sonne unklugen Nams. Geheimrats ihre Köchin, die ich ümmer bei'n Kaufmann treff, die hab ich neulich mal gefragt: ‚Wie

heißen Sie denn eigentlich?' Un da sagt sie zu mich: Aurora! Un da hab ich ihr laut ins Gesicht geprust't.'

„Man sieht, die gute Lotte verwechselte ‚mir' und ‚mich', wie das in Mecklenburg vorkommt. Der Berliner tut das nie, der sagt immer ‚mir', auch wenn's richtig ist.

„Nun gut, Lydia mit der Bombenbluse hatte die Lampe gebracht, und wir saßen alle vier in unserem behaglichen Winkel. Ich hielt noch ein wenig Nachlese in der Zeitung, und meine Frau erzählte dem kleinen Heini und der kleinen Helene Märchen, die sie sich selbst ausgedacht hatte. Die Geschichten von dem Wauwau und dem Mählamm und von dem Zwerg, der seine rote Mütze verloren hatte, waren schon beendet, und nun kam die Geschichte von dem kleinen Heini, der mittags zwischen zwölf und eins auf dem großen Teppich eingeschlafen war. ‚Mit einem Mal knisperte und wisperte es ganz leise, und alle Blumen auf dem Teppich steckten die Köpfe hervor. Das sah der kleine Heini ganz deutlich, obwohl er die Augen zu hatte und schlief. Und nun sprangen sie alle auf ihre spinnefeinen Füße und reichten sich die Händchen und wandelten auf und ab. Und dann tanzten sie Ringelreihen und gegeneinander und durcheinander, und dazu sangen sie. Das klang aber gar nicht lustig, sondern ganz wehmütig und traurig, und immer wieder hieß es in dem Gesang: ‚Wenn's bing schlägt, wenn's bing schlägt, müssen wir sterben und verderben!' So ging es eine ganze Weile,

aber mit einem Mal schnurrte der große Regulator im Nebenzimmer, und — bing — schlug es eins.'

„Nun konnte die Mutter aber gar nicht weiter erzählen, denn in diesem Augenblick riß es draußen ganz gewaltig an der Glocke, und als Lydia hinging, um zu öffnen, hörte man auf dem Flur Schritte wie von schweren Stiefeln und ein Rasseln wie von Nüssen in einem Sack, und plötzlich klopfte es kräftig an die Tür, und herein trat der Weihnachtsmann. Er hatte einen Pelzmantel an, der offenbar nach dem Muster von Mutters Abendausgehmantel gemacht war, und eine Pelzmütze auf dem Kopf, die man im Notfall auch wohl als Fußtasche hätte benutzen können, und sein Bart war schön lang und breit und schneeweiß wie Watte. Im Gürtel steckte ihm eine Rute, mit kleinen bunten Fähnchen verziert, wie sie die Kinder auf den Straßen verkaufen, denn zu Weihnachten muß alles schön sein, auch die Rute. Er rasselte zuweilen verheißungsvoll mit dem Sack, den er in der Hand trug und fragte: ‚Sind die Kinder auch artig?' Das konnten wir Eltern ja nun freudig bejahen; ich hatte mich schon oft genug gewundert, wie ich zu solchen Kindern käme, — von mir hatten sie es gewiß nicht. Und sie bestanden die Prüfung so gut und sagten ihre Verschen so tapfer her, daß der Weihnachtsmann fast gerührt wurde und den ganzen Sack mit Nüssen, Äpfeln und Pfefferkuchen vor ihnen ausschüttete. Im übrigen aber zeigte es sich, daß er eine höchst merkwürdige Aussprache hatte und ‚mir' und ‚mich' verwechselte, was auf seinen

Bildungsgrad ein sonderbares Licht warf. Als er fort war, kam nach einer Weile Lotte ganz wie zufällig ins Zimmer, und die Kinder teilten ihr jauchzend die große Neuigkeit mit: ‚der Weihnachtsmann ist hier gewesen!‘

‚Ne, wie is es einmal möglich?‘ sagte Lotte. Der kleine Heini aber fragte sehr ernsthaft: ‚Lotte, du bist doch aus Mecklenburg?‘ ‚Jawoll bün ich aus Mäkelburg!‘ sagte Lotte, ‚aus Pampow‘. ‚Du, ich glaube,‘ sagte der kleine Heini, ‚der Weihnachtsmann ist auch aus Mecklenburg!‘

‚Ne, was is das einmal für 'n Jung!‘ sagte Lotte und lachte und verschluckte sich dabei so, daß sie sich fast die Seele aus dem Leibe husten mußte.“ —

Ich erinnere mich noch, wie meinen Vater dieser vorsichtig bekundete Unglaube erfreute, ohne freilich damals den Grund seiner Heiterkeit zu verstehen.

Dagegen hörte er immer wieder mit derselben Andacht zu, wenn unsere Mutter Weihnachtslieder spielte, wie er denn, ohne selber ein Instrument zu beherrschen, für Musik sehr empfänglich war. Er saß dann schweigend in seinem Lehnstuhl und nickte nur zuweilen der Spielenden freundlich zu.

Seine Weihnachtsfreuden begannen eigentlich schon mit der Nußernte, wenn er für die Blaumeisen Walnüsse an Fäden aufhing und ihnen eine Vorausbescherung an Sonnenblumensamen darbrachte; der Tannenbaum wurde auch zu Silvester nie ganz abgeerntet, sondern mit einigen Annehmlichkeiten den Vögeln im Garten aufgestellt. Die Gabe, Pakete

uneröffnet für den heiligen Abend aufzusparen, war ihm nur in geringem Maße verliehen. Während der Bescherung pflegte ein von ihm zusammengestellter Julklapp ins Zimmer zu fliegen. Wenn dann die Lichter eines nach dem anderen erloschen und im Nebenzimmer bereits die Teller klapperten und der Tisch gedeckt wurde, ging er mit uns Kindern aus, um fremde Weihnachtsbäume zu besehen. Dann hörte er nicht auf, die wunderbarsten Dinge zu erzählen, bis wir, lautlos durch den Schnee Lichterfeldes stapfend, irgendwo einen Lichterschein aufblitzen sahen und nun mit ihm stehen blieben und an der Freude unbekannter Leute, so gut wir es konnten, teilnahmen.

In wehmütiger Erinnerung ist mir der letzte Weihnachten geblieben. Das war 1905 und nicht lange, nachdem er mir plötzlich, aus dumpfem Brüten aufschreckend, gesagt hatte: „Weißt du mein Gedicht von den Boten des Todes, das vom letzten Garten? Sie kommen jetzt jeden Tag zu mir!" Damals fing es auch an, daß er jedesmal, wenn ich von Lichterfelde aufbrach, dieselben Worte sagte: „Gehst du schon?" Auch an diesem heiligen Abend machten wir den Weihnachtsspaziergang; nach einigen Minuten merkte ich, daß ich ihm zu rasch ging. Die ganze Zeit sprachen wir von seinen alten Freunden, von vielen, die uns in den letzten Jahren verlassen hatten, und von anderen, die in kurzer Zeit grau und müde geworden waren. Aber am nächsten Tage war diese bedrückte Stimmung verflogen, und ich sah ihn in alter Laune und Schlagfertigkeit vor mir, voller Hoffnungen auf den Frühling.

Den Winterfrühling nannte er einmal das Weihnachtsfest, das Fest, an dem alles wieder aufleuchtet, das längst verloschen schien. Sein ganzes Leben war eine Wanderung zum Licht. In einem Briefe schrieb er darüber das für ihn so bezeichnende Wort: „Ich ging nach Licht und nicht nach Brot."

Der Heimgang

In den Nachrufen, die bei meines Vaters Tode durch die Blätter gingen, wurde wiederholt auf die überraschende Plötzlichkeit seines Heimganges hingewiesen. Die Seinen sahen mit zitterndem Herzen lange voraus, was kommen mußte, und er selber hat sich wohl in den letzten sechs Jahren mit Todesahnungen getragen. Mir fiel es auf, daß er im Jahre 1900 oft von seinem Alter sprach; er las damals häufig in John Forsters Lebensbeschreibung des Charles Dickens und sagte zu mir mit eigentümlicher Betonung: „Als Dickens achtundfünfzig Jahre alt war, da hatte er sich aufgezehrt — so alt bin ich jetzt auch". Im Herbst dieses Jahres war ich auf einer Reise abwesend; als ich danach das erstemal wieder in seinem Arbeitszimmer mit ihm zusammen saß, schloß er sorgfältig die Tür und bemerkte zu mir mit seltsam stockender Stimme, er wolle mir ein Gedicht vorlesen, das in den letzten Tagen entstanden sei. Dies wunderte mich, denn er hatte eigentlich nicht die Gewohnheit, seine eigenen Sachen vorzutragen. Und nun las er leise und wie im Traume redend:

In Gesundheit und Jugendkraft
Hab' ich bis nun gewirkt und geschafft,
Doch manchmal naht schon ein Bote.
Dann hör' ich von weit,
Wie Rauschen der Zeit,
Eine summende Orgelnote.

Dann ist mir, als ob ich schon näher säh'
Die finstre, alte Fichtenallee
Und die düster drohende Pforte.
Sie führt hinein
Durch Eisen und Stein
Nach einem stillen Orte.

Der letzte Garten wird er genannt.
Er liegt so fern und abgewandt
Allem Drängen und Tosen.
Aus seinem Grün
Wachsen und blühn
Dunkle Zypressen und Rosen.

Dort wohnt ein friedlicher Gärtnersmann,
Der trefflich graben und pflanzen kann,
Der hat viel tausend Beete.
Groß und auch klein
Pflanzt er dort ein
Und begießt sie mit Lethe.

Dort auch singen die Vögel im Mai:
Wie Leben und Lieben so lustig sei —
Es ist gar laut zu hören!
Doch wer da ruht,
Der schläft so gut,
Den wird es nimmermehr stören!

Mich überkam während des Zuhörens eine dumpfe Furcht, und ich begann seitdem mit dem Gedanken zu rechnen, daß wir ihn verlieren sollten. Im November des Jahres hielt er eine öffentliche Vorlesung vor mehr als siebenhundert Zuhörern; sie begann mit jenem Gedicht, dem „letzten Garten". Und noch einmal entschloß er sich, dieselben Verse vorzutragen; sie sind, von seiner eigenen Hand, auf einem

Programmentwurfe vorgemerkt, der für eine Vorlesung in der Gottsched-Gesellschaft bestimmt war. Er selber hatte auch den Tag dieser Vorlesung darüber geschrieben: den 7. November 1906. Es war sein Todestag.

Sodann erinnere ich mich an den Sylvesterabend 1900, der den Anbruch des neuen Jahrhunderts brachte. Alle unsere Zimmer in dem kleinen Lichterfelder Hause waren erleuchtet und glänzten von Harmonie und Freude. Von den Wänden und überallher sprach die Erinnerung vergangener Menschen und Zeiten, und auch mein Vater empfand sie in dieser Stunde. Er hatte sich vor einigen Wochen erkältet, fühlte sich unwohl und war zunächst gegen seine Gewohnheit schweigsam und nachdenklich. Beim Essen fuhr er zuweilen aus dumpfem Brüten auf und rief: „Wie schrecklich, wenn man von ganz erwachsenen Zeiten schon sagen kann, sie sind sechsunddreißig Jahre her! Damals war ich in Güstrow.“ Ein anderes Mal machte er uns mit ganz hoher und seltsamer Stimme den Herbstgesang der Amsel vor, dem er im Garten nachzuspüren pflegte: „Die Jugendzeit, die schöne Zeit .. sie liegt so weit, so weit .. die Jugendzeit ..“ Dann wieder lachte er und wünschte sich zum nächsten Weihnachten Müffchen — mit einer weißen Krause — damit ihm der Wind nicht immer so in die Ärmel hineinwehen könne. Denn er sei ein alter Mann übers Jahr, wir sollten es nur abwarten. Unsere Mutter lachte mit ihm und ging in ihrer Gebrechlichkeit ruhelos hinter ihm her — mir

war, als ob sich beide Eltern jetzt noch viel lieber hätten als früher und sich gegen die ganze Feindseligkeit der neuen Zeit abschlössen.

Und doch: es war ein Abend voll Behagen und froher Laune. Es wurde sehr eng in der Eßstube, denn der Tannenbaum saß mit am Tisch; aber der rote Punsch duftete süß, und die Silvesterkarpfen lagen breit und verlockend in ihrer zinnernen Schüssel. Ein aus Hamburg eingetroffener Marzipan wurde mit einem freigebigen Messer verteilt, und jeder fürchtete sich, von dem darauf befindlichen Bilde der Seewarte die Abteilung für Stürme und Erdbeben anzuschneiden. Hinter den vereisten Scheiben des warmen Zimmers drohte der Winter; als aber die Stunde kam, öffneten wir doch die Fenster nach dem verschneiten Garten. Unsere Uhren schlugen zögernd eine nach der anderen, und selbst in der alten Familienuhr mit den Alabastersäulen, die den Lesern der Wintermärchen bekannt ist, rasselte es, als ob Chronos einen Hustenanfall bekomme. Allein es war noch zu früh, und wir mußten warten. Mein Vater saß auf dem roten Stuhl in der Wohnstube, unbeweglich und ohne ein Wort zu sprechen. Endlich schwammen die Töne der Kirchenglocken ins Zimmer, und Geschrei fuhr auf, wie wenn ein häßliches Tier aufgewacht ist und taumelnd durch die Welt läuft. Da setzte sich meine Mutter, wie sie es in dieser Stunde gewohnt war, ans Klavier und spielte, während uns alle der Anhauch des jungen Tages traf, „Nun danket alle Gott“. Als sie sich erhob, stand mein Vater schwerfällig auf

und küßte sie; darauf gab er uns allen die Hand und ging schweigend zur Ruhe. Wir hörten seinen schweren Schritt auf der Treppe, und uns war bange ums Herz.

Gegen Ende des Jahres 1905 war ernsterer Grund zur Besorgnis vorhanden, denn zu den trüben Ahnungen, wie sie das beginnende Alter mit sich bringt, gesellte sich ein unerklärliches Übelbefinden, bedrückend für jeden, der seine gewöhnliche Rüstigkeit kannte; es war aber damals noch nicht möglich, ihn zur Anrufung des Arztes zu bestimmen oder überhaupt zu klarer Erfassung seines Zustandes zu gelangen, denn er beobachtete nach seiner Gewohnheit über das, was ihn bereits selber beunruhigte, tiefes Schweigen. Nicht zu verkennen war, daß er die Nacht schlaflos lag, vielfach Mahlzeiten zurückwies, mit dem Herzen Unruhe hatte, von kurzen Wegen ermüdet zurückkam und des Abends auf seinem Stuhl plötzlich einschlief. Allerdings mutete er sich auch bei Tage das Erdenklichste zu und kämpfte mit der Anspannung aller seiner Kräfte für sein letztes Werk, die „Abenteuer Reinhard Flemmings“, die er denn auch unter qualvollen Mühen in gewissem Sinne zu Ende gebracht hat. Der Leser wird in diesem Buche keine Spuren der Ermattung finden, und eine spätere Zeit wird wahrscheinlich der Ansicht sein, daß es neben seinen Märchen die Höhe dessen bezeichnet, was ihm als Menschengestalter und in der Belebung deutscher Landschaft gelungen ist. Es ist zugleich ein Abschied von allem, was ihm teuer war, eine Verklärung der

Jugend und ein Dank an die Heimat. Das Werk hat einen Abschluß, freilich nur für den Leser, der den ferneren Plan nicht kennt. Die Schicksale Reinhard Flemmings sollten in einem weiteren Buche (dem vierten) bis in dessen Mannesalter fortgeführt werden, und der letzte Band, die „neue Insel Felsenburg" war gedacht als Robinsonade; mein Vater beabsichtigte darin die höchst seltsamen Erlebnisse des schiffbrüchigen Herrn Wohland zu schildern. Er hatte beide Teile schon im Kopfe fertig und bezeichnete sich gern als Sachverständigen in Schiffsunfällen und tropischen Abenteuern. In der schweigsamen Art Wohlands hat er sich selber gezeichnet; Jorinde, eine Lieblingsgestalt Storms, kehrt wieder in der Erscheinung Lanas, und es ist eigentümlich zu sehen, wie die beiden Kinderbilder, das eine aus dem Anfang, das andere aus den letzten Jahren seiner Kunstübung, beide von dem Schleier des Geheimnisvollen umwebt, dennoch ihre eigentümliche Prägung erhalten haben. Während Jorinde ein Kind der Romantik ist — „Jorinde hat mich angemutet wie eigene Jugend," schrieb Storm —, ist Lana ganz und gar die Schöpfung eines edlen Realismus und wie alle Kindergestalten des Buches mit eigenen Augen gesehen. In keiner seiner Schriften vielleicht sind auch die ihm eigentümlichen Anlagen, die Welt in ihrer Wirklichkeit zu erfassen und hinter dieser Welt das Reich der Phantasie zu offenbaren, gleichmäßiger abgewogen. Unter welchen Qualen er jedoch dies Buch förderte, ist für den Leser nicht zu erkennen;

oft ist Seite für Seite dem Tode abgerungen. Gerade dort, wo er noch einmal aus dem Vollen schöpft, überfiel ihn die alte Künstlerverzweiflung; so schrieb er mir: „Ich quäle mich mit Reinhard Flemming so sachte weiter und komme mir vor wie ein Taschenspieler, der endloses Papierband aus seinem Schädel spinnt und dazu singt: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis! Das sind die sogenannten Freuden des Schaffens."

Am 30. Juli 1906 erschreckte er uns durch frühes Zubettegehen. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand, und am anderen Tage ließ er den Arzt rufen. Aber noch damals glaubte er an eine vorübergehende Ursache und meinte, er habe am Abend zu kalten Wein getrunken. Es trat auch eine täuschende Besserung ein. Er brachte die folgenden Tage viel im Freien zu und ließ sich in einem kleinen Gartengebäude, in dem er früher Hühner gehalten hatte, eine Dunkelkammer einrichten. Es fanden schwere Gewitter statt, und er photographierte Blitze. Überhaupt war es merkwürdig, wie in dieser Zeit fast alle literarischen Interessen von der Anteilnahme an naturwissenschaftlichen Fragen verdrängt wurden. Schon früher hatte ich zuweilen das Gefühl gehabt, er sei eigentlich ein einsamer Waldbaum, der nur vorübergehend die Gestalt eines Menschen angenommen habe. Jetzt sprach er von der Natur wie von einer geheimnisvollen Macht, die ihn widerwillig aus ihrem Bann entlassen habe und ihn zurückfordere in ihr dunkles Reich. Ein wunderliches Verhältnis

hatte er zu den Steinen. Das Wort: „Moränenlandschaft" kehrte immer häufiger in seinen Gesprächen wieder. Die Vögel zogen nach dem Süden, die Obstbäume verstreuten ihre Ernte, auf dem Gartenkies lagen Blumenblätter, und nur selten noch schwankte ein Schmetterling über die Beete. Aber die Steine blieben; das Antlitz der Mutter Erde tat sich hervor aus verwelkendem Grün. Viele Stunden las er in geologischen Karten, und seine Phantasie spürte nach jenen Geröllspuren einer früheren Zeit. Als er erfuhr, daß auch das Dorf Perlin in altem Moränengebiet liege, sagte er: „das habe ich immer gewußt"; es war, als würde er nun eines Tages aufbrechen und in der alten Heimat eine steinerne Verborgenheit aufsuchen und verschwinden in der Heide.

In dieser Zeit kam noch eine Bitte um ein paar Gedichte für ein Kinderbuch an ihn, und er fertigte diese „Bureaugedichte", wie er solche Arbeiten nannte, an, denn er müsse doch dafür sorgen, daß die Seinen zu essen hätten. Ich traf ihn, wie er am Schreibtisch saß und die Bilder, für die er sich begeistern sollte, betrachtete. Ein Anflug der alten Laune kam wie ein kurzer Sonnenblick über ihn: „Sieh mal diese Bilder, das Herz dreht sich einem um, wenn man sie ansieht. Hier hast du eine Waldfee mit einem Kalkgesicht, die sieht aus wie die mageren Jahre Ägyptens — das nennen sie Jugendstil! Und dann die Bilder mit den Pilzen: links machen die Pilze Musik, und rechts werden zwei von ihnen als Waldstrolche in Ketten abgeführt. Er sieht ganz hübsch

aus. Aber mach da mal ein Gedicht von vier Zeilen darüber! Und nun hier das Mädchen in der Waldlichtung; sie hält etwas in der Hand, aber ich weiß nicht, ob es ein Kienapfel, ein Frosch oder ein gefundenes Portemonnaie ist. Ich werde die Kinder in ein paar Versen auffordern, mit mir darüber nachzudenken!" Dann sah er eine Weile aus dem Fenster, wo ein paar Blaumeisen an einer aufgehängten Walnuß herumturnten, und fügte hinzu: „So was muß man nun machen."

Der September kam, und die Beunruhigungen nahmen zu. Er wurde immer müder und war oft ganz abwesend, magerte sichtlich ab und gestand, daß er in der letzten Zeit qualvolle Schmerzen gehabt habe. Eine Untersuchung durch den Hausarzt, Sanitätsrat Dr. Rühl, die er jetzt gestattete, brachte die Gewißheit, daß sich eine Operation kaum noch vermeiden lassen würde. Er litt an rasendem Durst, den er mit verwässertem Rotwein zu stillen suchte. Das Umhergehen im Garten hörte auf; er las in vielen Büchern und legte sie doch stets von neuem überdrüssig aus der Hand. Und wieder kam eine Art von Besserung.

Am 6. September erschien in unserem Hause ein alter brauner Holzkasten mit merkwürdigen silbernen Beschlägen. In dieser Truhe, die mit einer marmorierten Feuersbrunst ausgeklebt war, lagen Briefbündel; es war der Nachlaß einer alten Dame, auf deren Gut mein Vater mit den Seinen in den Sommertagen seines Lebens sehr glücklich gewesen war.

„Seht," rief er, „da kommt die alte Zeit zu mir! In Hohenschwarfs habe ich meinen ersten Rehbock geschossen. Wie jung, wie jung waren wir alle!"

In den nächsten Tagen wurde es ihm zuweilen schwer, sich mitzuteilen oder sich an bestimmte Dinge aus der letzten Zeit zu erinnern. In einem Gespräch erwähnte ich ein tiefsinniges Gedicht von Wilhelm Raabe, dessen Anfangszeilen er mir kürzlich aufgesagt hatte. Er erklärte, daß er das Gedicht noch nie in seinem Leben gehört habe. „Aber es ist schön .. es ist sehr schön: Des Menschen Hand ist eine Kinderhand .."

Er fügte sich jetzt geduldig allen Anordnungen und nahm sogar glasweise den ihm verordneten Heidelbeerwein zu sich, obgleich er sagte, es sei ein schauerliches Getränk und schmecke wie das Blut von schwarzen Fröschen. Eine Todesnachricht erschütterte ihn tief: er las in der Zeitung, daß sein Freund Cramer gestorben sei. Richard Cramer war ein Genosse aus der Bureauzeit. Er war Privatingenieur, Junggeselle, Moltkenatur, empfänglich für Humor und nicht nur seinem Aussehen nach ein Gentleman im höchsten Sinne des Wortes. Seine Berufsbedeutung geht am besten aus der Tatsache hervor, daß die Regierung ihm die Pläne des Nord-Ostsee-Kanals zur entscheidenden Beurteilung vorlegte. Mein Vater verbarg zunächst seine Empfindung und sagte dann: „Einer nach dem andern — Stinde, Cramer — und Jacobsen hat der Förster auch schon gezeichnet."

Am 17. September verhandelte er über jene Vor-

lesung in der Gottsched-Gesellschaft und schlug den 7. November vor. „Zuerst," sagte er später zu mir, „wollten die Gottschedianer (sonderbare Leute, was?) einen berufsmäßigen Rezitator nehmen, aber der läuft ihnen wohl zu sehr ins Geld, und so werden sie den Autor selbst (billig und effektvoll) vorführen: ‚Dies ist der berühmte Humorist Heinrich Seidel, haben Sie keine Angst vor ihm, er tut nur so, wie Sie ihn jetzt sehen!'"

Auch in diesen Tagen setzte er sich wieder an den Schreibtisch und verfaßte die „Naturstimmen"*), Aufsätze, die später mit anderen zusammen in einem großen Werk über Naturbeobachtung vereinigt werden sollten; der zweite schließt mit einem Hymnus auf die Sonne. Es ist das letzte, was er geschrieben hat, und ein nicht unwürdiger Abschluß seiner Lebensarbeit.

Um dieselbe Zeit teilte ihm zum drittenmal eine Redaktion mit, daß sie den zweiten und dritten Band Reinhard Flemmings nicht drucken könne, da das Buch den schon 1899 erschienenen ersten voraussetze, auch den Lesern das Werk kaum genehm sein würde. Die eine jener Zeitschriften brachte damals eine gänzlich minderwertige Frenssen-Nachahmung, die andere einen Unterhaltungsroman aus dem beliebten „Künstlermilieu" Münchens, Werke, die heute wahrscheinlich nur noch Makulaturwert haben. Für meinen Vater bedeutete die Entscheidung den Verlust einer

---

*) Abgedruckt in „Ludolf Marzipanis und anderes". Cotta 1907.

Jahreseinnahme; er sandte nun das Werk an Cotta, und dort wurde sofort die Buchausgabe hergestellt.

Ich habe nicht mehr viel zu berichten. Es ist uns jetzt kein Zweifel, daß mein Vater seit Oktober wußte, was ihm bevorstand. Trotzdem kamen immer noch Stunden, in denen er Pläne machte. Er lag dann wohl auf dem Sofa in seinem Arbeitszimmer, und meine Mutter saß bei ihm. Wenn er dann davon sprach, daß er in Zukunft nur noch plattdeutsche Bücher schreiben wolle oder daß er beabsichtige, einen Band Naturschilderungen herauszugeben, dann konnte er ganz fröhlich werden. Nachmittags sollte er im Bett liegen, und wir dachten auch, er schliefe; er kam aber vor Sorge nicht dazu. Trat meine Mutter ins Zimmer, um ihm den Tee zu bringen, so lächelte er sie an. Einmal sagte er zu ihr: „Ja, mein Mucki, es war alles ein großes Pech!" Er meinte aber nicht seine Krankheit damit. Zur Unterhaltung ließ er sich gern die kleinen Legekästen „Kopfzerbrecher" geben, die, wie er sagte, „nicht nur angenehm nach Leimfarbe duften, sondern auch den Verstand auf den Trab bringen". Dann legte er mit Vorliebe jene Figuren, an denen die übrige Familie verzagt war. Meine Eltern gaben sich in dieser Zeit beide Mühe, einander aufzuheitern und die Hoffnung auf Besserung festzuhalten, die ihnen doch längst entschwunden war. Mein Vater ließ sich pflegen wie ein Kind, und die unendliche Liebe zu unserer Mutter sprach aus jedem Blick, mit dem er ihr nachsah. Ich selber lag damals schwer krank in einem benachbarten Zimmer. So=

lange mein Vater noch im Hause umherging, besuchte er mich; es fiel mir auf, daß er mich jedesmal mit den Worten: „Nun, Herr Kollege?“ begrüßte. Wie das gemeint war, geht aus einem Wort hervor, das er nach solchem Besuch zu meiner Mutter sagte: „Arme Mucki, sie sterben alle um dich herum!“

Ende Oktober begleitete mein Bruder Werner unseren Vater in das Kreiskrankenhaus zu Großlichterfelde. Er ging aufrecht und gefaßt davon und legte den Weg zur Haltestelle der elektrischen Bahn zu Fuß zurück. Nach einigen Stunden kehrte er zurück, scheinbar voller Freude; der Arzt habe gesagt, daß die Operation, die erst in einigen Tagen stattfinden könne, möglicherweise gar nicht so schwer sein werde.

In den folgenden Tagen sank alle Hoffnung. Während er noch kürzlich gemeint hatte: „man kann bei mir eigentlich nicht von ‚Leiden‘ sprechen, es ist nur ‚Unbehagen‘“, nahmen jetzt die Kräfte erschreckend ab, und in seinen Augen war zu lesen, daß er schwer litt.

Am 31. Oktober, mittags, fuhr der Wagen vor, der ihn zur letzten Entscheidung ins Krankenhaus bringen sollte. Er hatte meine Mutter gebeten, ihn nicht zu begleiten; er mochte ihrer Liebe nicht zumuten, was so schwer war; aber nun war es ihr doch noch schwerer, ihn allein zu lassen. Seine Begleitung war wieder sein Sohn Werner, der seinem Herzen besonders lieb war, weil er in ihm ein gutes Teil des eigenen Wesens wiederfand. Er nahm von jedem einzeln Abschied und küßte uns; das tat er sonst, wenigstens bei seinen Kindern, nie. Nicht aufrecht,

sondern zum Sterben müde ging er diesmal aus dem Hause. Vor einem Beet, in dessen Tiefe der kommende Frühling schlief, blieb er einen Augenblick stehen; aber dann hörten wir schon, wie der Wagen auf dem harten Pflaster davonrollte.

Am folgenden Tage schrieb er an meine Mutter, wie gut er in jeder Hinsicht im Krankenhause aufgehoben sei und daß die Operation am nächsten Vormittag stattfinden solle. „Ich habe sehr guten Mut, hoffentlich Ihr auch."

Die Operation wurde am 2. November durch Geheimrat Riese, in Beisein der Sanitätsräte Pyrkosch und Rühl, ausgeführt. Was die Kunst eines Meisters vermochte, geschah. Es gelang nicht, zum Sitz des Leidens vorzudringen; doch wurde zunächst wenigstens Erleichterung geschaffen und die unmittelbare Todesgefahr beseitigt. Während der Narkose hatte das Herz zu ernstesten Bedenken Anlaß gegeben.

Wir fuhren nun abwechselnd ins Krankenhaus und sahen ihn, immer nur auf kurze Zeit. Mein Vater hatte den Arzt um Offenheit gebeten und ließ sich die Fiebertabelle zureichen. Er litt besonders an Herzschwäche und großer Unruhe; die Taschenuhr mußte immer auf seiner Bettdecke liegen. Selbst nahen Freunden wurde der Besuch nicht gestattet, bis plötzlich die Gewährung unter der Bedingung erfolgte: solange der Kranke nichts dagegen habe. Da wußten wir, daß auch der Arzt keine Hoffnung mehr besaß.

Am 3. November war ich zum letztenmal mit

meinem Vater allein. „Mit Reinhard Flemming und was da noch in der Korrektur zu ändern ist — damit mußt du nun allein fertig werden. Ach — es ist mir alles so gleich. Ich denke gar nicht mehr an solche Dinge." Seine schmal gewordene Hand lag auf der Bettdecke, und ich streichelte sie. „Was machst du da?" fragte er. Ich konnte ihm nicht antworten, aber er hatte es wohl doch verstanden.

Am nächsten Tage haben meine Mutter, mein Bruder Helmuth und ich ihn noch einmal gesehen, auch sein einziger noch lebender Bruder, Paul Seidel, war bei ihm; am Abend brachte ihm meine spätere Frau, die er sehr lieb hatte, Veilchen aus seinem Garten.

Dann kam das Ende. In der Nacht auf den siebenten November erschien ein Bote und rief meine Mutter heraus; sie machte sich alsbald mit meinem Bruder Helmuth auf den Weg. Mein Vater hatte sich in jener Nacht zunächst leidlich wohl befunden, als ihn ein erneuter Anfall von Herzschwäche erschütterte. Nach dem Anfall war er ganz heiter und erzählte dem Arzt, er habe wunderlich geträumt, denn irgend jemand sei zu ihm gekommen und habe ihm gesagt: der lange Weg in die Ewigkeit sei gar nicht so schlimm, denn jeder Sterbende bekomme ein Päckchen Tabak mit auf die Reise. Als meine Mutter in das Krankenhaus eintrat, war mein Vater eingeschlafen; es wurde ihr bedeutet, daß ihr Kommen ihn erschrecken könne, sie möge im Nebenzimmer den Tag erwarten. Gegen 8 Uhr morgens wurde sie

von der Schwester gerufen. Bei ihrem Eintritt flog ein Lächeln über das Gesicht meines Vaters. Sie setzte sich neben das Bett und wagte nicht zu sprechen, um ihm das Sterben nicht zu erschweren. Er aber legte alsbald seinen Kopf auf die Seite und schlief ganz still ein. Meine Mutter drückte ihm die Augen zu. Sie konnte nicht weinen; sie sah nur den heiligen Frieden auf seinem Gesicht, der alle Qual und Angst der letzten Tage ausgelöscht hatte.

Am 9. November, dem Todestage seiner Tochter Klärchen, wurde sein Sterbliches in die Kapelle des Lichterfelder Friedhofs in der Moltkestraße überführt.

Am 10. November fand die Beisetzung statt. Viele alte Freunde, die zum Teil ein Menschenalter mit ihm durchwandert hatten, waren erschienen; der Seelsorger unserer Gemeinde, Pfarrer Max Stolte, hielt eine Gedenkrede in Wahrheit und Liebe, und Kinder warfen Blumen in das offene Grab.

Auf dem grünen Hügel wächst jetzt die wilde Rose, und die Linaria umspinnt ihn mit ihren zierlichen Ranken. Der granitene Gedenkstein trägt nur den Namen meines Vaters sowie den Tag seiner Geburt und seines Scheidens. Wenn aber der Sommer kommt, dann neigen sich über die Mauer seines „letzten Gartens" rotblühende Kastanienwipfel.

* * *

Es war so wunderlich, in den kommenden Monaten daran zu denken, daß er sein Haus verlassen habe. Er hatte allem den Stempel seines Wesens auf-

gedrückt, und in unserem ganzen Heim war fast kein Nagel, den seine Hand nicht eingeschlagen hatte. Seine Feder lag auf dem immer noch gefüllten Tintenfaß, am Bücherbord hing eine Strähne Bast, mit der er in der Zeit der Herbstwinde und Winterstürme seine jungen Bäume und Rosenstöcke festband, in seiner Schreibmappe fanden sich Aufzeichnungen über die nächsten Kapitel Reinhard Flemmings. Wie seltsam war es mir, als ich beim Korrigieren der letzten Druckbogen die Worte las: „Wir fuhren zum nächsten Gute, wo ich Abschied von Lana nahm ..." „Er sieht sie ja nie wieder!", sagte eine Stimme in mir, „und er soll sie doch heiraten!" Allerlei Erlebnisse kamen, die uns den unwillkürlichen Gedanken nahe legten, sie meinem Vater zu erzählen. So erhielt meine Mutter von einer Unbekannten einen Brief, in dem sie unter Anrufung des göttlichen Namens beschworen wurde, die zuletzt von meinem Vater benutzten Medizinflaschen bereitzustellen. Dann hieß es: „Und dies ist das Zeichen: es wird eine Frau in einem reichgestickten Mantel kommen, die ist die rechte." Die Frau in dem reichgestickten Mantel — einem alten Abendmantel mit Fuchspelz — erschien tatsächlich und stand plötzlich in der Glasveranda, obgleich die Gartentür ihretwegen geschlossen gehalten wurde. Sie wurde, ohne ihre Zaubertränke zu erlangen, abgewiesen; ich glaube aber, daß mein Vater für diese kleine Seltsamkeit etwas übrig gehabt hätte.

Lange quälte uns der Gedanke an die vielen Sorgen, die sein letztes Lebensjahr verdunkelt hatten.

Eigentümlicher Weise löste mir ein Traum alle die Gedankengespinste auf, die mich damals beunruhigten. Ich war wieder in unserem alten Hause am Karlsbad, die Silberpappel, in der Krähen und Märchenkinder wohnten, rauschte mit ihren blanken Blättern, und eine Stimme sagte zu mir: „Nun wohnen in dem alten Haus nur noch Abstrakta!" Da stand ich auch schon in der schmalen Stube, die zwischen dem Eßzimmer und dem Schlafzimmer der Eltern lag, und sah mich verwundert um. Es stand dort aber ein roter geblümter Lehnstuhl mit Ohrenklappen und Armlehnen, und darin saß eine greise, zusammengesunkene Frau mit grellen blauen Augen und sah mich an.

„Guten Tag, Großmutter," sagte ich, „wir kennen uns wohl noch nicht!" —

„Ach — wir kennen uns nicht! Sagt er so? Mein Junge, wir kennen uns schon dreißig Jahre, denn ich bin ja die Zeit!"

„Du siehst alt genug dafür aus!" fuhr es mir heraus.

Da fingen die gebrechlichen Kinnladen an zu zittern, und die Frau schrie: „Alt, alt! Ich bin nicht alt, ich bin nur die jüdische Zeit! Da sollst du mal die wirkliche Zeit sehen, die sie aus den Kalksteinen ausgegraben haben, d i e sieht alt aus — aber die wird nicht mehr gezeigt, die wird nicht mehr gezeigt ..."

Mir ward ganz seltsam zumute, und ich trat an die Tür zum Schlafzimmer der Eltern und drückte die Klinke nieder. Da stand ein uraltes Bauernbett,

und darin lag als ein sauberes Gebein der Tod. Der Tod aber sah mich ganz freundlich an, und ich hatte merkwürdigerweise auch gar keine Furcht vor ihm. „Du bist Gottes Diener," sagte ich. Er nickte und sprach: „Ja, das bin ich; und ein Gentleman bin ich auch." —

Ich erwachte von diesem Traum und hatte das Gefühl, als sei irgendeine Last von mir genommen. Dann kam vieles, was die Erinnerung an dies Gesicht verblassen ließ, aber noch einmal mußte ich daran denken, als in einer Gedenkfeier für meinen Vater Chorgesang süßer Stimmen aufstieg: „... Sanft, wie du lebtest, hast du vollendet ... zu heilig für den Schmerz. Kein Auge wein' ob des himmlischen Geistes Heimkehr ..."

Auch der Gedanke an das Werk unseres Vaters, in dem ein gutes Teil seines Wesens fortdauert, hat die Seinen in jenen Tagen beschäftigt. Es war im Frühling 1907, und ich kehrte zu kurzem Besuch ins Elternhaus zurück. Durch den Garten schreitend fragte ich meinen Bruder Werner nach dem, was mein Vater noch im letzten Jahr gesäet und gepflanzt hatte. „Es steht gut," antwortete er, „hier und da ist etwas erfroren, aber das meiste ist durch den Winter gekommen!" Und dann freuten wir uns an seinem Garten, über den ein grüner Schein lief, während aus der dunklen Erde blaue und gelbe Sterne hervorsahen und in der Sonne leuchteten.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ldrbd. = Lederband, Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Die wunderbare Brücke und andere Geschichten — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Das verlorene Wort. Roman — Geh M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Andreas-Salome, Lou, Fenitschka — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Ma. Ein Porträt. 4. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Ruth. Erzählung. 6. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Aus fremder Seele. 3. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Wolken und Sunn'schein. 5. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Yorcks Offiziere. Roman von 1812/13. 2. u. 3. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Auerbach, Berthold, Barfüßele. 43. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Sämtliche Schwarzwälder Dorfgesch. 4 Bände
Geh. Bd. 1: M. 1.80; Bd. 2: M. 1.80; Bd. 3: M. 2.—; Bd. 4: M. 1.80
Lnbd. Bd. 1: M. 2.50; Bd. 2: M. 2.50; Bd. 3: M. 2.70; Bd. 4: M. 2.50

—„— Auf der Höhe. Roman. 2 Bände — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20

—„— Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20

—„— Spinoza. Ein Denkerleben — Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 1.70

—„— Drei einzige Töchter. Novellen. 4. Aufl. — Lnbd. M. 3.—

—„— Deutsche Illustrierte Volksbücher. 2 Bände — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.60

—„— Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte — Geh. M. 1.40, Lnbd. M. 2.10

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen 17. Tsd. — Lnbd. M. 3.—, Ldrbd. M. 5.—

—„— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tsd. — Lnbd. M. 3.80, Ldrbd. M. 5.80

—„— Aus der Jugendzeit. 9. Tsd. — Lnbd. M. 6.20, Ldrbd. M. 8.—

—„— Neue Märchen. 8. Tsd. — Lnbd. M. 4.—, Ldrbd. M. 6.—

—„— Sommermärchen. 40. u. 41. Tsd. — Lnbd. M. 4.20, Ldrbd. M. 6.—

Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben 2. u. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Bob, der Sonderling. 4. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 12. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Birt, Th., Menedem. Die Geschichte eines Ungläubigen — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Um Helena. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Ein königlicher Kaufmann. Hanseatischer Roman 13.—15. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Nur wer die Sehnsucht kennt... Rom. 6. u. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Busse, Carl, Federspiel. Westl. u. östl. Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die Schüler von Polajewo. 2. völlig veränd. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Im polnischen Wind. Ostmärk. Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. — Geh. M. 7.—, Lnbd. M. 9.—

Ebner-Eschenbach, Marie v., Die erste Beichte. Miniatur-Ausgabe. Mit Porträt. 2. Aufl. — Lnbd. M. 2.—

—„— Bozena. Erzählung. 9.—11. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Erzählungen. 6. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Margarete. 7. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis — Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

El-Correï, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Engel, Eduard, Paraskewúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 9. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bde. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 3. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 8.—
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Frei, Leonore, Das leuchtende Reich. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte
Roman. 3. Aufl. 2 Bände Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Harbou, Thea, v., Die nach uns kommen. Roman
2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. Ein moderner Totentanz. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Joggeli. Geschichte e. Jugend. 18.—22. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 61.—65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 37.—41. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Da träumen sie von Lieb' und Glück!
Drei Schweizer Novellen. 21.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Felix Notvest. Roman. 17.—20. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 56.—60. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman
Mit Porträt. 31.—35. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 7.—10. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Burgkinder. Roman. 56.—60. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman
19.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Es gibt ein Glück ... Novellen. 26.—30. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hanseaten. Roman. 56.—60. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das Lebenslied. Roman. 48.—52. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 36.—40. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähl. 10.—12. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 76.—80. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman. 50. Aufl. Mit Porträt Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 7. u. 8. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 12. Aufl. Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen a. e. Alltags-
leben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Geburt der Venus. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Heyse, Paul, Das Haus „Zum unglaubigen Thomas“ und andere Novellen — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman. 2 Bde. 26.—28. Aufl. — Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Helldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Himmlische u. irdische Liebe u. a. Novellen. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl. — Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder 2.—4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände 12. u. 13. Aufl. — Geh. M. 7.50, Lnbd. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Aufl. — Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. 6. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 2 Bde. 14. u. 15. Aufl. — Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Aufl. — Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Crone Stäudlin. Roman. 5. u. 6. Aufl. — Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte 5. u. 6. Aufl. — Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Novellen — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Vroni und andere Novellen — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Xaverl und andere Novellen — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Aufl. — Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Novellen — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl. — Lnbd. M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 3. Aufl. — Lnbd. M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer — Und sowat mehr. Zwei Erzählungen — Lnbd. M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 6. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Urslei dem Jüngeren. Roman. 11. u. 12. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes, s. Kügelgen
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände. 61.—70. Aufl. — Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Martin Salander. Roman. 44.—48. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 69.—73. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Züricher Novellen. 68.—72. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen — Sieben Legenden 55.—60. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. — Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung Miniatur-Ausg. 7. Aufl. — Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nordische Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Krauel, Wilhelm, Von der andern Art. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Original-Ausg. 26. u. 27. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40

Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Italienische Erzählungen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Phantasieen und Märchen Eleg. kart. M. 3.—

—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50

Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Lilienfein, Heinrich, Von den Frauen und einer Frau Erzählungen und Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Ideale des Teufels. Eine boshafte Kulturfahrt 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Die große Stille. Roman. 2. u. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman 2 Bände. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50

—„— Arme Mädchen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Mauthner, Fritz, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit Fabeln und Gedichte in Prosa 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Moersberger, Felicitas Rose, Pastor Verden. Ein Zeitroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die Vernunftheirath und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

Proelß, Johs., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Redwitz, O. v., Hymen. Ein Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Am Feierabend. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—

—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—

Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen Gesamt-Ausgabe. 9. Aufl. (46.—50. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe. 2. Aufl. (3. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamt-Ausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben Gesamt-Ausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 9. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlasse herausg. v. H. W. Seidel. 2. Tsd. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Seidel, H. Wolfgang, Erinnerungen an Heinrich Seidel Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Für Dich. Roman. 16.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Herzblut. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebestrank. Roman. 16.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Montblanc. Roman. 8. u. 9. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 6.—8. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der weiße Tod. Roman. 19.—23. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Sudermann, Hermann, Es war. Roman 51.—55. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung 31.—33. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg Roman. 81.—85. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Hohe Lied. Roman. 56.—59. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Die indische Lilie. Sieben Novellen. 21.—25. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—, Hlbfrzbd. M. 4.50
—„— Frau Sorge. Roman. 126.—135. Aufl. Mit Jugendbildnis Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Frau Sorge. Roman. 100. Aufl. Mit Porträt Buchschmuck von J. V. Cissarz Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten 35. u. 36. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Vockeradt, Emma, Wanderer im Dunkeln. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Voß, Richard, Alpentragödie. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Römische Dorfgeschichten. 5. verm. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben 2. u. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„ Der Polyp u. andere römische Erzählungen. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Richards Junge. (Der Schönheitssucher) Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Adonis u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Wilbrandt, Adolf, Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Dämonen u. andere Geschichten. 3. u. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 5. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Erika — Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Fesseln. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Franz. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 4. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 7. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Irma. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Novellen	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Opus 23 und andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Osterinsel. Roman. 5. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Familie Roland. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 8. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Tochter. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman 18. u. 19. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wohlbrück, Olga, Die neue Rasse. Roman 2.—5. Aufl.	Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung. 2. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Du bist mein. Zeitroman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
